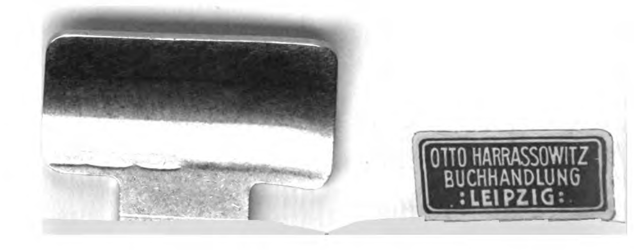


Ferdinand Hirt
in Breslau
*




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Schlesisches Volkstum

Quellen und Arbeiten
der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgegeben von

Theodor Siebs

Band 1

Schlesische Volkskunde

Ferdinand Hirt in Breslau
Königsplatz 1
1925

Schlesische Volkskunde

auf kulturgeschichtlicher Grundlage

von

Joseph Klapper

Ferdinand Hirt in Breslau
Königsplatz 1
1925

Mit 61 Bildern

Dem schlesischen Volke



Leitspruch

Schlesisch Land schlesischem Volk!
unzerstückt und unbeschnitten;
fest umschlingt ein Stammesband
Städte, Dörfer, Recht und Sitten,
Unter-, Ober-, Mittel-Land.
Wie des Feuers Glut und Flammen
schlesisch Land und Volk zusammen!

Therese Dahn

Schlesien in slawischer Zeit

Lagen doch Schlesiens Wälder noch unter dem Urwald verborgen.
Denn dort lebte in Trägheit dahin der ärmliche Pole,
und nur der leichteste Boden erschloß sich dem hölzernen Pfluge,
den ein Gespann von Ochsen, auch Rindern, mit Mühe erschleppte.
Weder Städte noch wehrhafte Flecken sah man im Lande:
bei der Burg nur ein offener Markt mit Schenke und Kirche.

Der Mönch von Leubus

Vorwort

Die Volksüberlieferung ist der Inbegriff dessen, was als Erbe der Väter noch in den breiten bodenständigen Volksschichten weiterlebt. Die Volkskunde sammelt, ordnet und deutet diese Überlieferung. Die Wissenschaft soll dem Leben dienen. Die Ergebnisse der Volkskunde als Wissenschaft sollen dem Volke die Einsicht erschließen in die Grundlagen seiner Bildung, in ihr Werden und ihren Wandel; sie sollen das Urteil schulen über die Kräfte, die in unseren volkstümlichen Überlieferungen wirksam sind, wie über die Schwächen unserer Volksart, die sich in ihnen offenbaren. Volkskunde will nicht zur Pflege von Überlieferungen führen, die ihren Daseinswert verloren haben, aber sie will die bewußte Freude an dem erworbenen Besitze, an dem noch heute Wertvollen, Lebensfördernden pflegen und die Verpflichtung wachrufen, die Volksgüter zu schützen und in gesundem, maßvollem Wandel den Bedürfnissen des gesamten Volkes entsprechend umzuformen. Volkskunde als bewußte Bildungsarbeit muß geschichtlich begründet werden. Die Landschaft, die Kulturwelt der deutschen Siedler des dreizehnten Jahrhunderts, die Wesensart und Überlieferung der slawischen Einsassen Schlesiens, Kirche, Mönchsbildung, Einflüsse des Rittertums, des gelehrten Wissens, die Bildung der Nachbarländer deutscher und fremder Zunge, vor allem die schöpferische Tat der eigenen, jahrhundertelangen Kulturarbeit der Schlesier, all das ist Grundlage für Geist, Gemüt und Lebensführung des schlesischen Volkes unserer Zeit geworden und muß in einer Volkskunde Schlesiens klargestellt werden, wenn wir zur Erkenntnis der Eigenart der Schlesier kommen wollen. Somit müssen manche Gebiete der schlesischen Kulturgeschichte und der Heimatkunde in den Rahmen einer Volkskunde aufgenommen werden, soweit auf ihnen die heutige Überlieferung ruht und durch sie verständlich wird. Aus der langjährigen Sammlungs- und Forschungsarbeit der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde soll hier ein Gesamtbild geformt werden, das die Hauptfragen der schlesischen Volkskunde herausstellt und zu neuer Sammlung und Forschung aufruft. Die Liebe zur schlesischen Heimat zwang mich zu diesem Versuche. Dem schlesischen Volke ist das Buch gewidmet.

Breslau, Weihnachten 1924. Dr. Joseph Klapper.

Inhalt

Abkürzungen:

MSG. = Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde; arab. Ziffern = Heftzahl, röm. Ziffern = Bandzahl.

Hs. = Handschrift der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau.

I

Siedlung und Recht

Grenzen. Eine schlesische Volkskunde kann an den durch Willkür gezogenen Landesgrenzen nicht Halt machen; sie reicht hinüber zu den Landsleuten, die durch jahrhundertealte Bande gemeinsamen Geschicks geistig, wirtschaftlich und überlieferungsgeschichtlich mit dem Oderstromlande verwachsen bleiben.

Vorgeschichte. Seit etwa 150 bis 100 v. Chr. dringen in Posen, Schlesien und Westpolen Wandalen oder Wandilier ein, denen um 100 v. Chr. nordgermanische Silingen von Seeland aus oderaufwärts bis zunächst in die Gegend von Guben folgen. Sie verlassen um Christi Geburt die Sitze an der Lausitzer Neiße und der angrenzenden Oder, dringen bis in die Zobtengegend vor und geben so Schlesien den Namen, während die Wandalen sich um 100 n. Chr. vielleicht schon bis nach Oberschlesien ausdehnen. Die Silingen und Wandalen waren Kriegervölker, aber vertraut mit Landbau und Viehzucht. Im 5. Jahrhundert, um dieselbe Zeit, als in Mähren die Quaden und in Böhmen die Markomannen im Strome der Völkerwanderung nach Süden und Westen getrieben wurden, verließen auch die Silingen ihre Sitze, um mit dem Hauptstamme der Wandalen über Spanien nach Nordafrika zu ziehen. Noch um 550 n. Chr. sollen nach Prokops Geschichte der Wandalenkriege die nordafrikanischen Wandalen mit zurückgebliebenen Stammesgenossen über Besitzrechte an der alten Heimat verhandelt haben. Danach ist anzunehmen, daß doch ein nicht unbedeutender Teil im Oderlande zurückblieb, von dem die langsam nachdrängenden Slawen neben germanischem Kulturgute auch Orts-, Landschafts- und Flußnamen übernommen haben mögen. So sind die Namen des heiligen Berges der Silingen und des Silingerflusses von den Slawen zu Slenz und Slenza umgebildet worden, wofür erst spät die Namen Zobten (Sabbatmarkt) und Lohe getreten sind.

Slawenzeit. Die Slawen werden durch Jahrhunderte ohne staatlichen Zusammenschluß in kleinen Geschlechtsverbänden gelebt haben, ehe sie unter Häuptlingen zu Gauen zusammengefaßt wurden.

Böhmen beherrschte Schlesien bis an die Oder und die Lausitzer Neiße, bis im Jahre 990 Dago-Misica, der Gründer des polnischen Reiches, Schlesien eroberte und im Jahre 999 auch Oberschlesien von Boleslaw Chrobry unterworfen wurde. Die Siedlungen blieben dürftig; von der Hirschberger Gegend bis zur Bobermündung schließt ein meilenbreiter Wald das Gebiet gegen Westen ab; dieser Wald dehnt sich über einst besiedelte Gegenden aus. Über 250 m Seehöhe sind Slawensiedlungen nur an den aus dem Lande führenden Verkehrswegen emporgestiegen. In slawischer Zeit kommt eine Siedlung auf etwa 11000 ha Siedlungsgebiet.

Straßen. Seit der Steinzeit lassen sich wichtige Einfallswege für die Siedler erkennen. Der erste führt aus dem March- und Beczwatale über die Mährische Pforte ins Tal der oberen Oder und an ihrem linken Ufer über Ratibor in die Lohegegend bei Breslau; der zweite aus dem Tale der Mettau einerseits in das der Steine, anderseits in das der Weistritz bei Reinerz und nach der Vereinigung dieser beiden Täler bei Glatz als 'böhmischer Saumpfad' durch den Warthapaß und westlich an Frankenstein vorüber über Nimptsch zur Oder; der dritte führt von Norden über Krossen, Grünberg, Beuthen, Glogau, Steinau, Parchwitz, Neumarkt nach Breslau; daneben geht auf der rechten Oderseite ein gleichlaufender Weg, von dem noch Stücke bei Kontopp nachweisbar sind, die im Volke den Namen 'Judenweg' tragen; dieser Weg soll über Winzig nach Breslau geführt haben; er nahm den vierten wichtigen Weg über Militsch und Trebnitz auf; der fünfte Weg, die 'Hohe Straße', 'via regia', ist die Handelsstraße, die über Krakau, Breslau, Görlitz den Osten mit dem Westen verbindet.

Slawengaue. Die Prager Bistumsurkunde vom Jahre 1086 nennt als Gaue der schlesischen Slawen: Slasane (Loheland), Trebovane (um Liegnitz), Boborane (oberer Bober), Dedosese (östlich des Bobers). Dazu kommen die Gaue: Milzane (Oberlausitz), die Lusizi (Niederlausitz), der Gau Zagost (Laubaner Kreis), der Gau der Opolini (nördlicher Teil Oberschlesiens) und der Gau der Golensici (südlicher Teil Oberschlesiens, genannt nach der Burg Gradice Golensizeske bei Troppau). Um 1200 war Schlesien infolge

des Erbrechts der Piasten schon fast in so viele Herrschaftsgebiete zersplittert wie im 18. Jahrhundert.

Kastelle. Die alte polnische Kastellaneieinteilung kennt folgende Kastelle: Auras, Beuthen a. O., Breslau, Bunzlau, Eulau, Glatz, Glogau, Greiffenstein, Gröditzberg, Kemnitz, Lähn, Lissa, Liegnitz, Lüben, Militsch, Naumburg a. B., Nimptsch, Oels, Ritschen, Sagan, Sandewalde, Schweinhaus, Steinau, Striegau, Wartha, Zobten; dazu in Oberschlesien: Beuthen O.-S., Kosel, Nicolai, Oppeln, Ottmachau, Ratibor, Tost. Die päpstlichen Schutzurkunden von 1155 und 1245 fügen hinzu neben einigen anderen unbekannten Gramolin (vielleicht Grädiꜩ, Kr. Schweidnitz) und Secesko.

Einführung des Christentums. Das Bistum Breslau bestand schon im Jahre 1000; Kaiser Otto III. unterstellt es, als er in diesem Jahre seiner Verehrung für den hl. Adalbert durch die Gründung des Erzbistums Gnesen Ausdruck gibt, diesem neuen Erzbistume. Zur Zeit des Peter Wlast, um 1100, ist in Schlesien die Einführung des Christentums durchgeführt. Benediktiner werden in Breslau auf dem Elbing, dann in Leubus angesiedelt. Peters Bruder Boleslaw gründet die Breslauer Adalbertkirche. Augustiner-Chorherren aus Arrouaix in Flandern ziehen zunächst auf den Zobtenberg, dann nach Gorkau und endlich auf den Sand nach Breslau. Unter Bischof Walter (1149–1169) wird die Breslauer Martinsabtei mit Prämonstratensern besiedelt, die gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Elbingkloster der Benediktiner übernehmen. Ottmachau wird Besitz des Bischofs. Boleslaw der Lange (1163–1201) ruft aus Pforta an der Saale gegen 1175 deutsche Zisterzienser nach Leubus. Der Johanniterorden erbaut eine Kirche in Groß-Tinz bei Nimptsch. Wir stehen hier schon in den Anfängen der deutschen Kolonisation.

Altgermanische Dorfanlage. Der Gang der Besiedlung des Oderlandes läßt schon vermuten, daß das Bild des schlesischen Dorfes eine Mannigfaltigkeit aufweisen muß, die sich kaum in einer anderen Landschaft wiederfindet. In der altgermanischen Siedlung erhob sich im Mittelpunkte des vom Familienoberhaupte verwalteten Sondereigens das Haus. Zu beiden Seiten des in Sondereigen aufgeteilten

Gebietes erstreckte sich die Allmende, das der Niederlassung gemeinsame Weideland, das wieder vom Allmendewalde umschlossen wurde. Dieser Teil des Waldes besaß bereits Lichtungen. Ihn umschloß der schützende Grenzwald, ein undurchdringlicher, sumpfiger Urwald, durch den nur schmale Fußsteige führten.

Slawendörfer. Wieviel beim Abzuge der Silinger an solchen Dorfanlagen von den nachdrängenden Slawen einfach übernommen wurde, wissen wir nicht. Aber es ist nicht angängig, die Rundlinge, die wir in Schlesien finden, als typische slawische Dorfanlage zu betrachten. Die Slawen haben überwiegend das Straßendorf. Die Höfe reihen sich auf beiden Seiten der Straße dicht aneinander; die Äcker zeigen eine wenig regelmäßige Verteilung. Der Rundling ist wohl erst bei den Slawen entstanden, als die ununterbrochenen Kriege mit dem Westen zu einer befestigteren, dichtgedrängten Siedlung in Kreis- oder vielmehr Hufeisenform zwangen. Die Türen gehen auf die Innenseite des Runddorfes; die Scheunen liegen im Außenringe; in der Mitte ist der Ort für das Vieh mit Teich oder Bach; eine einzige Zufahrt führt ins Dorf hinein; ringsherum liegen die Gärten und Felder. Möglicherweise hat die Aufstellung der Wagen zur Wagenburg das Vorbild dazu abgegeben. Mit fortschreitender Erbteilung mußten neue Stellen außerhalb der ursprünglichen Feldmark gesucht werden, die wieder gleichmäßig an die Dorfinsassen verteilt wurden, so daß mit der Zeit eine wirre Gemengelage der Feldanteile entstand. Auch Neusiedlungen wurden erforderlich. Die Ausbildung eines reicheren adligen Standes führte zur Verſklavung der ärmeren Dorfgenossen, die schließlich das Verfügungsrecht über ihre Feldanteile einbüßten und Fronarbeit leisten mußten. Neusiedlungen zeigen von nun an den Namen des adligen Gründers. Schlesische Grundherren setzten ihre Handwerker und Hofbedienstete teilweise nach ihrer Beschäftigung getrennt in Dörfern an, die meist nicht weit vom Sitze der Herren lagen.

Slawische Dorfnamen. Ein Teil der Dorfnamen weist darauf hin, daß dort die Jäger, Falkner, Fischer, Biberjäger, Hundewärter, Schildmacher, Schweinehirten, Bäcker, Köche usw. wohnten. Scheitnig führt seinen Namen auf den Stamm 'szczyt', 'Schild', zurück;

das einst in der Gegend des heutigen Packhofes in Breslau vorhandene Dörfchen Sokolnice ist von 'sokolniki', 'Falkner', Gabitz von 'gajowy', 'Förster', Schweinern von 'swinary', 'Schweinezüchter', Zessel von 'cieśle', 'Zimmerleute', Strehlen und Groß-Strehlitz von 'strzelce', 'Schützen,, 'Jäger', Kobelnik und Kobylnik von 'kobylniki', 'Gestütswärter', Kunern von 'koniarze', 'Pferdezüchter' abzuleiten. In Kawallen wohnten die Schmiede, in Zedlitz Bienenzüchter. Andere Ortsnamen weisen auf die Bodenbeschaffenheit oder Lage hin. Kamenz kommt wohl nicht direkt von dem Wort für 'Stein', sondern von 'kámenec', 'Alaun', her; Tscheppine ist wohl 'verwachsener Sumpfort'. Wyssoka, Wessig, Weißig gehören zu 'wyssoki', 'hoch'; Mokrau, Muckerau zu 'mokra', 'naß'; Suchau, Zauche zu 'sucha', 'trocken'; Wessolla, Weschelle zu 'wesola', 'fröhlich'; Priedemost zu 'przed most', 'vor der Brücke'; Zamoscie bedeutet 'hinter der Brücke'; Zaborze 'hinter dem Walde'; Sakrau, Sackerau, Sackerschöwe gehen zurück auf Zakrzewo 'hinter dem Busch'. Auch zwei Hauptwörter oder Eigenschafts- und Hauptwort können sich verbinden: Xiondslas bedeutet 'Priesterwald', Kobylagora 'Stutenberg', Novylas 'Neuwalde'. Zu dem ältesten Stammbestande werden die Bezeichnungen der Fliehburgen gehören: Grottkau, Grottki, Grottkeberg, Gröditz, Groditz, Kritschen, Ratsch, Hratschein, Ratschin, Ratschenberg enthalten polnisch 'grod', tschechisch 'hrad', 'Burg, Lager'. Mit 'strzedz', 'bewachen', hängen die Namen alter Wachthäuser zusammen: Striegau, Striegelmühle, Striese, Striege, Striegendorf. Auf einen befestigten Wohnplatz deutet Tinz, entsprechend polnisch 'tyn', 'Zaun'. Trebnitz ist von 'trzebic', 'ausroden', gebildet. Die Slawensiedlungen waren zunächst S i p p e n d ö r f e r; einige wenige engverwandte Familien standen hier unter der Leitung eines Geschlechtsältesten, des Supan, der der Siedlung auch den Namen gab. Der Sohn des Johann, Jan, etwa hieß Janic oder mit der die Zugehörigkeit bezeichnenden Silbe erweitert: Janowic; die Kinder des Jan hießen dann Janowici; diese Mehrzahlform bezeichnete schließlich auch den Wohnsitz der Nachkommen; das daraus weitergebildete Janowice wurde endlich als Janowitz eingedeutscht. Die Zahl der schlesischen Ortsnamen mit

der Endung: 'itz', 'witz' ist sehr groß. Dazu treten als Gründungen durch einzelne die sogenannten Besitzdörfer, deren Name oft auf 'ow', 'owa', 'owo' gebildet wurde: Janow, Janowa, Janowo, so daß bei der Angleichung an das Deutsche Bildungen wie Jankau, Jenkau, Kuhnau entstehen mußten; an das deutsche Wort 'Aue' ist hier somit nicht zu denken. Diese Gründungen mögen einst Einzelhöfe oder Weiler gewesen sein. Mois ist aus der Verschmelzung des deutschen 'im' mit dem nicht mehr verstandenen 'Ujazd', 'circuitus', 'Grenzumritt im Sinne der Besitzergreifung' entstanden; es handelte sich also um einen Versuch innerer Kolonisation durch Anlegung von Freigütern im Walde für Polen.

Soziale Lage der slawischen Bauern. Das Los der Bauern hing eng zusammen mit der ständischen Gliederung. Neben dem Herrscher steht die Szlachta, der Adel der alten Zupanengeschlechter. Aus dem Adel ging die Geistlichkeit hervor; unter dem Adel standen die Ritter, die auf den Landburgen saßen und auf Herzogskosten dort lebten. Alle anderen gehörten zu den Opolebauern oder Kmeten, den besitzlosen Hörigen. Ihnen ist auf beliebige Zeit vom Fürsten Acker zur Nutzung überlassen gegen eine Reihe drückender Abgaben und Dienste, die insgesamt das 'polnische Recht' ausmachen, wie Burgwachtdienst, Pflicht, für den Unterhalt des Fürsten und seines Gefolges auf Reisen zu sorgen, Abgaben von Vieh, Getreide und Honig, Pferdevorspanndienste, Pflicht, Wagen zu stellen, Brücken und Wege zu bauen. Entweichen von der Ackerscholle wurde schwer bestraft. Bis zu fünf Tagen in der Woche waren die Bauern ihrem Herrn zu Robotdiensten verpflichtet. Ihre Stellen konnten in Oberschlesien bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft im Anfange des 19. Jahrhunderts von der Gutsherrschaft nach Belieben vergeben werden; bis dahin durfte auch kein Bauer ohne Genehmigung des Herrn heiraten; die Kinder mußten wieder Bauern werden; sie waren verpflichtet, dem Gutsherrn als Knechte und Mägde zu dienen. Ohne Erlaubnis des Herrn durften sie weder ein Handwerk lernen noch Bildungsanstalten besuchen. Bei der Regulierung am Beginn des 19. Jahrhunderts erhielten die Bauern zwei Drittel des Ackers, den sie bisher zur

Nutznießung hatten, gegen eine entsprechende Rente an den Gutsherrn. Erst nach Ablösung dieser Rente sind die Bauern zinsfreie Besitzer ihres Anwesens geworden. Diese lastenden Verhältnisse haben die gesamte volkstümliche Überlieferung in den polnisch-oberschlesischen Dörfern bis in die Gegenwart stark beeinflußt. Der wirtschaftliche Ertrag des slawischen Dorfes war unter solchen Verhältnissen gering. Der mit Ochsen bespannte hölzerne Hakenpflug reichte nur für leichten Sandboden aus. Städte wie im Westen gab es nicht; neben der 'Burg' liegen ein ungeschützter Marktplatz, die Schenke und die Holzkirche. Nicht der Körnerbau, sondern der Anbau der raschkeimenden Hirse überwiegt. Ertragreicher als die Ackerwirtschaft ist die Vieh- und Weidewirtschaft. Daneben stehen Jagd, Fischerei und Bienenzucht. Die Rohprodukte werden gegen Erzeugnisse des Gewerbes der Nachbarländer getauscht; die fremden Händler sind Deutsche, Juden und auch Muselmanen. Die Marktflecken besaßen keine freie Verfassung, keine Selbstverwaltung, keinen freien Bürgerstand. Der Kastellan, ein Adliger, der mit der in Wall, Graben und Holzverhau gesicherten Landesburg saß, hatte für Ordnung, für die Eintreibung der Abgaben und die Leistung der Dienste zu sorgen; er war Gerichtsherr und Führer im Kriege.

Deutsche Dorfsiedlungen. Wenn die Bodenerträge gehoben werden sollten, mußte ein neuer Bauernstand angesetzt werden, der mit vollkommeneren Werkzeugen und besseren Arbeitsmethoden vertraut war. Boleslaw hatte in Deutschland die Blüte der deutschen Landwirtschaft beobachten können; er begann das große Werk der deutschen Kolonisation, die unter Heinrich dem Bärtigen zielbewußt fortgesetzt wurde, bis sie durch die Mongoleneinfälle einen ersten Abschluß fand; sie wurde in den folgenden dreißig Jahren bis 1270 neu aufgenommen und bedeutend verstärkt und hatte noch in einem dritten Abschnitte bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinein eine schöne Nachblüte. Die aus dieser Siedlungszeit stammenden schlesischen Dörfer tragen alle das gleiche Gepräge noch in unseren Tagen und geben der schlesischen Landschaft ihr Eigenbild. Ihre Namen, ihre Verfassung, ihre Flureinteilung, die Anlage der Wirtschaften, alles ist Erbe des deutschen Kolonisationszeitalters.

Das Gründungsverfahren. Das Verfahren bei der Ansiedlung entsprach dem in Norddeutschland üblichen. Ein Unternehmer, 'locator', gewöhnlich ein Ritter, doch auch nicht selten bürgerlicher Herkunft, schloß mit dem Grundherrn den Vertrag über die neue Anlage. Dann warb er eine nicht zu bedeutende Zahl Bauern, die mit ihren Angehörigen, ihrem Haus- und Ackergerät auf den neuen Grund geführt wurden. Die Grenzen wurden durch Malsteine, Erdhaufen oder natürliche Linien abgesteckt und der Boden in Hufen, 'mansus', zerlegt; die Hufe war ein Landstück, das mit einem Pfluge bearbeitet werden konnte. Die Größe einer Hufe wechselt; eine Königshufe mag etwa 47,7 ha, die kleine oder flämische 16,8 ha, die große oder fränkische 25,2, nach Meitzen 31,87 ha, betragen haben. Jeder Bauer erhielt eine Hufe (Hübner), die erbliches Zinsgut blieb. Jedes deutsche Dorf bekam seine eigene Kirche, die meist mit zwei Freihufen bewidmet wurde; Gemeindewiese und Gemeindewald wurden abgetrennt. Der Unternehmer erhielt etwa ein Sechstel der gesamten Flur als erblichen abgabefreien Besitz. Für sorgfältige Wahrung der Grenzlinien sorgten die an den Grenzen aufgelesenen Steine, die 'Steinrücke'. Nach den Freijahren war an den Grundherrn ein Zins, an den Bischof der Zehnte zu zahlen. Der Grundzins betrug in der Regel einen Vierdung, d. h. eine Viertelmark von der Hufe; die Abgabe an die Kirche bestand im Garbenzehnten, seit etwa 1250 ein Malter Dreikorn (= 12 Scheffel, 1 Sch. = 4 Viertel, Quartale), Roggen, Hafer und Gerste, wofür später eine Geldabgabe trat, meist ein Vierdung. An Diensten war nur Herrendienst und in außerordentlichen Fällen die Bede zu leisten. Die Bauern blieben frei von den polnischen Fronden, Zinsen und dem Gerichte der Kastellane. Die Berufung von dem Urteile des Dorfgerichts und die obere Gerichtsbarkeit gehörten dem Herzog. Die niedere Gerichtsbarkeit gehörte dem Unternehmer, der der Schulze, 'scultetus', wurde. Neben ihm saßen die Gemeindeschöffen, 'scabini', im Dorfgerichte. Von den Gerichtsgefällen erhielt der Schulze den dritten Pfennig; zwei Drittel erhielt der Herzog. Der Schulze besaß neben seiner Scholtisei die Schenkgerechtigkeit (den Kretscham), eine Brot- und Fleischbank, teilweise auch eine

Schuhbank und eine Schmiede; manchmal erhielt er das Mühlrecht und Anteil an Fischerei und Jagd, auch das Recht, Schafe zu treiben. Die Erbscholtisei ist noch heute das größte Bauerngut im Dorfe. Der Schulze sammelte den Grundzins ein, diente zu Roß im Kriege und beherbergte den Gerichtsherrn dreimal im Jahre beim ungebotenen Gerichte, dem Dreiding.

Das Dorfbild. In den neugegründeten Dörfern stehen die Gehöfte meist in breiten Abständen zu beiden Seiten der Dorfstraße oder am Bache entlang. Hinter den Gehöften liegt die Hufe bis an die Gemarkungsgrenze, Garten, Wiese, Feld und Wald in langen Streifen als geschlossener Besitz, der vom eigenen Feldwege aus bestellt werden kann, ohne daß fremder Boden überquert werden muß. Die Rodung des Waldes mit der eisernen Axt war oft die erste Arbeit der Siedler, besonders seitdem im zweiten Siedlungsabschnitte der einst unverletzliche Grenzwald, die Preseka, für Neugründungen freigegeben war. Dann wurde der Boden mit eisernem, manchmal von vier Ochsen gezogenem Pfluge in geordneter Dreifelderwirtschaft bestellt. Die große fränkische Hufe war meist das Maß für die Zuteilung bei den weniger guten Bodenverhältnissen der Walddörfer, während die kleinere flämische Hufe in der Ebene der Ernährung einer Familie genügte. Die Grundherren, die die besseren Erträge der neuen deutschen Dörfer beobachteten, waren bereit, slawische Dörfer unter Gewährung des besseren deutschen Rechtes umzulegen. Überall, wo man in Urkunden auf Ausdrücke wie 'civitas, Bürgermeister, Vogt, Vogtei, Ratmann, Viehweide, Schulze, Scholtisei, Schöffen, Aue, Hufe, Widmut, Kirchenlehn' und ähnliche stößt, ist ohne weiteres auf deutschrechtlichen Charakter der Anlage zu schließen. Die gesamte kirchliche Verfassung, auch Oberschlesiens, wird deutsch; die Pfarrer sind bis ins 15. Jahrhundert fast alle deutsch. Für Oberschlesien allein ergibt eine nicht erschöpfende Durchprüfung der Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts etwa 213 Kirchorte, die zu deutschem Rechte angelegt worden sind; nach dem Register über die Erhebung des Peterspfennigs im Archidiakonat Oppeln im Jahre 1447 betrug die Anzahl der mit Widmut ausgestatteten Pfarreien 222. Deutsche Bergleute graben schon im

13. Jahrhunderte bei Tarnowitz und Beuthen Eisen, Zinn und Blei. Im Laufe der Jahrhunderte wurden durch die Volksvermehrung und neuen Zuzug Ausweitungen der Dorffluren nötig; die Dörfer ziehen sich hinauf in die ertragarmen Berghöhen; zwischen den Bauerngütern werden Gärtner, Halbgärtner, Feldgärtner, Häuslerstellen ausgespart; Handwerker werden angesetzt. Wölfelsdorf, eines der größten schlesischen Siedlungsdörfer, hatte um 1800: 1 Erbscholzengut, 1 Freibauerngut, 16 große, 26 mittlere, 15 kleine Bauerngüter, 1 Wirtshaus, 3 Mühlen, 21 Einfeldgärtner, 7 Freigärtner, 29 Auengärtner, 12 Zinshäusler, 33 Freihäusler, 46 Auenhäusler; insgesamt 222 Besitzungen, 303 dörfliche Feuerstellen und eine Seelenzahl von 1660 Bewohnern. Dazu kam das herrschaftliche Schloß mit 3 Vorwerken, 1 Brauhaus und 6 kleinen Wohnungen; die Pfarrkirche, die Pfarrwohnung mit Widmut, die Schule mit etwas Acker und ein kleines Gemeindehaus. Die Feldgärtner besaßen kleine Ackerstücke, die in den Ackerflächen der Herrschaft lagen; die Auengärtner hatten am Dorfbache in der Aue kleine Ackerstücke und Wiesen; die Freigärtner und die Freihäusler bezahlten an die Herrschaft keine Zinsen und verrichteten auch keine Robotarbeit; die Zinshäusler bezahlten nur ein bestimmtes Geld. Die Freigärtner, Freihäusler und Zinshäusler gehörten der ältesten Siedlungszeit an. Auen- oder gemeine Häusler, die auch in der Aue lagen, waren zu Zins und Robot verpflichtet. Als Schlesien preußisch wurde, gab es beispielsweise im Kreise Neiße in 124 Dörfern 2366 Bauern, 1645 Gärtner, 813 Freistellenbesitzer, 891 Häusler und Hausleute (Inlieger, Inquilinen), davon 570 Handwerker. Im Kreise Grottkau lebten in 99 Dörfern 864 Bauern, 1086 Gärtner, 814 Freileute, 573 Häusler und Hausleute, davon 451 Handwerker.

Löhnungen. Die Löhnung besteht nicht nur in Geld. In Herzogswaldau, Kr. Jauer, erhielt um 1850 ein Großknecht jährlich 20 Taler, Leinwand zu einem feinen und drei groben Hemden, den Ertrag von einem Viertel ausgesätem Lein oder einen Sack Gerste. Der zweite Knecht erhielt 16—18 Taler und Leinwand zu drei Hemden; der Kuhjunge 7 Taler und ein Paar Leinwandhosen. Die

Großmagd verdiente im großen Lohne 12 Taler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen gesätem Lein; im kleinen Lohne 8 Taler, fünfzehn Ellen feine und fünfzehn Ellen starke Leinwand. Die Mittelmagd erhielt großen Lohn 10 Taler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesätem Lein; kleinen Lohn 6 Taler und Leinwand wie die Großmagd. Die Kleinmagd bekam großen Lohn 6 Taler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen gesätem Lein; kleinen Lohn 4 Taler und zehn Ellen feine und zehn Ellen starke Leinwand. Ein Dienstmädel erhielt 2 Taler, Leinwand zu zwei Hemden und zum Pfingstmarkt und Herbstmarkt eine Schürze. Weihnachtsgeld erhielten die drei Mägde jede 2 Taler, das Mädel 1 Gulden.

Agrarverfassung. Im deutschen Kolonisationsrechte lag das Verhältnis zwischen Grundherrn und ländlichem Untertan so, daß 'zwei Personen verschieden gestaltete Anrechte an dasselbe Stück Land haben', also 'ein doppeltes Eigentumsrecht' besteht. Am Ende der Siedlungszeit sitzen in Schlesien etwa 180000 deutsche Bauern, die 'friedlich, ohne Kampf, gerufen und unterstützt von den Landesherren aus slawischem Geschlecht' neben den slawischen Bauern wirken. Der gewöhnlich mit sechs Hufen ausgestattete Lokator hat die Verpflichtung des Kriegsdienstes zu Roß; diese Hufen scheinen also die späteren Ritterhufen der Landbücher zu sein, die Urzellen der nachmaligen Rittergüter. Freibauern, d. h. keiner Grundherrschaft unterworfene Bauern, gibt es in Schlesien nicht; persönlich frei aber waren die deutschen Schlesier; ihr Besitz war frei vererblich und veräußerlich, hieß oft kurz 'Eigentum', die Abgaben waren mäßig und wurden bald in Geld entrichtet. Die Vermischung der deutschen und slawischen Schlesier geht viel langsamer vor sich als etwa in Pommern und Rügen; am Ende der Siedlungszeit sitzen Deutsche und Slawen in großen geographisch abgegrenzten Gebieten nebeneinander, die auch wirtschaftlich und sozial stark geschieden sind. Im slawischen Teile bleibt das unerblich-lassitische schlechte Besitzrecht, in Oberschlesien bis zur Neuzeit. Noch im 18. Jahrhunderte beruht der bäuerliche Besitz auf dem grundherrlichen Verhältnis, obwohl schon längst die Zeit des gutsherrschaftlichen 'Eigenbetriebs'

begonnen hat. Die Zunahme des selbstbewirtschafteten Gutslandes führt im 15. und 16. Jahrhundert zu einer neuen Wirtschaftsverfassung: Erbuntertänigkeit mit Frondienst. Nur in den Kreisen Breslau und Neumarkt (Fürstentum Breslau) scheint schon im 14. Jahrhundert dieselbe Verteilung von Herrenland und Bauernland bestanden zu haben wie im 19. Jahrhundert, ungefähre Flächengleichheit von Dominial- und Bauernland, so daß bei der Kolonisation hier nur etwa die Hälfte des verfügbaren Landes an Bauern zu deutschem Rechte ausgetan worden sein kann. In den anderen Gegenden, besonders in Oberschlesien, wurden die Allodialhufen auf Kosten des Bauernlandes, auch durch Einbeziehung von wüsten Hufen, stark vermehrt. Aber auch in dieser späteren Zeit des Frondienstes blieb dem deutschen Bauern seine Hufe gesetzlich gesichert. Die im Laufe des 15. Jahrhunderts ausgebildete 'Gutsherrschaft' wurde in Schlesien durch die Gesetze der Habsburger befestigt. In Deutsch-Schlesien stiegen die Frondienste aber selten höher als 1–2 Tage in der Woche; in den polnischen Teilen waren sie ungemessen oder betrugen 4–5 Tage. Um trotz der geringen Frondienste die nötigen Arbeitskräfte für Deutsch-Schlesien auf den großen Rittergütern zu erhalten, werden die 'Dreschgärtner' angesetzt, deren Aufgaben zuerst 1387 beschrieben werden. Sie müssen, da ihr kleiner Besitz sie nicht nährt, gegen einen Anteil am Rohertrage die ganze Ernte des Gutsherrn einbringen und das Getreide ausdreschen. Die entsprechenden 'Dienstgärtner' in den polnischen Landesteilen stehen unter viel ungünstigeren Arbeitsbedingungen und haben das schlechtere Besitzrecht. Die Lage der Dreschgärtner wird im Verhältnis zu der der Bauern immer besser, da sich ihre Bezüge erhöhen, aber auch sie werden wie die Bauern erbuntertan. Die drückendste Seite dieser Erbuntertänigkeit ist die Verpflichtung zum Zwangsgesindedienst auf dem Gute. Das bessere Besitzrecht führt dazu, daß z. B. im Landkreise Breslau den Landgemeinden 52 vom Hundert des Bodens gehören, gegen 48 vom Hundert Boden der Gutsbezirke, während z. B. im Kreise Lublinitz 70 vom Hundert des Bodens auf die Gutsbezirke und nur 30 vom Hundert auf die Landgemeinden fällt. Erst unter Friedrich dem Großen kümmert sich

der Staat um Bauernschutz und Bauernbefreiung. Neben den Gutsbesitz der Rittergüter stellen sich in Schlesien zahlreiche große Herrschaften, gewaltige Güter in der Hand des hohen und niederen Adels, mit deren Besitz der Fürsten- oder Herzogstitel verbunden ist. Es handelt sich bei diesen Latifundien teilweise um kleine Landesherrschaften, die durch Teilung unter den zahlreichen Linien der Piasten entstanden und nur durch die Oberlehnshoheit zunächst Polens, dann Böhmens zusammengehalten wurden und auch nach ihrem Heimfalle an Böhmen wieder als 'Herrschaften' vergeben, verpfändet oder verkauft wurden. Ihre Inhaber, z. B. Pleß, übten auch die Regierung über den landsässigen Adel aus; so entstanden die 'Mediatherzogtümer'. Die Hohenzollern suchten zunächst solche Domänen für den Staat zurückzukaufen; in der Zeit von 1810 bis 1840 vollzieht sich aber ein neuer Verkauf von Staatsdomänen. Die 'Säkularisation' von 1810 brachte dem Staate neuen Großgrundbesitz, der wie die Herrschaften Heinrichau und Kamenz durch Kauf in nichtschlesische fürstliche Hände kam; Magnaten waren ja die einzigen zahlungsfähigen Abnehmer und von jeher in Schlesien landhungrig. Durch Schenkung an Generäle ging Kirchengut an die Blücher und York von Wartenberg über; so entstanden neue private Herrschaften. Mit der Stein-Hardenbergschen Bauernbefreiung werden erträglichere Zustände für den gesamten schlesischen Bauernstand eingeleitet; dabei werden aber noch einmal die Dominien vergrößert, weil ihnen ein Teil des Bauernbesitzes zugeschlagen wird. Anderseits verleitet von jetzt an die Freizügigkeit zur Aufgabe des Vätererbes und trägt stark zur Entwurzelung des bodenständigen Volkstums bei.

Die Stadt. Die Art der Stadtgründung in Schlesien ist mit dem entsprechenden Vorgehen im modernen Amerika verglichen worden. Der Marktplatz wird im freien Gelände in weitem Ausmaße quadratisch oder rechteckig abgesteckt. Die Straßen gehen in der Richtung der Marktseiten gradlinig aus. Die eine Ecke des Geländes bleibt, durch eine Straße mit dem Markte verbunden, für die Kirche frei, die fast immer als massives Gebäude aufgeführt oder doch im Laufe des 14. Jahrhunderts neu errichtet und vom

Friedhofe umschlossen, der Ausdruck der Bürgerfrömmigkeit und des künstlerischen Willens der Stadt wird. Quergassen schneiden die Hauptgassen rechtwinklig. Der Mittelpunkt ist der 'Ring'. Ob dieser Name vom polnischen 'rynek' abzuleiten ist oder ob er in seiner alten Bedeutung von 'Versammlung' oder 'Versammlungsort für öffentliche Verhandlung' aus altdeutscher Zeit aufzufassen ist, läßt sich nicht ermitteln. In der Mitte stand das Kaufhaus mit den Kramen, den Brot- und Fleischbänken, später als Haus der Beratung, der Bürgerfeste und der Verwaltung das Rathaus. Aus Rücksicht auf die Verteidigung wurde der gesamte Stadtplan möglichst oval gehalten, mit einem großen Durchmesser von etwa 500 und einem kleinen von 300–400 m, also einer Fläche von 50–100 Morgen. Erd- und Pfahlwälle, Gräben, später steinerne Mauern und Tore schützten den Ort. Um vielen Bürgern Besitzrecht in der Stadt zu gewähren, mußten die Hausfronten sehr schmal gehalten werden. Hof und Scheune gehörten zur Hausanlage. Es gab meist drei bis vier Tore, aus denen die Landstraßen weiterführten, die die Feldmark in ebenso viele Flächen gliederten. Die Größe der Feldmark betrug etwa 100–150 Hufen oder 6000–9000 Morgen, wovon Dreiviertel für den Ackerbau vorgesehen waren, während der Rest in Allmende, d. h. Gemeindeeigentum an Wiese, Wald oder Heide, bildete. Die Einrichtung der Stadt lag in der Hand eines oder mehrerer meist ritterbürtiger Lokatoren. Der eine von ihnen erhielt das in männlicher und weiblicher Linie erbliche Vogt- oder Richteramt. Neben dem zinsfreien Hause erhielt er ein beträchtliches Stück der Ackerhufen, etwa die 8. Hufe, Brot-, Fleisch- und Schuhbänke, auch Badstube, Fischteich und Mühle oder einen wesentlichen Anteil an ihrem Grundzins, Einkünfte aus der Gewandkammer oder dem Kaufhause, den Reichkramen, und den dritten Pfennig der Einkünfte der niederen Gerichtsbarkeit. Beisitzer des Erbrichters waren die aus der Bürgerschaft gewählten Schöffen. Das Vogteirecht umfaßte auch das Obergericht im Weichbilde, d. h. der im Umkreise einer Meile (Bannmeile) liegenden Dörfer. Die Abgabe war der sogenannte 'Schoß', 'exactio', der oft als Pauschalsumme von der Stadt insgesamt entrichtet wurde. An die Stadt war von den

Bürgern eine mäßige Steuer zu entrichten. Das Bannmeilenrecht der Stadt, das im Umkreise der Bannmeile Gewerbebetrieb und Handel verbot, erhöhte den Zustrom zum städtischen Markte wesentlich. Auch das Stadtbier mußte in der Bannmeile verschenkt werden. Zum Weichbilde von Löwenberg gehörten z. B. im Jahre 1629 außer 3 Städten 76 Dörfer. Löwenberg, das 1209 gegründet wurde, war die älteste deutsche Stadt Schlesiens.

Volkstümliche Städtewahrzeichen. Manche schlesische Stadt ist heute in der Vorstellung des Volkes fest verknüpft mit einem Wahrzeichen sagenhaften oder gewerblichen Ursprungs. Wer an Breslau denkt, denkt wohl auch an die Hahnenkrähe, sicherlich an die Armesünderglocke, manchmal an den Breslauer Korn. So gehören zu den landläufigen Vorstellungen: Schweidnitzer Schöps, Warmbrunner Gebäck, Oppelner Würstel, Grünberger Wein, Liegnitzer Gurken, Schmiedeberger Schürze, Wansener Tabak, Bunzlauer Töpfe, Gnadenfreier Pfefferminzküchel. Die Stücke des Odertreibeises sind im Volksmunde die Brieger Gänse.

Deutsche Ortsnamen. Die deutschen Ortsnamen sind einer der schönsten Schätze der schlesischen Volksüberlieferung. Sie sind die lebendigen Zeugen der größten Tat des deutschen Mittelalters, der Zurückgewinnung des germanischen Bodens rechts der Elbe auf friedlichem Wege, durch Arbeit und Wagemut; sie sind eine vernehmlich zu uns redende Geschichte, die uns unsere sittlichen Verpflichtungen der Vorwelt wie der Nachwelt gegenüber täglich vor Augen hält; sie lehren uns, wie es vor 700 Jahren in dem Lande aussah, von dem die Deutschen wieder Besitz nahmen; sie sprechen, wo Urkunden versagen. Zahlreich sind die Ortsnamen, die an die Anlegung von Waldsiedlungen erinnern: auf '-wald, -walde, -waldau' (noch heute sind es 43, früher waren es mehr!); auf '-hain' (7), '-rode' (3), '-heide' (2), '-hau' (2), auf '-eichen'; Waltorf, Freienwaldau, Buchwald (4), Buchelsdorf (2), Hainwald, Hertwigswalde, Kiefernstädtel, Mittelwalde, Schönwalde, Lichtenwalde, Wäldchen, Forst, Breitenhain, Großenhain, Hain, Königshain, Tannhausen, Rohnstock, Neurode, Brande, Neubrand, Baumgarten, Thiergarten; auch Hirschberg und Hirschfeld gehören, falls sie vom

Wildreichtum ihre Namen ableiten sollten, in diese Gruppe. Auf die Eigenart des Geländes weist ein Teil der Endungen '-au', wenn auch ein Teil davon auf das slawische '-owo' zurückgeht; ferner die Endungen '-bach', '-wasser', '-wiese', '-born', '-brunn', '-tal', '-mühl', '-burg', Fischbach, Weisbach, Wiesenthal, Sandhübel, Lindewiese, Gräbel, Borne, Dörndorf (Dürrheinrichsdorf), Birkenbrück, Langenbrück (longus pons), Faulbrück (putridus pons), Eulendorf, Kaltenbrunn, Lerchenborn, Birngrütz (Bornegroetze), Lichtenberg, Rothwasser (ruffa aqua), Salzbrunn, Warmbrunn (calidus fons). Den Kirchenbau nennen stolz: Rothkirch, Hochkirch, Steinkirch. Die Zusammensetzungen mit '-stadt', '-städtel', '-markt', die Bildungen mit 'Frei-' deuten die grundherrlichen Vergünstigungen wie das Marktrecht an. Die Namen mit 'Alt-', 'Neu-' (Naumburg) stellen ursprünglich slawischen Siedlungen die späteren deutschrechtlichen gegenüber. Bildungen mit 'Bischofs-', 'Bisch-', 'Herrn-', 'Kaisers-', 'Königs-', 'Voigts-', 'Münchs-', 'Frauen-', 'Kreuz-' (Kreuzherren) sowie Kammerswaldau, Kemmrerswalde, Tempelfeld (Deutscher Orden), Grafenort (späterer Name für Arnsdorf), Propsthain, Spittelndorf (Spital) nennen die Herrschaft, der die Siedlung untersteht. Namen auf '-seiffen', Goldberg, Schmiedeberg, Kupferberg, wohl auch Küpper, Eisenberg, Hammer, der Bergstollenname Gottesberg entstammen dem Bergbau. Die Anmut und Bodengüte des Ortes preisen Namen auf '-ruh', 'Reich-', 'Schön-', wie Schönau, Schönfeld, Schönbrunn, Schönheide, Schönwald, Lauterbach, Rosenbach, -thal, -berg, -hain, Blumenau und Rosen. Wahlstatt kündet deutsches Heldentum. Landeck und Landeshut bezeichnen die Grenzlage. Die Form der Siedlung zeigen die Zusammensetzungen mit 'Lang-' sowie Namen wie Krommenau, Krummendorf, Keulendorf, vielleicht Ziegenhals; dagegen ist Lederhose der Name des Gründers. Gern gab der Lokator seinen Namen dem Dorfe, in dem seine Familie das Schulzengut erblich besitzen sollte. Ein kleiner Teil derartiger Namen entstammt dem nicht deutschen, allgemein römischen Heiligenkalender: Enders (Andreas), Barthel, Damian (Damsdorf), Florian, Jakob, Johannes (John), Jordan, Lorenz, Martin (Merten), Michel, Niklas und Klaus, Paul, Peter,

Stephan. Großenteils zeigen auch diese Namen schon ihre eingedeutschte Form; mehrmals kommt die Berufsbezeichnung 'Schreiber' (scriptor) vor. Aber der Hauptanteil der Siedlungsnamen fällt unter die alten deutschen zweistämmigen Namen und ihre Kurzformen: Adlung, Albert, Albero, Arnold (Arnsdorf), Baldwin (Belmsdorf), Berin- (Bärnwalde, Berndorf), Bernhard (Barzdorf), Berold (Bösdorf), Berthold (Bärzdorf, Bertelsdorf), Berthwig (Berbisdorf), Bithwin (Bösdorf), Brunczelin (Brunzelwalde), Tislin (Dietzdorf), Dietrich, Dietmar (Dittmannsdorf), Dietpold, Eberhard, Eckhard, Eckebrecht (Eckersdorf bei Namslau), Emmeran (Ingramsdorf), Friedrich, Gebhard (Gabersdorf, Gäbersdorf, Geppersdorf), Gerhard (Gersdorf, Giersdorf), Gerung, Gerlach (Gierlachsdorf), Goldmann, Goswin, Gotschalk (Gutschdorf), Günther, Gythwin (Güttmannsdorf), Hartmann, Hartprecht (Harpersdorf), Heidenreich (Heidersdorf), Heinemann (Heyersdorf), Heinrich (auch Heinzendorf, Hennersdorf), Helmerich (Hemmersdorf), Helwig, Herbold (Herbersdorf), Hermann (Hermsdorf), Hertwig (auch Herzogswaldau), Hildebrand (Hilbersdorf), Hugolt (Hausdorf), Ingram, Konrad (auch Kunersdorf), Krayan, Lamprecht, Lybrich (Liebersdorf), Ludolf, Ludwig, Luczmann (Leuthmannsdorf), Mangold (Mannsdorf), Meyn-, Meinfrid (Maifritzdorf), Opert (Oppersdorf), Otto, Pilgram, Rathmann, Reiner (Rennersdorf), Reinvrid (Röversdorf), Reinger, Reinhard (Rimersdorf), Reinhold, Reiwart (Riemersheide), Ribert, Rimar (Reimswaldau), Rudger (Rodeger) (Riegersdorf, Röhrsdorf, Rückersdorf), Rudolf, Swedler, Sieghart, Siffrid, Sibot, Tilo, Trutlib, Ulrich, Volker, Volprecht, Wachmut (Wachdorf), Walther, Wiegand (Weigelsdorf), Wernher, Wilhelm, Wittig, Wolfram.

Unsere Ortsnamen erzählen weiter von dem Kampfe zwischen der deutschen und der älteren slawischen Benennung; nur in wenigen Fällen bleibt hierbei der slawische Name Sieger; ebenso selten wurde ein deutscher Ortsname der slawischen Sprache angeglichen. Das heutige Droschkau, einst Drostow, hieß um 1305 auch Gerhardi villa; Kuntschitz hieß Cunczindorf; Ridultau hieß Rudolphi villa. Viel öfter wird die slawische Form eingedeutscht. Apeczendorf (1368)

wird Obsendorf; Adolcovici (1284) wird Adelsdorf; Waldow (1249) wird Altenwalde; Baldwinowitz: Belmsdorf; Byscina (1298): Bischdorf; Burgravici (1284): Borckendorf; Stinay (1202): Steinau; Stinavia: Steine; Pyskeri villa: Peiskerdorf; Proboschougay (1206): Probisthayn; Tolmaczindorf (1347): Tunschendorf. Noch öfter ist von der Neuaussetzung zu deutschem Rechte her die Benennung nach dem deutschen Lokator oder die deutsche Übersetzung des slawischen Namens siegreich durchgedrungen. Boriovici (1250) wird zu Frauenwaldau; Brezalanka (1263): villa Conradi, Kunersdorf; Buccowetz (1301): Patendorf; Bolezlawicz (1264): Tilonis villa, Tillendorf; Biztric (1217): Wesinthal (1319), Wiesenthal; Cosuchow (1291): Vrienstat (1295), Freistadt; Cecilie: Harthwiginwald, Herzogswaldau bei Grottkau; Coyacowicz (1252): Kunzendorf bei Kreuzburg; Cythi: Kunzendorf bei Sagan; Crzivizna: Soninwaldt, Schönwald; Chelstow: Schenwalth; Dlugalanka: Langewiese; Dambovecz (vulgariter): Ponandorf (1261), Pomsdorf. Domaviova (1224): Thomaskirch; Dembowicze: Baumgarten bei Teschen; Dobrzen (1279): Guttentag; Galanscicz: Gerardi villa (1252), Gierschdorf; Grodischa (1244): Lampersdorf bei Frankenstein; Gnoyma (1284): villa Alberti (1335), Olbendorf; Gostonia (1233): Simsdorf; Lagevnik (1253): Heidersdorf (1255); Lezobok (1218): Jerschendorf; Lypa (1262): Lyndeweze (1302); Macieiowi ker (1223): Matzkirch; Mesisrozha (1305): Kurzwald bei Teschen; Nemodlina (1224): Valkenperch (1290), Falkenberg O.-S.; Nowuwes (1472): Neundorf bei Habelschwerdt; Ossec: Andresdorf, Endersdorf bei Grottkau; Olesno (1208): Rosenberg (1374); Prilank: Frankenberch (1230); Psepole: Canum villa (1252), Hundsfeld; Predborowa: Soneheyde (1260), Schönheide; Prevacovici Gallicorum (1245): Wallendorf; Przidza: Arnsdorf; Rensiswogowicz: Geppersdorf; Ragula: Lewenwalt, Lawaldau; Rinarcici (1284): Reynhardi villa, Remersdorf; Rinanczow (1267): Reynwaczheide, Riemersheide; Ressna, Rogosen (1203): Rosen bei Striegau; Rozomuca, Rosmanca (1210): Rosenbach; Ratzicowitz: Steffansdorf (1302); Sosnyesowicz (1318): Kiefernstädtel; villa Sarb: Schreibersdorf; Sirtnic (1257): Neukirch bei Breslau;

villa Saricho: Rychaw (1399), Reichau; Scedricowici (1266): Spittelndorf; Swirczow: Städtel; Symslow: Steinersdorf; Studelscho (1255): Streidelsdorf; Syroka: Tymendorf (1321); Sosnava (1291): Wolframsdorf, Wolmersdorf; Tczanscowa (1149): Kaltenbrunn; Tlustorumb (1296): Kirchberg (1335); Wlohmari villa (1284): Volkmansdorf; Woycechsdorf (1280): Woitsdorf; Wroblino (Sperlingsdorf) bei Czernowanz wurde wohl zu Vrawlino, dann zu Frauensdorf verdeutscht; Zarbie (1202): Gunthersberc; Zimnawodca (1260): Caldenborn (1447), Kaltwasser.

Artikel vor Ortsnamen. Ortsnamen, die tschechischen Ursprungs sind, erhalten noch heute in mundartlicher Verwendung dem alten tschechischen Gebrauche entsprechend den Artikel; so sagt man in der Grafschaft Glatz: mir giehn ei die Plooms (nach Plomnitz), ei die Looms (nach Lomnitz), ei die Roomsa (nach Raumnitz), ei die Wo͡arte (nach Wartha), ei die Ho͡arte (nach Hartau).

Sonderbare Namen. Lautgesetzliche Entwicklung, Angleichung, Laune und Witz teilen sich in die große Menge absonderlich klingender Ortsnamen, die im Volke wieder Anregung zu Ortsneckereien und sagenhaltigen Erklärungsversuchen geben. Im Kreise Goldberg-Haynau heißt eine Kolonie 'Goldenes ABC'; im Kreise Oppeln nennt sich eine Hebestelle 'Adam und Eva'; im Kreise Hirschberg gibt es eine Kolonie 'Affenberg'; bei Rothenburg O.-L. gibt es ein 'Algier', bei Oppeln ein 'Amerika', bei Glatz 'Diebshäuser', bei Habelschwerdt 'Die sieben Todsünden', bei Breslau 'Drachenbrunn', bei Mielitsch 'Dragonerhäuser', bei Schönau 'Fuchslöcher', bei Freystadt 'Mäusewinkel', bei Strehlen 'Schweinebraten', bei Habelschwerdt 'Verlorenwasser'.

Flurnamen. Die ortsüblichen Namen für Feld-, Wiesen- und Waldstücke, für Wege, Gewässer, Grenzstellen, Bäume, Steine und ähnliche Namen, durch die ihre Lage bestimmt wird, reichen oft bis in die Siedlungszeit, sogar bis in die Vorgeschichte zurück. Sie sind für die Sprachforschung, die Stammes- und Siedlungskunde, für die geologische und botanische Vergangenheit, für die Sagenforschung und ganz allgemein für die Volkskunde von hohem Werte. Aus solchen Flurnamen erwachsen Ortsnamen; bald tragen diese Stellen

nur den Namen eines Besitzers, bald drücken sie die Beschaffenheit mit dem Besitzernamen verbunden aus: 'der Beerberg'; oder eine geschichtlich zu erklärende Sonderart: 'auf'm Sturze', 'Holzwiese', 'das Erbe'; oder sonst ein bezeichnendes Merkmal: 'bei der Harzfichte', 'am Grenzgraben'. Ein Teil dieser Namen ist in schriftlichen Aufzeichnungen, Dorfkatastern, Verträgen u. ä. festgelegt, der größte Teil aber lebt nur in mündlicher Überlieferung und stirbt hier aus. Ihre Sammlung in Schlesien ist im Gange; bei allgemeiner Beteiligung lassen sich die wertvollsten Ergebnisse erhoffen. Die Vielgestaltigkeit dieser Namen erkennt man schon bei einer knappen Auswahl: Heidetilke, Hexentreppe, Steinkammer, Hellgraben (Seidorf i. Riesengeb.); Hopfengarten, Schwedenfurt, Silberloch, Radesumpf (Mollwitz bei Brieg); Beerwinkel, Bleichberg, Brandheide, dürre Heide (Boyadel, Kr. Grünberg). Das 'Gehänge', das wir heute aus dem Riesengebirge kennen, ist als Flurname schon im Jahre 1335 für eine Stelle des Jauersberges bei Reichenstein bekannt: silva, que vulgariter dicitur 'das gehenge'.

Flußnamen. Von den Flußnamen Schlesiens ist 'Oder', 'Odarra', ein altgermanisches Wort. Überwiegend aber stammen die Namen aus dem Slawischen. 'Neiße', 'Nissza', bedeutet 'tieffließend'; 'Bober' ist wohl 'Biberfluß'; 'Bartsch' ist 'Bar-za', 'der flinke Strom'. Bäche und Flüsse auf '-nica' sind sämtlich slawisch; 'Klodnitz' stammt von 'kłoda', 'Baumstamm', heißt also wohl 'das aus dem Ausrodungsgebiet fließende' Wasser; 'Lomnitz' ist von 'łomy', 'Steinbrüche', herzuleiten; 'Weistritz' von 'bystry', 'der raschfließende Strom'; 'Queis' von 'gwizd', 'der tönende'.

Häusernamen. Die ältesten Häusernamen finden sich zur Bezeichnung von Wirtshäusern. Die Schilder der Kretschmerhäuser gehen in einzelnen Fällen in Breslau bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück, in größerer Zahl kommen sie aber erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Brauch. Da begegnen: Weinkranz, Adler, Wolf, Löwe, Bär, Saukopf (Schuhbrücke 27), Schild, Hirsch, Stier, Bock, Einhorn, Pfau, Gans, Schwan, Huhn, Taube, Hecht, Lachs, Schwertfisch (Bischofstraße 9), Krebs, Krone, Kreuz, Schwert, Sonne, Lamm, Engel, Rössel, Krug, Becher, Kanne. Die Namen

greifen auf Bürgerhäuser über und dienen in einer Zeit, wo Hausnummern fehlen und viele des Lesens unkundig sind, als Erkennungsmarken. Der Bestand an solchen Namen in der Gegenwart ist ein schöner Schmuck jeder Stadt; Breslau zeigt so noch an besonders auffallenden Bezeichnungen: die Sieben Kurfürsten, die Goldene Gans, den Bär auf der Orgel, den polnischen Herrgott; neuere Bildungen traten hinzu (der letzte Heller), ehe die Allerweltsnamen der modernen Gasthausbezeichnungen die Stadt überfluteten.

Straßennamen. Die Straßennamen von volkstümlichem Gepräge und volkskundlichem Werte gehören den ältesten Zeiten des Städtewesens an. Sie sind gewachsene, entstandene, nicht durch Ratsbeschlüsse verliehene Namen. Sie lebten längst, bevor sie amtliche Bezeichnungen wurden, im Volksmunde und drückten einen Wesenszug der Straße aus. Die neuen, von Amts wegen verliehenen Straßennamen dagegen sind fast immer dem betroffenen Stadtteile wesensfremd; sie bleiben eine äußerlich aufgedrückte Erkennungsmarke von reinem Verwaltungs- und Wirtschaftswerte, brauchen uns also hier nicht zu beschäftigen. Die kulturgeschichtlich bunte Anschaulichkeit, die auf Phantasie und Gefühl wirkende Kraft der alten Straßen- und Gassennamen des Stadtkerns ist ein Schatz, von dem schon viel leichtfertig preisgegeben worden ist. Straßennamen sind Denkmäler, die vom gesamten Volke geschützt werden müssen. Milch- und Äpfelstraße, Eisenkram, Töpperplan, Hinnermarkt, Fleischbänke und andere Namen erzählen von dem, was einst auf dem Ringe oder in seiner Nähe verkauft wurde; sie erzählen von den Handwerken und Gewerben, die in jenen Gassen des Stadtkerns blühten, oder von dem Zwecke, dem die bezeichnete Gegend diente: Schmiedebrücke, Schuhbrücke, wo 'Brücke' eine gepflasterte Straße bedeutet; Färbergasse, Altbüßer-(Flickschuster-)Straße, Malergasse, Weißgerbergasse, Badergasse, Bleiche, Fischergasse, Gerbergasse, Harrasgasse, nach dem 'Arras', einem flandrischen Wollgewebe, das man dort herstellte; Krämergasse, Messergasse, Kupferschmiedestraße, Riemerzeile, Pfnorrgasse (wohl nach dem Geräusch beim Spinnen so genannt?), Hummerei (nach einem böhmischen Worte für 'Malzdarre'). Seltenere Hauszeichen werden zum Namen

der ganzen Straße: Einhorngasse, Bärengasse, Dreitaubengasse. Ein anderer Teil der Straßennamen erzählt, wie die Stadt entstand und wuchs: der Graben, in Breslau die Ohlen, der Brücktorberg, das Wassergässel, die Rittergasse, die Burggasse, die Klostergasse, die Stockgasse, wo einst das Stadtgefängnis, 'der Stock', lag; dann all die nach den Kirchen benannten Straßen und Plätze: Albrechtstraße, Annengässel, Barbaragasse, Katharinengasse, Christophoriplatz, Domplatz, Dominikanerstraße, Dorotheenstraße; dazu die Predigergasse und die Judengasse. Alte Handelsbeziehungen werden angedeutet durch die Namen der Verkehrsstraßen: Schweidnitzer, Ohlauer Straße, Glätzische Gasse, Reuschestraße, wo einst die Kleinpolen einställten. Eigenart der Gasse und Volkswitz führen zu Namengebungen wie Kugelzipfel, nach der 'Kugel', der Dominikanerkapuze, genannt, Wanzengässel und ähnlichen Bezeichnungen. Viele von diesen Namen aber verlieren sich im Dunkel der ältesten Stadtgeschichte und geben der Forschung Rätsel auf; so ist der sicher zwischen der Breslauer 'Engelsburg' und dem gleichnamigen römischen Bau bestehende Zusammenhang noch nicht klar gedeutet; der Ketzerberg in Breslau hat viele Erklärer gefunden, und ob der Oberglogauer 'Brewall' wirklich der von den Brauern verteidigte Wallteil ist, bleibt recht fraglich. So wird wohl in jeder schlesischen Stadt die Deutung von Straßennamen zu anregenden Untersuchungen führen können.

Das slawische Haus und seine Wirtschaftseinrichtung. In den polnischen Landesteilen Schlesiens waren bis in die Gegenwart hinein die Dorfhäuser fast sämtlich aus Holz gebaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt; die Schornsteine waren auch aus Holz. Die Neubauten sind heute massiv und fast durchweg mit Flachwerk, Schieferplatten, auch Zementplatten gedeckt. Brände haben unter den alten Häusern kräftig aufgeräumt. In der Gegend von Groß-Strehlitz z. B. sind alte Bauernhöfe schon stark mit neuen Gebäuden durchsetzt. Es sind fast immer einstöckige Gebäude, die mit der Giebelseite der Straße zu liegen; in den älteren Anlagen ist der Eingang ins Gehöft stets rechts vom Hause, heute auch links davon. Das alte Bauernhaus macht baulich einen dürftigen Eindruck.

Von dem gepflasterten Gange, zwischen der Düngergrube und der Vorderseite des Hauses, her tritt man über eine Holzschwelle oder auf Steinstufen durch die erste der drei Türen, die Haustür, in den Flur, der das Haus der Breite nach durchzieht und im hinteren Teile Raum für eine kleine Rumpelkammer läßt. Linker Hand liegt die Stube mit einer größeren Kammer, rechter Hand liegen Stall und Schuppen oder Wagenremise. Die Eingänge zu Stall und Schuppen liegen einander gegenüber. Auch im Hofe steht ein Schuppen für Holz und Kohle; daran stößt ein Keller für die Kartoffeln. Im Hofe steht auch die Pumpe, die in Neubauten in Flur, Küche oder Kuhstall liegt. Nicht selten haben die Häuser einen Garten. Neue Häuser nähern sich der deutschen (fränkischen) Bauart. Da werden aus der einen Stube mit ihrer Kammer drei Stuben; rechter Hand vom Flur sind eine besondere Küche und Kammer eingefügt. Der frühere gestampfte Lehm ist rohen Dielen gewichen; Küche und Flur haben Steinplatten erhalten. Wohnraum und Ställe sind durch Brandgiebel getrennt. Die Ausstattung wechselt mit dem Wohlstande des Besitzers. Das erste Zimmer gilt als Empfangszimmer und hat ein Sofa, auch schon gepolsterte Stühle. Aber der trauliche Familienaufenthalt ist die Küche. Früher waren alle in einer Stube beisammen, an kalten Tagen auch die jungen Ferkel und das Kalb. Beim Eintritt in die Stube fielen zwei bunte Bettstellen aus rohem Holz besonders auf; die Betten reichten fast bis zur Decke des niedrigen Raumes, so vollgestopft waren Kissen und Oberbetten. Die Stube hatte ein oder zwei kleine Fenster. Da das Haus aus Lehm gebaut war, wichen die Wände leicht aus der lotrechten Lage ab. Der Balkenbelag der Decke war zwar meist weiß getüncht oder auch gemalt, aber vom Rauch geschwärzt; die Hauptbalken zeigten Altersrisse; darin versteckte man gern Quittungen, Kaufverträge und andere Familienpapiere. An die Nägel in der Decke hängte man die Marktkörbe, weil dahin die Kinderhände nicht reichten. Die Bettwand trug als Schmuck große bunte Heiligenbilder, darunter fast immer das Czenstochauer Marienbild. Bei manchen dieser Bilder ließ sich die Rückseite öffnen und gab ein Versteck für Wertgegenstände ab. An einer Stubenseite lief ein Wandgesims entlang, auf

dem buntbemalte Teller und Töpfe standen. Die blaue Lade, die 'Lotka', barg die Frauenkleidung. Rot und weiß gemalte Blumen verzierten die Kastendecke der Kleiderlade. Die Kinder schliefen auf der Wandbank oder auf dem Backofen, der sich an eine Flurwand und die große Kammer anlehnte und weit in die Stube hineinragte. Heute liegt der Zugang zum Backofen im Flur, etwas tiefer als der Fußboden. Der rotgefärbte Küchenschrank ähnelte dem heutigen; er wurde unten von zwei Türen verschlossen; der unverglaste obere Teil trug angelehnt an Holzstäbchen Bunzelschüsseln und bunte Töpfe. Eine einfache Holzplatte mit vier eingebohrten Füßen war der Tisch. Jede Stube hatte ihren Kamin; er war in etwa 1 m Höhe vom Fußboden entweder in der Schornsteinwand selbst oder auf einem kleinen Vorsprunge angelegt. Von ihm aus beleuchtete ein Kienspan die Stube, der auf der Kaminfläche auf einem Rost oder einem Ziegel lag. Im Sommer wurde auf dem Kamin das Essen gekocht, wobei die eisernen Kochtöpfe rings von den Flammen des brennenden Holzes umgeben waren. Im Winter benutzte man dazu den einfachen Ziegelofen, der zwischen Kamin und Backofen stand; heute steht hier der Küchenofen aus Kacheln. Die steinerne Handmühle, ein auf drei Beinen stehender Holzblock, auf dessen Bodensteine der Laufstein von der Handstange bewegt wird, fehlte in keinem Hause. Auf ihr wurde Korn geschroten, Gerste und Heidekorn zur Grütze gemahlen, ehe diese mühsame Arbeit von der Roß- oder Windmühle übernommen wurde. Ein Lattenzaun schließt die Anlage von der Straße ab. Bei größeren Wirtschaften, wo die Wohn- und Wirtschaftsräume in getrennten Gebäuden liegen, steht das Wohnhaus mit dem unter seinem Firste angelegten Kuhstalle dem Stallgebäude für Schwarz-, Kleinvieh und Pferde an der Straße gegenüber; die Scheune schließt das Gehöft gegen den Garten ab.

Das deutsch-schlesische Haus und seine Einrichtung. Aus der Siedlungszeit reden vom Hausbau zu uns kaum andere Zeugnisse als die deutschen Fachausdrücke der lateinisch-deutschen Vokabulare. Diese Handschriften gehören noch, wenn auch zum kleineren Teile, der Zeit vor und um 1400 an und enthalten so die für unsere Nachforschung unschätzbaren Kulturwörter der deutschen

Siedler. Hier finden wir schon einen großen, natürlich nur unvollständig überlieferten Teil der Wörter und Sachen, die uns heute im Hausbauwesen geläufig sind: balck, balken, knorren, latte, czunscheit, phol, dele, plancke, sparre, clammer, haspe, spalde, ritz; czygel, von czygel (laterinus), gewelbe, phyler, mûre, steynbroch, erste gruntsteyn, steynen want, vurmûr (epicauterium), kadelof, vormure (promurale); stobe, heyse gadem, dornicz; haws, huschin, huswirt, huswarter, schaffer, pfortener, vorhaws, halle, geczelt, loube, hutte, hutteleyn, kamer, scheiskamer, gebeude, buunge, wonung; tor, torangel, czwefach tor, obertôr (superliminare), pforte (posticum), torstodel (postis), hindertûr, stegil, stegele (postica), klinke, wirbelholcz, regel, ysern regel (Torriegel), czogel (Querbalkenriegel), sloz; treppe, stufe; keller, kellerhals, estrich, soller, bone, himelicze (Zimmerdecke), wyntvang, dach, gestule, dachtryfe, dachbesserunge, weterhane, virst, virstboum, gebel, wolbe (Walm), schyndel, venster, venster stodel (substellia), obirste venster (lucanar; foramen, per quod sol lucet). (Aus Hs. IV. F. 85, um 1400.)

Heute steht das Gebäude gewöhnlich etwas von der Dorfstraße ab und ist von ihr durch das Blumengärtel geschieden und mit ihr durch einen Zufahrtsweg verbunden. Jeder größere Bauernhof bildet in der Regel ein längliches Viereck, das rings von Gebäuden umschlossen ist. Ein großes, meist steinernes Doppeltor führt zum Hofe. Der breitere Bogen dient für die Wagen, eine Pforte für die Fußgänger. Auf der linken Hofseite liegt das Wohnhaus, unter gleichem First der Kuhstall, oft auch der Pferdestall. Dem Hoftore gegenüber steht die Scheune; die Ausfahrt nach der Feldseite liegt zwischen Scheune und Stall, teilweise geht sie durch die Scheune. Dem Wohnhause gegenüber steht das 'Ausgedinge', das Auszüglerhaus für die Eltern des Besitzers. Im Hofe liegt der Düngerhaufen. Das Wohnhaus richtet die Schmalseite nach der Straße, die Langseite nach dem Hofraume.

Das Tieflandshaus. Im Bereiche der Oderebene sind die Gebäude eingeschossig, langgestreckt, meist schmucklos, Schrotholzbauten aus starken Bohlen oder behauenen Balken, auch

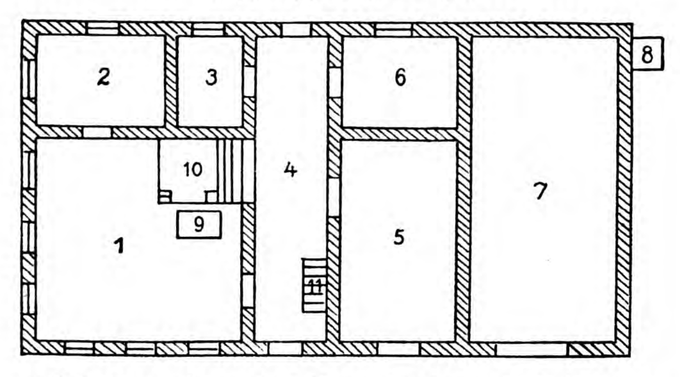
Fachwerkbauten mit Lehmversatz. Der Schrotholzbau entspricht der Zeit, in der die Axt das wichtigste Werkzeug beim Hausbau war. Das Dach ist mit Strohschoben gedeckt, der First ist mit Rasenscheiben oder Quecken befestigt; die Giebelseite zeigt oft von einer Spitze gekrönte Windlatten. Im Kreise Grünberg wird hier und da noch eine Ecke des Baues von einer freistehenden Säule getragen, so daß ein geschützter Vorplatz entsteht, von dem eine Tür in die an der Giebelseite gelegene Stube führt, wo öfters der Auszügler wohnt. Die älteren Häuser Mittelschlesiens zeigen auch Fachwerkbau. Die Giebelwand bleibt im oberen Drittel offen und ist durch ein schräges Bretterdreieck vor Regen geschützt; so entsteht für das dort lagernde Getreide ein luftiger Raum. Man tritt von der Traufenseite her durchs Gatter, eine im Winter durch die Volltür ergänzte Halbtür, in den Flur, das 'Haus', wo unter dem Schornsteine die 'schwarze Küche', die Sommerküche, liegt. An der Giebelseite ist die Wohnstube mit dem Kochofen. Aus ihr führen mehrere Fenster nach der Straße und dem Hofe. An der Fensterseite zieht sich gewöhnlich die rotbraun gestrichene Wandbank entlang, und vor dem Winkel, den sie macht, steht der große Eßtisch mit mehreren Schemeln davor. Dem Tischwinkel gegenüber liegt der Ofenwinkel mit dem in zwei Absätzen aufsteigenden mächtigen Kachelofen, den die Ofenbank und oben die Stangen zum Wäschetrocknen umgeben, dahinter liegt die oft geräumige 'Ofenhölle'. An der Türseite steht oder hängt das offene Topfbrett mit mehreren Reihen Koch- und Eßgeschirr. Zwischen Ofen und Tür ist die große Wanduhr, der 'Seiger'. Unter der Stubendecke läuft ein Sims, der sogenannte Rechen, an den Wänden entlang, der das bessere Geschirr, in evangelischen Häusern auch Bibel, Gesangbuch und Predigtbücher trägt. Im katholischen Hause gibt es einen Herrgottswinkel über dem Tische mit dem Kreuze und ein paar Buntdrucken oder älteren Glasmalereien von Heiligenbildern. Eine hölzerne Stiege mit Geländer führt im 'Hause' in den Oberstock. Auf der anderen Seite des Flurs liegt meist noch eine Stube für den Auszügler. Der übrige Teil dient als Kuhstall, zu dem vom 'Hause' ein Eingang führt. Ein Keller liegt unter der Kammer oder wird durch ein Gewölbe hinter der Auszugsstube

ersetzt. Der Bodenraum dient als Speicher. Das Haus des Stellenbesitzers oder Gärtners birgt unter einem Dache Wohnraum, Stall und Scheune, das Häuslerhaus hat nur Wohnung und Stall. Eine Gärtnerstelle in der Liebauer Gegend ist etwa in die folgenden Räume aufgeteilt. Die Wohnstube liegt vorn mit zwei Fenstern an der Hauptfront und drei Fenstern an der Giebelseite. Der Raum hinter der Wohnstube ist in zwei ungleiche Teile zerlegt; der größere Teil, der an der Giebelseite liegt, ist Schlafstube (Alkove), der kleinere nach dem Hausflur hin ist das 'Gewölbe'. Rechts von der Wohnstube führt eine einflüglige Tür nach dem Flur, der das Haus bis zur Hintertür durchzieht. Vom 'Hause' aus führt die erste Tür links zur Wohnstube; hinter dieser Tür liegt im 'Hause' die Einfeurung für den in die Stube springenden Backofen, dahinter liegt die Gewölbetür. Rechts im Hause geht es vorn über eine steile, hohe Treppe zum 'Boden'. Der Stall, der zwei Drittel der Gebäudebreite einnimmt, liegt rechts vom Hausflure; eine Tür dazu führt aus dem Hause hinter der Bodentreppe, eine andere von der Vorderfront des Gebäudes her. Hinter dem Stalle nach der Rückfront zu liegt ein Vorratsraum für Feuerungsstoff und Geräte. Rechts vom Stalle liegt die Scheuer, die die ganze Breite des Hauses einnimmt, mit der Tenne aus Lehm oder Holz, aber ohne Bansen. An der Giebelseite an der Scheuerecke liegt der Abort. Über der Wohnstubenseite liegen im Giebel drei Kammern, von denen die mittlere verschalt und mit zwei Fenstern versehen als Schlafstube der Kinder oder als 'gute Stube' dient; hier stehen Glasservante, Kleiderschränke und Truhen. Darüber ist im Giebel der Taubenschlag. Die eine kleine Kammer ist Schlafraum für das Gesinde, die andere ist Getreideschüttboden. Über dem Stalle lagert das Heu, über der Scheuer das Getreide, das durch eine Öffnung auf die Tenne geworfen wird. Der Schrotholzbau steht auf Bruchsteinfundament. Die kleinen Stubenfenster haben vier Scheiben; davon ist die eine ein Schubfenster, 'Schieberle'. Die einflüglige Haustür hat selten ein Gatter vor sich. Die Wohnstubeneinrichtung gleicht wesentlich der des Bauernhauses. Ein Vergleich mit der Anlage des Hauses der polnisch-schlesischen Landesteile zeigt eine so starke Übereinstimmung der Bauweise, daß gewiß

eine kulturelle Abhängigkeit des oberschlesischen Hauses vom deutschen Tieflandshause anzunehmen ist.

Besondere Bauten, Reste alter Überlieferung, sind die vereinzelt noch in der Mitte des Hofes oder auf der dem Wohnhaus gegenüberliegenden Seite stehenden turmartigen, viereckigen Fachwerkbauten, die als Schüttböden für das Getreide und als Mehl- und Fleischaufbewahrungsräume dienen. Sie heißen im Leobschützer Kreise, in Piltsch und Rösnitz, der 'Laimes' oder das 'Lēmsl', wohl weil der Fußboden gestampfter Lehm war. Auch das Backhaus ist oft

Grundriß einer Liebauer Gärtnerstelle.
Nach Patschovsky, MSG 4, 19



1 Wohnstube. 2 Alkove. 3 Gewölbe. 4 Hausflur. 5 Stall. 6 Vorratskammer. 7 Scheuer. 8 Abort. 9 Ofen. 10 Backofen. 11 Bodentreppe.

von den übrigen Räumen getrennt im Auszugshause, im Hofgärtchen, im Obstgarten oder in dem durch die Dorfstraße abgetrennten Angergarten gebaut.

Mittelgebirgshaus. Die zweite, stark vom Tieflandshause abweichende Grundform ist das Mittelgebirgshaus. Dieses ist zweigeschössig und erhält durch den hochragenden Giebel einen bewegteren Anblick. In der Lausitz tritt bei diesem Typus der Oberstock so weit über das Erdgeschoß hervor, daß ein durch die vier Stützsäulen abgegrenzter gedeckter Laubengang entsteht. Die drei Fenster des überragenden Stockwerks liegen symmetrisch zwischen den vier Säulen

angeordnet. Das Haus des Bober-Katzbachgebiets gleicht dem der Lausitz, nur ist hier der Vorsprung des oberen Stockwerks nicht so bedeutend, daß die stützenden Pfeiler aus dem Mauerwerk des Erdgeschosses hervortreten müßten, so daß hier der geschützte Gang am Hause wegfällt. Schobendächer mit Schindelrand sind noch häufig. Das Haus ist entweder ein Schrotholzbau oder aus Fachwerk, neuere Häuser zeigen untermauerten Unterstock. Der Fachwerkbau des Obergeschosses zeigt angenehmen Wechsel in den Rahmen und Kreuzungen der Balken, die meist schwarz, blau oder rotbraun getönt sind, so daß sich die weißgetünchten Füllungsflächen deutlich abheben. Die Fenster sind meistens sechsteilig und ebenso lang wie breit. Das Mittelgebirgshaus des Glatzer Talkessels ist besonders reich an Zierformen wie bunten Fensterläden, Zackenmustern an der Schindelverkleidung der Giebel, geknickten Dächern, bogigen Zuglöchern des Oberbodens und Fenstern ausgebauter Mansardenstuben. Altane und überdeckte Gänge, 'Lauben, Bühnen', laufen am Oberstock und bei steilem Gelände auch am Erdgeschoß entlang und dienen als Trockenplatz für die Wäsche, für Kräuter und als Standort für Geräte. Oft ragt aus der Mitte der Langseite die 'Frankspitze' über das Dach empor, oder sie tritt vor die Hauswand auf zwei hölzernen Säulen ruhend, die so einen geschützten Vorplatz vor dem Hause abgrenzen. Die Einteilung des Hauses weicht nur insofern von der des Tieflandshauses ab, als die Schlafräume für die Kinder und das weibliche Gesinde, auch für den Besitzer und ebenso die 'gute Stube' gewöhnlich im Oberstocke liegen.

Klöster. Die ältesten deutschen Klostergründungen in Schlesien sind zwar in wesentlich geringerem Umfange, als früher angenommen wurde, aber doch mit merklichen Ergebnissen auch an der Aussetzung deutscher Bauerndörfer beteiligt gewesen. Die Zisterzienserklöster waren wichtige Wirtschaftsmittelpunkte. Auf den Klosterhöfen, 'grangiae, curiae', und den zugehörigen Feldern arbeiten die Mönche mit den Laienbrüdern, 'conversi', ihrem Gesinde und nötigenfalls mit Lohnarbeitern. Die Laienkonversen sind Ochsenknechte, 'fratres bubulci', die Feld- und Hofearbeit tun, Schäfer, 'pastores ovium' und Stalleute oder Kutscher, 'stabularii'. Die

Saatfelder, Weiden und Wiesen liegen um das Kloster und seine Höfe. Die Mönche haben ihren Kapitelraum, den Schlafraum und den Speisesaal; ähnlich auch die Konversen. Für Fremde und Lohnarbeiter gibt es unter dem 'conversus hospitalarius' ein Gasthaus, dazu unter dem 'infirmarius' ein Siechenhaus. Obst- und Gemüsegarten fehlen nicht. Das ganze Gehöft ist mit Mauer oder Zaun umgeben. Die Leubuser Mönche haben die Dreifelderwirtschaft in Schlesien eingeführt. Neben den Körnerfrüchten wurde Flachs, Hanf, Weberkarde und Färberwaid gebaut. In den Gärten wuchsen Kräuter der höheren westlichen Kultur. Nach dem polnischen Chronisten Dlugos (1415—1480) haben die Leubuser Mönche den sogenannten Pfortaer Apfel, d. h. wie spätere Nachrichten sagen, den Borsdorfer Apfel eingeführt, der seinen Namen von dem Zisterziensergute Porstendorf (Borsendorf) bei Jena hat. Der Wolle wegen wird die Schafzucht bevorzugt; auf dem Klosterhofe Moschwitz bei Heinrichau kamen 1312 bei einem Brande 313 Edelschafe um. Die Leubuser Eichenwälder begünstigten die Schweinezucht. Die Rinderzucht lieferte die Zuchtochsen, die ausschließlich bei der Feldbestellung die Bespannung bildeten. Beim Robotdienste lernten die Klosterhörigen die neue Wirtschaftsweise kennen. Sie sahen, welche Vorteile die gut abgerundete Besitzung bot, wo bei der Bestellung und Ernte kein Fremdbesitz die Zufahrt zum Acker hinderte. Sie lernten den mit vier Ochsen bespannten, schweren, eisenbeschlagenen Pflug kennen, der die Scholle abhob und umwendete, wogegen der polnische Hakenpflug die Erde nur notdürftig durchfurchte. Wie auf den Höfen der alten Grundherrschaften gibt es Handwerker: Schuster, Bäcker, Weber, Walker, Schneider, Kürschner, Schmiede, Stellmacher, Maurer und Zimmerleute. Mit der umfänglichen Kolonisation, die im 14. Jahrhunderte von den Zisterziensern vorgenommen wurde und die Hofäcker einschränkte, vollzog sich notwendig der Übergang von der Eigenwirtschaft zum Rentensystem. Die deutschen Bauern der umliegenden Dörfer hatten an Michaelis ihre Zinsen, Zehnten und Ehrungen (Hühner, Eier, Schinken) abzuliefern. Sie leisteten an je einem Tage in der Brache sowie zur Sommer- und Winterzeit Hofedienst. Höhe und Art der Abgaben

und Dienste waren bei den einzelnen Dörfern nicht durchweg die gleichen. Die im Jahre 1339 in Guckelhausen neu angesetzten deutschen Klostergärtner lebten beispielsweise unter der folgenden Rechtslage. Sie waren durch persönlichen Kauf freie, erbliche Besitzer ihres Gütchens, während die bisherigen polnischen Bewohner nur die Nutznießung ihrer Äcker hatten. Sie durften an zwei Tagen in der Woche im Klosterwalde Brennholz sammeln. Sie durften im Walde das 'Kniegras', das nicht mit der Sense gemäht werden konnte, für ihr Vieh holen. Sie gaben an Michaelis vom Morgen eine halbe Viertelmark Prager Groschen und von jeder Gärtnerstelle vier Hühner und ein Schock Eier. Sie waren jährlich zu drei Hofetagen, ferner zum Jäten, Heurechen, Hanfraufen u. a. verpflichtet. In dieser Hinsicht lag auch auf ihnen ein Rest alter polnischer Dienstpflicht. Als um 1447 noch sechs Bauern dazu ausgesetzt wurden, wurden auch die Pflichten neu festgesetzt. Die neuen Bauern brauchten weder auf dem Hofe als Knechte zu dienen, noch zu mähen und zu dreschen. Die altangesetzten Gärtner mußten für die Ernte auch die Garbenseile machen. Die Stiele zu den Sensen hatte der Hof zu liefern. Bauern und Gärtner leisteten drei Tage Hofedienst, wobei die Bauern auch Pflug und Gespann stellten; sie hatten den Mühlgraben zu schlemmen, mußten jäten, Kraut setzen, Hafer und Heu rechen, Flachs und Hanf raufen und auf Tagelohn arbeiten, wenn es verlangt wurde. Von Walpurgis (1. Mai) bis Michaelis (29. Sept.) erhielten sie 10 Heller, im Winter 6 Heller Tagelohn. Der Zins der Bauern und Gärtner war wieder für den Morgen auf eine halbe Viertelmark festgesetzt; jede Besitzung zinste zu Michaelis vier Hühner und ein Schock Eier. Die Bauern zahlten außerdem je einen Vierdung von der Hufe. Der Abt erhielt von den Bauern am Martinstage ein Schock böhmische Groschen von jeder Hufe, zu Weihnachten ein Paar Hühner, zu Ostern einen geräucherten Vorderschinken. Bei allgemeinen Landauflagen sollte jede Hufe nach allgemeiner Schätzung belastet werden. Auch die neuen Bauern durften wie die Gärtner am Mittwoch und Sonnabend Brennholz (Hartriegel, 'Cornus sanguinea', und Faulbaum, 'Rhamnus frangula') holen und Sumpf- und Buschgras mähen. Auch das Hutungsrecht

auf der Dorfweide in Neuhof stand ihnen zu. Der allgemeinen Agrarentwicklung in Schlesien entsprechend wurde der Abt im Laufe der Jahrhunderte Grundherr der deutschrechtlichen Dorfgemeinden. Er erhielt zunächst das Vogtding, dann das herzogliche Recht der Blutgerichtsbarkeit. Die landesherrlichen Privilegien erhoben die großen Abteien der Zisterzienser zu fürstlichen Herrschaften.

Lagen die Zisterzienserklöster nach der Vorschrift der Benediktinerregel nicht in den Burgen und Dörfern, sondern in möglichster Abgeschiedenheit vom Getriebe der Welt, abseits aller Siedlungen, so sind die späteren Ordensniederlassungen der Dominikaner und Franziskaner im Schoße der Städte anzutreffen. Sie kommen hauptsächlich den religiösen Bedürfnissen des Volkes entgegen und werden somit Ausgangsstätten einer großen Menge von Andachtsübungen, Anschauungen und Überlieferungen, die wir unter dem Ausdrucke 'Volksfrömmigkeit' zusammenschließen. Eine Übersicht über die schlesischen Ordensniederlassungen ist somit für die Volkskunde unerläßlich; die Wirksamkeit dieser Klöster hat den geistigen Zustand des schlesischen Volkes stark beeinflußt. Die wichtigsten älteren Ordensniederlassungen sind:

Augustiner-Chorherren. Sie wohnen um 1110 zunächst auf dem Zobten und in Gorkau, seit 1149 auf dem Sande in Breslau. In Naumburg a. B. sind sie vor 1217, in Sagan seit 1284, in Kamenz von 1210—1249, in Glatz seit 1350. Von 1379 an kommt dazu eine Niederlassung in Rosenberg, 1423 eine Propstei der Saganer Mönche in Grünberg.

Augustiner-Eremiten. Sie lassen sich vor 1294 in Grottkau nieder, 1299 in Haynau. Von Karl IV. wird 1351 das Breslauer Dorotheenkloster gegründet.

Augustinerinnen gibt es lange vor 1299 auf dem Breslauer Sande im Annenkloster.

Benediktiner polnischer Herkunft wohnen kurz vor 1138 bis 1193 auf dem Elbing bei Breslau, vor 1175 in Leubus, vor 1256 in Grüssau. Benediktinerinnen sind zunächst in der Neugründung der hl. Hedwig in Trebnitz 1202; nach wenigen Jahren wird das Kloster in ein Zisterzienserinnenkloster umgewandelt. In Liebau

gibt es Benediktinerinnen vor 1307, in Striegau 1307, in Liegnitz 1348.

Zisterzienser. Sie kommen 1175 aus Pforta an der Saale nach Leubus, 1227 von da in das 1222 gestiftete Kloster Heinrichau, 1249 nach Kamenz mit Wartha, 1259 aus Andrejow nach Rauden O.-S.; vor 1289 entsteht das Kloster Himmelwitz, 1292 Kloster Grüßau.

Prämonstratenser. Sie haben vor 1193 das Martinskloster auf der Breslauer Dominsel inne und übernehmen kurz vor 1193 das Elbingkloster.

Prämonstratenserinnen gibt es vor 1223 in Rybnik; sie siedeln 1228 nach Czarnowanz über.

Der deutsche Ritterorden sitzt seit 1222 in Namslau.

Dem Templerorden gehört seit 1227 Klein-Öls bei Ohlau mit verschiedenen Dörfern (Tempelfeld!).

Johanniter haben Niederlassungen in Glatz seit 1184, in Striegau seit 1203, in Lossen bei Brieg seit 1238, in St. Corpus-Christi in Breslau vor 1273, in Löwenberg vor 1281, in Warmbrunn 1281, in Groß-Tinz vor 1306, in Reichenbach 1338.

Kreuzherren mit dem roten Stern wohnen schon vor 1248 in Breslau im St. Matthiaskloster.

Magdalenerinnen (Reuerinnen) gibt es 1247 in Naumburg am Queis, später in Lauban, vor 1296 in Beuthen a. O., seit 1314 in Sprottau.

Hospitäler werden gegründet 1214 in Breslau, vor 1260 in Bunzlau, vor 1282 in Steinau a. O., vor 1284 in Sagan, 1300 in Beuthen, vor 1310 in Brieg, vor 1318 in Glogau, vor 1346 in Strehlen, vor 1376 in Glatz, vor 1454 in Freistadt und Köben a. O.

Kollegiatstifte bestanden zu Breslau am Dome, bei St. Ägidius, an der Kreuzkirche; in Glogau, Oppeln, Ratibor, Brieg, Falkenberg, Liegnitz (zum Heiligen Grabe 1348), Oberglogau, Ottmachau.

Karmeliter gibt es 1384 in Striegau.

Paulaner-Eremiten lassen sich 1388 in Wiese bei Neustadt nieder.

Dominikaner kommen 1226 nach St. Adalbert in Breslau, 1234 (?) nach Bunzlau, vor 1246 nach Ratibor, 1258 nach Glogau, vor 1278 nach Liegnitz, 1333 nach Brieg.

Dominikanerinnen sind seit 1294 (?) in Breslau, seit 1299 in Ratibor.

Franziskaner (Minoriten) gibt es schon 1220 in Schweidnitz, 1240 in Breslau im Jakobskloster, 1248 in Löwenberg, vor 1257 in Glogau, vor 1258 in Goldberg, 1258 (?) in Beuthen O.-S., vor 1284 in Liegnitz, vor 1285 in Brieg, Neiße und Namslau, vor 1287 in Oberglogau und Oppeln, vor 1307 in Münsterberg, vor 1331 in Neumarkt, 1431 in Kosel. Dem dritten Orden der Franziskaner gehören die in Wald- und Bergabgeschlossenheit lebenden Einsiedler an. Sie sind zu einer strengeren Lebensführung verpflichtet. Sie waren mit ihren Kapellen das Besuchsziel des Volkes. Viele der alten Einsiedeleien sind wieder eingegangen.

Eine Kartause wird 1423 bei Liegnitz gegründet.

Vorgeschichtliche Denkmäler. Vorgeschichtliche Kultplätze mögen an Stellen gelegen haben, an die heute die Sage des Volkes anknüpft; Berge, natürliche oder künstliche Hügel, Stellen in Flur und Hain, die vielleicht noch heute ausgezeichnet sind durch eine Eiche oder Linde oder Gebüschreste, Teiche, Quellen, Höhlen, an die das Volk Sagen vom versunkenen Schlosse, vom wilden Jäger knüpft; Kirchen, Kapellen und Wallfahrten können die heidnische Übung verdrängt haben. Die Plätze können als Gerichtsversammlungsstätten gedient haben; Ringwälle, Steindenkmäler, Reste von Herdstellen, von Werkzeugen und Gefäßen helfen bei der Deutung mit. Sicher ist, daß der Zobten eine solche heilige Stätte gewesen ist. Ein Ringwall von Stein, der sich um seine Krone zieht, Urnen- und Bronzefunde weisen darauf hin; die Worte des Merseburger Thietmar zum Jahre 1017 in der um 1018 geschriebenen Chronik bestätigen es: Hic mons, dum hic execranda gentilitas veneraretur, ab incolis omnibus nimis honorabatur. In die frühe christliche Zeit des Berges führen uns dagegen die in seinem Bereiche zerstreuten Steindenkmäler: in Zobten der Rumpf einer Mönchsfigur an der Ostseite der Annenkirche, 'der geharnischte Kopf', vier Löwen, von denen einer verhältnismäßig spät in den Turm der Pfarrkirche eingemauert, ein anderer nach Marxdorf gekommen ist und zwei am Schlosse in Gorkau zu sehen sind, ein Säulenschaft vor dem Schlosse,

der 'Mönch' bei Kieferndorf, ein Eckstein der Kirche von Queitsch, die 'Jungfrau' mit dem Fisch (St. Peter mit dem Fisch), der Bär, die 'Sau'. Sie sind sämtlich aus der romanischen Zeit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und werden wohl als Schmuck der Gorkauer Augustinerkirche gedient haben.

Grenzsteine. Schon im Jahre 1209 sind diese Zobtener Steindenkmäler als Grenzsteine verwendet und mit den seit ältester Zeit gebräuchlichen Kreuzmarken als solche gekennzeichnet worden. Sie gehen so aus einer geheiligten Verwendung in die andere über. Grenzsteine sind unantastbar; sie zu verrücken galt im Volke als schwerer Frevel. Vielleicht ist auch der Kriemhildenstein, 'Kriemhildens Bett', ein solches Grenzzeichen; Gipfel und ragende Felsen sind gern zu solchen Malzeichen verwendet worden. Der Kriemhildenstein liegt an einer aus dem 13. Jahrhunderte urkundlich nachweisbaren Grenze.

Rechtsgang. Im bürgerlichen und im Strafverfahren sind im alten deutschen Recht der Eid und das Gottesurteil Beweismittel, solange materielle Beweismittel wie Zeugen und Urkunden dem Rechtsverfahren noch fremd sind. Der Eid ist, wie die alte Formel 'Gott soll mich strafen, wenn ich lüge' und die indischen Eidgebräuche beweisen, selbst eine Art Gottesurteil, eine bedingte Selbstverfluchung. Die gewöhnlichen Gottesurteile waren das Schreiten über glühende Pflugscharen, der Kesselfang und die Wasserprobe. Auch uneigentliche Gottesurteile begegnen im Mittelalter, so das Bahrrecht, der Glaube, daß sich die Wunden des Erschlagenen wieder öffnen, wenn der Mörder in die Nähe kommt. Schon seit dem 9. Jahrhunderte werden von kirchlicher Seite die aus vorchristlicher Zeit übernommenen Gottesurteile eingeschränkt; in Schlesien finden sich davon nur die Legendenberichte aus dieser älteren Zeit. Das eigentliche, regelmäßige Beweismittel im Gerichtsverfahren blieb der Unschuldseid. Mit dem römischen Rechte drang die Folter in das deutsche Gericht ein. In sehr beschränktem Maße scheint sie bereits bei den Germanen geläufig gewesen zu sein, den Unfreien gegenüber als Prügelstrafe. Ihre furchtbare Entwicklung beginnt im 14. Jahrhunderte, der Höhepunkt ist im 17. Jahrhundert

erreicht. In Preußen wurde sie 1740 abgeschafft. Lebensstrafen bei schweren Verbrechen waren stets mit der Tortur verbunden. Leichte Vergehen wurden mit Leibesstrafen geahndet. In ihnen suchte der starke Wirklichkeitssinn des Mittelalters immer das Glied zu treffen, mit dem gesündigt war; der Dieb verlor die Hand, der Meineidige den Schwurfinger. Der symbolische Zug in solchen Strafen führte zur Verwendung von Schandlarven, die dem am Pranger Stehenden vorgebunden wurden. So wurde der Strafvollzug leicht zum Volksfeste. Predigten erzählen, daß die Gerichtsglocke die Vollstreckung eines Todesurteils ankündigte und Boten die Landbevölkerung zu diesem Schauspiele zusammengerufen hätten. In Breslau haben bis in die Gegenwart hinein Hinrichtungen den Anstrich eines Volksfestes behalten.

Rechtsdenkmäler. Staupsäulen und Galgenstätten ragen als öffentliche Zeugen alter Rechtsübung in die Gegenwart hinein und regen die Phantasie des Volkes immer wieder an. Die Staupsäulen kennzeichnen das Obergericht des Weichbildes oder eines Standesherrn, dem das Gericht über Hals und Hand zustand. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden sie ebenso wie die Galgen als lästige Zeugen früherer Rechte beseitigt. Heute sind in Schlesien noch 12 Säulen und Reste von solchen bekannt; in Arnsdorf, Kr. Hirschberg, in Habelschwerdt und Heinzendorf desselben Kreises, in Hermsdorf, Kr. Hirschberg, im Hofe des Kynast, in Koritau, Kr. Glatz, Kostenblut, Kr. Neumarkt, Peterwitz, Kr. Schweidnitz, Rothsürben, Kr. Breslau, Trachenberg, Kr. Militsch. Diesen Säulen von etwa 2 m Höhe mit den Resten von Kettenringen entsprechen an Kirchen Reste von Halseisen, an denen einst die Strafen verbüßt werden mußten. Dieser Brauch erklärt es, daß das mittelalterliche Wort für ‘Stock, Stockhaus’ geradezu dem Ausdruck ‘Kirchmauer’ gleichgesetzt wird; ‘ergastulum’: ‘temenicz vel kirchmur’. Galgen sind heute noch sechs erhalten: in Goldentraum, Kr. Lauban, Kanth, Kr. Neumarkt, Kauffung, Kr. Schönau, Leipe, Kr. Jauer, Groß-Rosen, Kr. Striegau, Steinseiffen, Kr. Hirschberg. Wie peinlich es war, wenn ehrliche Handwerker einen Galgen berühren sollten um ihn auszubessern, zeigen die Chronikenberichte bis ans Ende des

18. Jahrhunderts. Die Arbeit wurde zu einem Volksfeste. Die gesamte Maurer- und Zimmerinnung zog mit Musik hinaus; alle mußten Hand anlegen an die 'entehrende' Arbeit, damit zum Schluß keiner dem anderen etwas vorwerfen konnte. An den Stellen alter Gerichtsstätten gehen heute noch die Armensünder um. Sehr selten sind heute die Gerichtstische, die letzten Reste germanischer Rechtsprechung unter freiem Himmel. In Brieg diente einst als Gerichtstisch eine Grabplatte vom Judenfriedhofe; der Stein ist noch in ein Ringhaus eingemauert zu sehen. Der Strehlener Gerichtstisch ist der Standort der Butterfrauen und heißt der 'Puttersteen'. Über ganz Schlesien verbreitet sind Steinkreuze und Bildstöcke, die von der Volksüberlieferung mit der alten Rechtspflege in Verbindung gebracht werden. Von M. Hellmich sind im Kreise Breslau allein an 18 Orten 25 Kreuze als vorhanden, 8 weitere als früher vorhanden nachgewiesen worden; in der gesamten Provinz sind in 60 Kreisen an 408 Orten 541 Kreuze bekannt und 43 durch Nachrichten bezeugte verloren gegangen. Dazu kommen 36 Bildstöcke, die einen rechtsgeschichtlichen Ursprung haben. Die Kreuze werden gern als Mord- oder Sühnekreuze bezeichnet. Sie sind die Sühne für Mord und Todschlag; urkundlich ist 46 mal die Errichtung eines Kreuzes, einer Kapelle oder einer Marter in gerichtlichen Vereinbarungen bezeugt. Das Volk hat die Kreuze auch irrtümlich als Erinnerung an die Einführung des Christentums oder an die Hussitenkriege gedeutet. Viele Kreuze sind schon achtlos beseitigt worden, einige sind in Kirchhofsmauern eingemauert worden. Vornehmlich waren sie am Orte der Untat aufgestellt, wenn nicht die Wahl einer belebten Stelle die Erinnerung an den Toten wachhalten sollte. Je nach dem natürlichen Vorkommen des Gesteins ist Granit oder Sandstein verwendet. Im harten Granit ist teilweise die Kreuzform nur herausgearbeitet. Eingemeißelt sind Schwerter, Beile, Messer, Armbrüste, Speere, je einmal ein Pfeil, eine dreizackige Gabel, eine Schaufel, zweimal ein Dolch, ein Dreschflegel, einmal eine Schere, ein Rad, zwei Fußsohlen zu beiden Seiten eines Schwertes, ein Kreuz mit dem Christusmonogramm darunter und eine als Kelch gedeutete Figur. Fast immer wird es sich um die Tatwerkzeuge

handeln. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts werden die Kreuze kunstvoller und tragen nun auch Datierungen, die bis ins 18. Jahrhundert reichen. Die entsprechenden Bildstöcke bestanden zunächst wohl aus einem Stück, wurden später gemauerte Säulen und sind heute meist kleine Kapellen. Neben Kreuz und Marienbild findet sich hier auch das Bild der Patronin eines guten Todes, der hl. Barbara. Die Sage hat diese Stätten umrankt. Da ist einer im Streite um ein wertloses Ding zum Mörder an seinem Gefährten geworden, ein Bettler am anderen, als jeder den letzten Bettelpfennig beim Teilen haben wollte; oder ein Streit zwischen Schnittern und Grasfrauen endete mit Todschlag; oder edle Herren hatten einen Zweikampf um eine Dame; der verlassene Liebhaber rächte sich an der Ungetreuen und ihrem Bräutigam; man erzählt auch von Schändungen des lieben Brotes oder von Gotteslästerungen, die gesühnt werden sollten.

Dreiding. Die bäuerlichen Gerichte und Versammlungen, die im Anschlusse an die drei ungebotenen Gerichte oder Sentgerichte in Schlesien bis in die Neuzeit üblich waren, heißen Dreiding. Sie haben die Aufgabe, auf das soziale und sittliche Verhalten der bäuerlichen Bevölkerung einzuwirken. So finden sich in den Dreidingsordnungen neben Ermahnungen zu christlichem Leben Befehle über bäuerliche wirtschaftliche Tätigkeit, neben Rügen wegen Sonntagsentheiligung und Sittenlosigkeit stehen Rügen wegen des Dörrens des Flachses im Backofen, des Haltens von Tauben und Ziegen. Die materiellen Angaben in diesen Dreidingsordnungen enthalten somit vielfach eine Art Bauernrecht, das durch öfteres Vorlesen den Bauern eingeschärft werden sollte. Die vielen erhaltenen Dreidingsordnungen reichen vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. So verbietet das Heidersdorfer Dingbuch (Hs. II. Q. 8) vom Jahre 1591 das Rockengehen bei Strafe von 1 Schock 12 Groschen. 'Die ehrlichen Täntze werden zugelassen bies man licht einträgt, Abendt Täntze sein verboten ganz und gar bei der Peen 10 mark und 12 groschen das wandell. Das Schendtliche vordrehen und andere ungebürliche sachen im Tantzen siendt verboten bei der Peen 1 Schock und 12 groschen das wandell.' Aus den

Verhandlungen erhalten wir auch Einblick in die dabei abgeurteilten gewöhnlichen bäuerlichen Vergehen: ... percussit vigiles 'hat die Wächter verprügelt', ... haben einander geschlagen, ... injurirt, ... zu unfride worden, ... gotteslesterung, ... mit der kägelkaul geworffen, ... haben sich tapfer und munter geraufft, ... das ehr mehr Tauben helt, ... würft mit einem keulein nach ..., ... wegen Harrauffens, ... wegen blutrünst, ... wegen schlagens bei nechtlicher weile, ... wider den Boden geworffen und geschlagen, ... mit einem Brottmesser gestochen, einmal wird zum Jahre 1601 erwähnt, daß einer in der Notwehr einen andern erschlug. Ein eigenes Kapitel sind in jedem gehegten und jedem Dreiding die Geldschulden. Mit diesen bäuerlichen Rechtsordnungen sind in den Städten die 'Willkür'-Satzungen zu vergleichen. So wird in der 'Willkühr' der Stadt Sagan (Hs. IV. F. 111) vom 12. Aug. 1573 angeordnet: heimliche Verlöbnisse sind verboten; an Sonn- und Feiertagen soll niemand arbeiten; während der Frühpredigt bleiben die Stadttore geschlossen, ebenso die Weinkeller; während des 'Ambtes' darf niemand Wein- oder Biergäste bedienen (1 Taler Strafe); wer während der Predigt auf dem Markte steht, wird von den Gerichtsdienern gefänglich eingezogen; Spielen am Sonntag bei Tag und bei Nacht wird mit 2 Talern bestraft; bei Lichte spielen kostet den Wirt und die Gäste je 1 Taler Strafe.

Ständische Verfassung. Die starke Erbteilung unter den Piasten (1163–1328) hinderte Schlesiens politische Einigung. 1328 erkannten alle schlesischen Herzöge außer Schweidnitz und Jauer die böhmische Lehnsherrschaft an. Jetzt gewinnen die Landstände hohen Einfluß auf die Landesregierung. Adelsversammlungen hatte es schon im 12. Jahrhundert gegeben, aber nur im Dienste des Herzogs, der ihren Beschlüssen zustimmte. Daneben traten die Stadtgewalten; 1275 wurden in Breslau zwei Ritter und zwei Bürger zur Verfolgung der Verbrecher eingesetzt. 1294 erhielten die Landstände in Glogau Selbstbestimmungsrecht, so daß sie auch gegen den Landesherrn auftreten konnten, der ihnen Privilegien nicht mehr nehmen durfte. Das bedeutete den staatlichen Dualismus für Schlesien. 1368 erbte Karl IV. das Herzogtum Schweidnitz-

Jauer durch seine dritte Gemahlin Anna, die Nichte Bolkos II. Bolkos Gemahlin Agnes hatte von Karl einen königlichen Stellvertreter beigegeben erhalten, einen 'Landeshauptmann'. Dieser wird der wichtigste Beamte; er vergibt Lehen und leitet den Landtag. Die Stände setzen durch, daß nur ein Einheimischer dieses Amt erhalten darf. 1688 werden ihm zwei kaiserliche Räte zur Seite gegeben. Das Volk wird in drei Stände gegliedert, Adel, Geistlichkeit, Bürger, die auf dem Landtage vertreten sind. Die Adligen sind heeresdienstpflichtig, aber abgabenfrei; sie besitzen die Güter erblich, doch ist der Besitz einer Burg für den Ritterstand nicht erforderlich; sie sitzen in einfachen Rittersitzen, mit Ziegeln ausgefüllten Holzbauten, die erst im 16. Jahrhundert ansehnlicher werden. Die Geistlichen mit ritterlichem Grundbesitz gehören bis ins 18. Jahrhundert zum Adel. Die Bürger haben das Geld; Markt-, Steuererhebungs-, Münzrecht bleiben ihre Privilegien, weil sie sie mit ihrem Gelde immer wieder erkaufen können; sie haben eigene Truppen und stehen in Fehde mit dem Adel. Der Dreißigjährige Krieg entkräftet die Städte. Die Landtagsbeschlüsse mußten vom Kaiser bestätigt werden. Neben dem königlichen Landeshauptmann stehen die Landesältesten, die von den Weichbildern Gewählten; sie entsprechen etwa den heutigen Landräten. Das oberste Gericht, das Ältestengericht, in das König Wenzel 1396 sechs Adlige und sechs Bürgerliche wählte, blieb bis 1740 ausschließlich in den Händen des Adels. Entsprechend den Stadtschreibern schufen sich die Ritter im 16. Jahrhunderte das Amt des ritterlichen Landschreibers. Königliche Beamte sind der Landeshauptmann, die Räte, der Kanzler und Zollbeamte. Das Kanzleramt war bis ins 17. Jahrhundert im Pfandbesitz der Schaffgotsch. Ständische Beamte sind: vier Oberrichter, acht Landesälteste, der Landschreiber. Das Erstarken der Habsburgischen Gewalt im 17. Jahrhunderte schränkte die Bedeutung der schlesischen Landstände wieder ein. Mit der Huldigung vor Friedrich dem Großen ist ihre Macht zu Ende.

II

Sprache und Namengebung

Mundart

Schreibung der Mundart. Für rein wissenschaftliche Zwecke muß die Mundart in lautgetreuer Schreibung aufgezeichnet werden. Diese Lautschrift, die in allen Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde angewendet wird, ist dargelegt in dem grundlegenden Aufsatze von Th. Siebs, Lautstand und Schreibung der schlesischen Mundarten, MSG. XVII (1916), S. 1. Für praktische Zwecke und weitere Kreise genügt eine andeutende Schreibung, die dem der strengen Lautschrift unkundigen Schlesier da und dort eine Stütze für die ihm im ganzen geläufige Verwendung der mundartlichen Färbung gibt.

Herkunft der schlesischen Mundart. Man kann von einer im wesentlichen aus stammeseinheitlicher, mittelalterlicher Grundlage erwachsenen schlesischen Mundart sprechen. Namen wie Wallendorf bei Namslau, 'Prevaricovici Gallicorum' (1271), Flämischdorf bei Neumarkt (1209), die Wallonensiedlung von St. Mauritius bei Breslau, der Gebrauch der flämischen Hufe, der enge Zusammenhang der Liturgie der Breslauer Prämonstratenser mit französischer Liturgie (Laon), auch die Berufung der Augustiner-Chorherren aus Arrouaix in Flandern und ähnliche Wahrnehmungen zeigen zwar, daß auch andere als mitteldeutsche Siedler in Schlesien angesetzt worden sind. Aber ihre Zahl kann nicht so stark gewesen sein, daß sich noch Spuren davon in der Mundart wahrnehmen ließen. Eine schwierigere, noch ungelöste Frage ist die, woher die 'Franken' nach Schlesien kamen. Sie sind wohl überschüssige Kräfte derjenigen mitteldeutschen Siedler, die bei der ersten Besetzung des Saalelandes in die Sorbengegenden eingewandert sind und von da aus auch die deutsch-böhmischen Gebiete besetzt haben. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Begriff der schlesischen 'Franken' bäuerliche Gruppen umfaßt, die von einer Linie: Nürnberg-Bamberg-Saale-Meißen-Magdeburg her im wesentlichen in das Dreieck herübergeführt wurden, dessen

Spitze etwa bei Krakau liegt. Es ist jedenfalls nicht sehr wahrscheinlich, daß die Siedler aus noch größeren Entfernungen ohne Zwischensiedlungen herübergekommen sein sollten. Eine solche Grundlinie erklärt für Schlesien den starken sächsisch-thüringischen Einschlag der Mundart und macht auch die engen kulturellen Beziehungen verständlich, die die ältere schlesische Überlieferung sowohl zu den oberfränkischen Gegenden wie auch zur Magdeburger Gegend aufweist. 'Fränkisch' ist die große Hufe, die besonders im Gebirge für Walddörfer angewendet wird; 'fränkische' Spuren zeigt hauptsächlich das eheliche Güterrecht. Im fränkischen Rechte ist die Dreiteilung, im flämischen die Halbteilung des ehelichen Vermögens das unterscheidende Merkmal. Auch die Dorfnamen auf '-dorf, -au, -bach, -berg, -burg, -feld, -hain, -heide, -kirch, -stein, -walde und -wiese' entsprechen mitteldeutscher Namengebung. Die Bildung auf '-seifen' tritt gruppenweise im Erzgebirge, in Böhmen, im Riesengebirge, in Mähren und im ehemaligen Österreich-Schlesien auf; das weist auf die Einwanderung fränkischer Bergleute hin. Freilich kann von einer Zurückführung des Schlesischen auf eine einheitliche mittelhochdeutsche Mundart nicht die Rede sein. Am ehesten könnte man an die Kolonisationsmundart des Meißenschen denken, die selbst eine Mischung thüringischer und ostfränkischer Merkmale aufweist. Die heutigen gemeinsamen Züge der schlesischen Mundart sind wohl das Ergebnis eines Ausgleichs, der sich zwischen den Teilmundarten von Siedlungsgruppen, die sich nach der Zeit ihrer Einwanderung und nach ihrer Herkunft unterschieden, und von mehreren Siedlungsgebieten vollzogen hat. Dieser Ausgleich scheint sich nach der grundlegenden Untersuchung Wolfs von Unwerth erst im 15. Jahrhundert vollzogen zu haben und wird eine Folge des festeren politischen Zusammenschlusses der schlesischen Landschaften unter der Hoheit der Luxemburger gewesen sein. Dabei mag die am stärksten an der Siedlung beteiligte Gegend von Meißen ihre mundartlichen Eigenzüge am stärksten zur Geltung gebracht haben.

Grenzen der Mundart. Das Entwicklungsgebiet der schlesischen Mundart reicht daher beträchtlich über die heutigen schlesischen Grenzen hinaus in die sächsische und böhmische Nachbarschaft. Die

Grundzüge dieser Mundart sind einem Gebiete eigen, das sich in folgender Weise begrenzen läßt. Im Nordosten läuft die durch die niederdeutsch-mitteldeutsche 'ik-ich'-Linie am klarsten gekennzeichnete Grenze zwischen Warthe und Oder so, daß die Orte Altensorge, Kattenhorst, Oscht, Gleißen, Wandern, Tauerzig, Schönwalde, Biberteich, Klauswalde bei Reppen, Tornow, Gräden, Matschdorf, Kunitz noch zum 'ich'-Gebiete gehören. Am linken Oderufer lief im Mittelalter die schlesische Mundartgrenze etwa von der Neißemündung bis in die Nähe von Friedland an die Spree. Von 1250 an war dort die Nordgrenze der Niederlausitz etwa die Schlaube (Friedrich-Wilhelmskanal). Das nördlich davon gelegene Land ist erst langsam eingedeutscht worden, teilweise unter schlesischem Spracheinflusse, teilweise unter niederdeutsch-brandenburgischem. Im Westen zeigt das Obersächsische enge Verwandtschaft mit dem Schlesischen; doch unterscheidet sich das Schlesische in der weitergehenden Dehnung kurzer Stammvokale in offener Silbe und der Vokale einsilbiger Wörter in geschlossener Silbe und im Zusammenfall des mittelhochdeutschen 'â' mit gedehntem 'o'. Die Grenze, die durch diese schlesischen Eigenzüge nach Westen hin gezogen wird, geht etwa zwischen Rothenburg und Krossen über Bobersberg, Sommerfeld, Triebel, zwischen Priebus und Muskau, über Rothenburg, Weißenberg, Löbau nach Schirgiswalde an die böhmische Grenze; Schirgiswalde, Neustadt, Sebnitz teilen mit dem Schlesischen noch 'ok', 'nur'. Das osterzgebirgische Sprachgebiet weist die schlesischen Mundartmerkmale auf. Die Grenze verläuft hier etwa von Altenberg über Freiberg, Mittweida, Zschopau nach Zöblitz. Einzelheiten über den Verlauf der Grenze sind noch nicht festgestellt, ebensowenig über die Grenzlinie, die vom Erzgebirge nach Nordböhmen hineinführt, die aber wohl über Katharinaberg, Brüx zur tschechischen Sprachgrenze geht. Das so umrissene Sprachgebiet steht seinerseits wieder der im westlichen Erzgebirge gesprochenen Mundart am nächsten. Es ist also nicht angängig, den Ursprung der nordböhmisch-lausitzisch-schlesischen Mundart im Gebiete einer von Schlesien fernliegenden Stammundart zu suchen. Nach Osten zu erstrecken sich geschlossene deutsche Stadt- und Dorfsiedlungen mit

schlesischer Mundart bis über die alte Polengrenze hinaus; so liegen jenseits der Grenze des reindeutschen Sprachgebiets Ratibor, Loslau, Pleß, Sohrau, Rybnik, Kostenthal, Gnadenfeld, Gleiwitz, das mundartlich und in seiner deutschen Stammesart besonders wichtige Dorf Schönwald bei Gleiwitz, Hindenburg (Zabrze), Beuthen, Königshütte, Kattowitz, Anhalt, Tarnowitz, Peiskretscham, Ujest, Cosel, Mechnitz, Oberglogau, Krappitz, Klein-Strehlitz, Proskau, Oppeln, Malapane, Friedrichsgrätz, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Rosenberg, Konstadt, Kreuzburg, Sterzendorf, Blumenthal, Pitschen als entweder reindeutsche oder überwiegend deutsch besiedelte Gemeinden. Die Grenze des geschlossenen deutschsprachlichen Gebietes führt über Piltsch, Rösnitz, Zauditz bei Katscher, Stolzmütz, Bauerwitz, Leisnitz bei Leobschütz, Deutsch-Rasselwitz, Zülz, Friedland, Sonnenberg bei Grottkau, Seiffersdorf bei Falkenberg, Karbischau, Nikoline bei Schurgast, Karlsmarkt, Altstadt bei Namslau, Reichtal, Groß-Wartenberg, Neumittelwalde, südlich von Bartnig an das Polnisch-Wasser bei Militsch und stößt auf die Provinzgrenze. Westlich dieser Grenze sind nur geringe nichtdeutsche Einschübe vorhanden; außer mährischen Dörfern des Hultschiner Ländchens einige Dörfer mit tschechisch sprechenden Bewohnern in der Lewiner Ecke der Grafschaft Glatz, bei Strehlen und im Kreise Wartenberg sowie Teile der Kreise Hoyerswerda und Rothenburg, wo Sorbisch (Wendisch) gesprochen wird.

Stammundart. Die Kennzeichen der heutigen schlesischen Stammundart sind die folgenden allen Teilmundarten heute gemeinsamen oder einst gemeinsam gewesenen Züge.

I. Klōtz, Schtōk, Nūss, Tīsch. Mittelhochdeutsche kurze Vokale sind in offener, aber auch in geschlossener Silbe gedehnt worden, wenn früher in der verlängerten Form Doppelkonsonant stand.

II. Schōf, Bōdn. Mittelhochdeutsches 'â' und gedehntes 'o' fallen zusammen.

III. Grūss, Pūsch. Mittelhochdeutsches 'ô' wird durch Schließung des Mundwinkels zu 'ū' und fällt mit dem gedehnten 'u' zusammen.

IV. Derfla, Hēwe, Schtick, Mīhle. Mittelhochdeutsches 'œ', wird zu 'e', 'œ̄' zu 'ē', 'ü' zu 'i', 'üe' über 'ǖ' zu 'ī' entrundet.

V. Bīse, Schnī, Schnīte. Dieses neue 'ē' wird wie altes 'ē' durch Schließung teilweise zu 'ī' und fällt mit gedehntem 'i' zusammen.

VI. Hŭt, Schtŭfa, Bĭchr, schlĭssa. Mittelhochdeutsches 'uo', 'üe', 'ie', die zu 'ū', 'ǖ', 'ī' geworden sind, werden vor 't' und inlautendem stimmlosem Geräuschlaute gekürzt.

VII. Schtompa, Tōp. Germanisches 'mp' und 'pp' sind erhalten.

Stammundartgrenze. Die Grenze dieser Stammundart läuft etwa über Sagan, Sprottau, Haynau, Siegendorf, Liegnitz, Oyas, Tentschel, Romnitz, Groß-Baudis, Ober-Mas, Weicherau, Lorzendorf, Ober-Struse, Kanth, Kattern, Postelwitz, östlich von Bernstadt, Wabnitz nach Neumittelwalde. Was südöstlich von dieser Linie liegt und ein Stückchen des Gebietes nördlich von Naumburg bis Grünberg gehört zu dieser Stammundart. Aus ihr scheidet sich ein Gebiet ab, in dem die Verkleinerungssilbe '-lein' zu '-la' und die Endung '-en' zu '-a' wird, wenn der Wortstamm nicht auf 'l' oder 'nn' ausging: Tippla, assa. Die Mundart, die neben einigen anderen Eigenheiten diese Weiterentwicklung zeigt, wird als 'Gebirgsmundart' bezeichnet. Ihre Grenze führt über die Tafelfichte, Friedeberg, Greiffenberg, Löwenberg, Goldberg, Lobendau, Wildschütz, Koischwitz, Altbeckern, Arnsdorf, Küstern, Jeschkendorf, Groß-Tinz, Prinsnig, Mois, Sablath, Ober-Struse, Fürstenau, Kanth, Zobten, Strehlen, Münsterberg, Ottmachau, Neiße, Zülz, Neustadt, Oberglogau nach Leobschütz und an die Landesgrenze. Zu dieser Teilmundart gehört auch nahe mit dem Glätzischen verwandt die Mundart des Kuhländchens an der Oderquelle. [J. Giernoth, Die Sprache des Kuhländchens, MSG. XIX (1917), S. 157.]

Eine Abart der Gebirgsmundart ist das Glätzische, das von Friedrich Gräbisch eingehend dargestellt worden ist. Alle glätzischen Teilmundarten haben unter anderem folgende gemeinsame Eigenheiten: 1. 'i' und 'u' haben eine auf 'e' und 'o' zu liegende offene Aussprache: Kend, Jonge; 2. mittelhochdeutsches 'ou' ist durch 'ā' vertreten: Bām; 3. mittelhochdeutsches 'ei' und 'öu' sowie die Verbindungen '-age-', '-oge-' werden zu offenen langen Lauten oder Doppellauten: Fläsch, Flaisch, Flāsch; Bāme, Boime, Baime;

Wān, Woin; gezān, gezoin; 4. lange 'ē'-Laute (ē ā, ō) werden, soweit sie nicht zu 'ā', 'ie' oder vor 'r' zu 'ä' geworden sind, stark geschlossenes 'ē': rēda, zēhla; 5. die meisten alten Selbstlaute haben vor 'r' eine sehr offene Aussprache; statt 'i, e, ö' wird 'ä', statt 'u' und geschlossenem 'o' wird meist offenes 'o' (durch 'o͡a' angedeutet) gesprochen: Kärche, sähr, hären, Dorscht. Die oberdörfische Mundart der Grafschaft Glatz zeigt darüber hinaus noch andere Unterschiede zum Gebirgsschlesischen, wie sie aus der folgenden Probe hervorgehen, die der Schrift Gräbischs entlehnt ist.

Gebirgsschlesisch: Duu konnst mersch gleeba; iech ho͡a diech nie (nich) beleun. Meine Schwaster, die hotte Taag un(d) Nacht keene Ruhe. Die hotte an ('n) ganze Neeje (Neege) Kinder derheeme, is sein au (oo) zwee hibsche Maadla derbeine. Da enn Oomd (Oobend), wie se vum Felde heemging, doo ies-a Gewitter kumma, un(d) 's raante, is guusz wie aus Krieja (Kriega). Die hotte an ('n) weita Waag; doo is-se under de Beeme getraata, dort, wuu immer der gruusze Steenheffa lo͡ag, un(d) doo hoot se der Blitz derschlo͡an.

Grafschaft Glatz: Duu konnst mersch gloin, iech ho͡a diech nie beloin. Mei Schwaster, die hott' To͡ag-on Nocht kai Ruhe. Die hott' a ganze Naije Kender derhaime, 's senn aa zwee (zwuu) hische Maidla derbeine. Da änn Oowerd (Oomd), wie se vom Falde hoimging, doo ies-a Gewitter komma, on 's raint', 's guusz wie aus Krieja. Die hott 'n weita Waig; do is-se onder de Boime getraata, datt wuu immer der gruusze Stainhoffa lo͡ach, on doo hoot se der Blitz derschloin.

Diphthongierungsmundarten. Den Teilgebieten der Stammundart (Schlesisch-lausitzisch, Gebirgsmundart, Glätzisch) stehen die Diphthongierungsmundarten gegenüber. Sie werden im Norden Schlesiens gesprochen und daher als 'Neiderländisch' bezeichnet; der Breslauer bezeichnet sie nicht ganz zutreffend als das Schlesisch 'aiber der Auder'. Ihre Eigenarten sind im wesentlichen die folgenden:

I. Für 'ī' des Stammgebietes tritt 'ai' ein: Schnaite, Taisch, oder, besonders im Nordwesten und Osten 'ē': Schnēte, Tēsch; vor 'r' steht immer 'ē', außer im Kreise Militsch, wo 'ai' herrscht.

II. Für 'ū' des Stammgebietes steht 'au': Schtaube, grauss; oder, besonders im Nordwesten und Osten, 'ō': Schtōbe, grōss.

III. Für 'ō' des Stammgebietes steht namentlich im Nordwesten und Osten 'au': Kauhle, Taup; im mittleren Teile des Gebietes steht dafür offenes 'o' (durch o͡a angedeutet): Ko͡ahle, To͡ap.

IV. Mittelhochdeutsches 'ī' ist östlich von Öls bis Glogau 'ē' geworden: Schwēn; im Gebiete zwischen Ohlau, Brieg, Falkenberg, Grottkau, Ohlau aber auch offenes 'ē': Schwǟn.

V. Mittelhochdeutsches 'û' ist östlich von Öls bis Glogau 'ō' geworden: Hōs; in der vorgenannten Ohlau-Falkenberger Gegend und im Grünbergischen (bis auf den äußersten Nordwesten, wo 'ō' gilt) offenes 'ō': Ho͡as.

VI. Mittelhochdeutsches 'ei' ist 'ē' geworden: Bēn; aber auslautend 'ie': zwie.

VII. Mittelhochdeutsches 'ou' ist offenes 'ō' geworden: Bo͡am.

Im Grünbergischen liegen Ortschaften mit Stamm- und Diphthongierungsmundarten im Gemenge.

Von Öls bis etwa nach Schlawa und auch im Glogauer Kreise wird stark gaumiges 'l' gesprochen, das nach dunklen Vokalen oft verloren geht. Nach hellem Vokal oder, wenn es silbenbildend ist, tritt es als kurzer 'o'-Laut auf: Taio (Teil), faio (viel), fo͡ago (Vogel).

Kräutermundart. In den Kreisen Breslau, Neumarkt Liegnitz, Lüben, Goldberg-Haynau liegt zwischen Stamm- und Diphthongierungsmundart das Gebiet der Kräutermundart, die ihren Namen von den um Breslau sitzenden Krautbauern hat. In ihrem südlichen Teile gilt noch das '-a' und '-la' der Gebirgsmundart: beissa, Tippla; der größere Teil aber hat hier '-en', 'el'. Man spricht hier schon: Schnēte, Schtōbe, aber noch: Schwein, Haus, wie im Stammgebiete.

Anschaulichkeit und Reichtum des mundartlichen Sprachschatzes. Der Wortschatz der schlesischen Mundart übertrifft an Anschaulichkeit, Fähigkeit begrifflicher Abstufung und Gefühlsbetontheit bei weitem den Wortreichtum der Hochsprache. So stehen nebeneinander in anschaulicher Unterschiedlichkeit: Haare und Loden; Hand und Totsche; Bauch und Wampe; Nase, Gurke, Zinken; Mund, Gusche, Fresse, Maul, Flunsch; weinen, flennen, himpern, natschen, knutschen, heulen. So sind auch, abgesehen von den

Fällen, in denen die Ausdrücke absichtlich auf Verulkung oder auf die Erregung der Heiterkeit abzielen, die Wendungen und Vergleiche von überraschender Vielseitigkeit und sinnlich-anschaulicher Kraft. Da ist einer dünne wie eine Schindel, dick wie eine Tonne, hoch wie eine Latte; er geht zusammengerafft; er tut dicke; er geht 'ei die Erla' (die am Kirchhofe stehen, d. h. er stirbt). Ausdrücke für 'betrunken sein' sind etwa: er hat 'n Troppen, er ist beträscht, molum, benippelt, beschwiemelt, beschmoart, drähnig, tuslig, er sieht doppelt, er ist sternhagelvoll, er kann nicht mehr auf drei zählen. Wenn einer dem andern Prügel droht, dann ist die Formel etwa: Wenn ich dich in die Mache krieg, gieht dersch nie gutt; kumm mer ok ei die Schuta; dir war ich Luft macha; dich sack ich dreimoal ei a Saak un wieder raus, du eegelganzer Hons du! Die Liebe der Mutter drückt sich in der Anrede aus: mei Fischla, mei Schneckla, mei Lumpsla, mei Kitschla, mei Hundla, mei Puutzla. In der Kamenzer Gegend wurde 1829 vom Hochwasser ein langer Laufsteg weggerissen, der die Dörfer Beitzen und Schrom verband; noch heute ist in Schlesien der Vergleich beliebt: so lang wie der Beitzensteig, oder man ruft: O du heiliger Beitza! Der Schlesier kann alt werden wie Methusalems Esel; ein ordenbesäter Mensch ist behängt wie ein Schlittenpferd; das Leben ist manchmal besudelt wie ein Kälberstrick oder eine Hühnerleiter; der eine ist bleich wie eine Kalkwand, der andere geputzt wie ein Pfingstochse. Im Wortschatze sind viele Ausdrücke erhalten, die in der Hochsprache nicht mehr vorkommen: ärschlich, Adelt (Dungjauche), Almer (Schrank), Bägel (Eierteigkringel), Brinkel (Krümel), sich die Hände oder Füße derbellen (vergreifen, vertreten), Funze (trübe Lampe), gach (schnell), Gewende (der Acker des Bauernhofes), Gunke (Lichtrest, tapriges Frauenzimmer, Beule), hübsch (im Sinne von 'artig'), niedlich (verdrießlich), Plente (Jacke), Rom (Ruß), Schalaster (Elster), schiech (scheu), Schilg (Dutzend), schirgen (Lasten voranstoßen), Schmakoster (geflochtene Weidenrute), Tootsche (Pfote), Uckel (Karpfenart), ungenißlich (gefräßig), varte (voriges Jahr), Zwirbelwind (Wirbel) und viele andere. Die Mundart bildet aus hochdeutsch verwendeten Wörtern schöpferisch neue: Der Borg, der Gall (Schrei), der Glamm (Hellsein), der Ruch, der Stank, der Vergelt; das Arg,

das Falsch, das Süß u. a. Der Begriffsverdeutlichung dienen Verdopplungen, die daher auch gern zur Bezeichnung von Geräuschen verwendet werden: a=ámachen, babá (Ekel), bŭbú (Schreckgespenst), gotzicka-gotzacka (Webstuhlklappern), rirarutsch (im Kinderspiel), holterdipolter, hischepusche; auch Wörter und Satzteile werden wiederholt: 'fer nischt un wieder nischt'; 'a hott sich geirrt, hott a sich'; aus alter Zeit ist die Doppelung 'nischte nich' geblieben. Wirkungsvoll werden Zeitwörter mit 'aus-' und 'be-' im Schlesischen gebildet: es hat sich ausgedoktert; bekochen, bewaschen, beflicken, bereinigen, bestricken, begitscheln, bekochlöffeln, beklunkern, sich bekaufen; 'Mutter, ich mag nich' — 'Ich wer dich bemagen!' Häufiger als in der Hochsprache sind Zusammensetzungen mit 'voll', das zu 'fel, wel' verkürzt erscheint: 'hamfel' (Handvoll), 'ormwel' (Armvoll), 'maulwel' (Mundvoll), 'hukfel' (Huckevoll), 'tupfel' (Topfvoll), 'sakfel' (Sackvoll) u. a. Zu altem Sprachgute gehören erstarrte Wendungen, die nicht selten dem Satze eingefügt werden: 'glaub ich' wird zu 'gleich, glei, glē'; 'halt ich' zu 'halt,; 'es gelte' zu 'gelt'; in ihrer Herkunft nicht mehr erkannte Erstarrungen sind auch: 'entgegengehen', das aus 'enkegene gēn' zu 'ei die kēne gēn' wird, und 'am Ende', 'amende'. Der Schlesier hat eine recht bedeutende Zahl Fremdwörter in seine Mundart aufgenommen; 'Babe', der Name für den Napfkuchen ist slawisch 'baba', 'die Frauensperson', vielleicht weil das Gebäck von Frauen hergestellt wurde; 'Druschma', 'der Brautführer', ist polnisch 'drušba'; 'Krabate' kommt über das Polnische aus dem Kleinrussischen 'rabatja' 'Kinder'; 'Kratschem' ist tschechisch 'krčma'; 'Krēn' ist tschechisch 'křen'; 'Lusche' ist slawisch 'łuža', 'Pfütze'; 'Schur' ist die polnische Sauerteigsuppe, eine Entlehnung aus dem mittelhochdeutschen 'sûr', 'sauer'. Wörter, die inhaltlich die Anschaulichkeit vermissen lassen, werden lautlich an bekannte Dinge angeglichen, das heißt in ihrer Herkunft falsch gedeutet; der Pirol wird zur Biereule, das dem Küster gebührende 'Gratiale' wird zum Gratschkerle, das vom französischen Soldaten einst bei Verträgen auf das deutsche 'Abgemacht' erwiderte 'C'est fait' wird umgeformt zu 'Säfe', so daß die Kinder noch jetzt den Vertrag durch die Formel 'Abgemacht mit Säfe'

bekräftigen. Andere Wörter derartiger Volksetymologie teilt das Schlesische mit den übrigen Mundarten. Was der Mundart ferner ihre Frische und Eigenart sichert, ist die aus alter Zeit bewahrte freiere Wortstellung im Satze. Das Bedeutende wird gern betont an den Anfang gestellt. So steht der Familienname vor dem Vornamen, der Familien- oder Vorname als Genitiv vor dem regierenden Hauptworte oder vor der Verwandtschafts- und Standesangabe. Der Genitiv von Substantiven geht in festgewordenen Wendungen voraus, auch der Genitiv von Personen- und Standesbezeichnungen: 'am Neujahrsheiligentage', 'Seidels Trude', 'Lehrers Jungen'. Der Genitiv wird auch durch pronominalen Ausdruck umschrieben: 'Der Mutter ihre Schuhe'. Das Adjektiv kann leicht nachgestellt werden: 'a hoot a Madla, a hipsches'. Nach alter deutscher Eigenart steht im Satze oft die adverbiale Bestimmung als Nachtrag am Ende: 'Ich hab nichts gehört von einem Gewitter'. Im Nebensatze treten Infinitiv oder Mittelwort hinter das eigentlich zur Endstellung berufene Zeitwort mit der Personalendung, genau wie in älterer Zeit: 'wenn wir werden fertig sein'; 'weil ihr seid gesehen worden'; auch: 'er hat wollen da bleiben'. Der einmal begonnene Satzbau kann leicht aufgegeben werden. Nebensätze sind viel seltener als in der Hochsprache. In Nebensätze wird öfters 'daß' eingefügt: 'er fragte ihn, wohin daß er ginge'; 'je länger daß sie sind, desto besser sind sie'. So wird auch 'und' eingefügt: 'wenn sie auch und sie sind manchmal krank'. Das Zeitwort des Hauptsatzes kann wieder in die alte Anfangsstellung treten, wobei häufig 'du' fehlt: 'Kannst mir's glauben'. Kleine Sätzchen werden gern eingeschoben: 'Er ist, scheint mir, böse'; 'er denkt wer weiß wie schön zu sein'. Beliebt ist die Satznebenordnung an Stelle der Unterordnung: 'Sei so gut und gib mirs'. Der Vergleich mundartlicher Texte mit schriftsprachlichen ergibt in dieser Hinsicht unzählige Unterschiede, die der Mundart viel stärker ihr Eigengepräge geben als die lautlichen Sonderzüge. Ein mundartlich scheinender Text mag lautlich und im Wortschatze die Mundart noch so genau nachahmen, er bleibt eine hochdeutsch empfundene Künstelei, wenn er ohne starke syntaktische Umformungen in die Hochsprache zurückverwandelt

werden kann. Man mache diese Echtheitsprobe an den vielen 'mundartlichen' Dichtungen und Erzählungen; die meisten 'literarischen' Leistungen unserer schlesischen Mundartdichter bestehen diese Probe sehr mangelhaft.

Schlesisches Umgangsdeutsch. Manche lautlichen Eigenheiten der Mundart und manche Züge des Sonderwortschatzes, auch des Satzbaues werden unbewußt in die Hochsprache und in noch viel stärkerem Maße in die Alltagssprache hinübergenommen und verraten dem Nichtschlesier schnell die schlesische Abstammung des Sprechenden. Die Schule ist nicht stark genug, um diese Sondereinschläge der Mundart durchgängig zu beseitigen. Die Entrundung gerundeter Laute in 'Kenig, Lewe, Mihe, Kihe, Mihle, mide' greift sogar auf die Sprache der Gebildeten über. 'Ne, nich' sind durchweg üblich; 'mach ok', 'komm ok', 'geh ok' gehört zum kleinstädtischen Schlesisch. Pluralbildungen decken sich nicht immer mit dem Hochdeutschen: 'Rester', 'Herze', 'Schäffer' sind nicht selten. Der Schlesier sagt: 'wegen dem Schnee', 'während dem Sturme'; auch 'ich hab Ihn nicht gesehen' für 'Sie', wo die alte Akkusativform der Anrede 'Er' weiterlebt. Beliebt sind Kürzungen: 'raus, naus, nunter, runter, rein, rauf'; kennzeichnend ist die mundartliche Verwendung von 'tun': 'Die Mutter tut kochen, der Vater tut arbeiten', sowie die doppelte Verneinung: 'Ich hab keine Zeit nich'.

Namengebung

Personennamen. Die Personennamen einer Landschaft erzählen ihre gesamte Kulturgeschichte und erschließen die Vorstellungs- und Gefühlswelt des Volkes. Aber in vielen Fällen ist es heute noch nicht möglich, über Herkunft und Bedeutung solcher Namen Sicherheit zu gewinnen. Die älterer germanischer Zeit entstammenden doppelstämmigen Namen, für die unsere deutschen Einwanderer in Schlesien noch so große Vorliebe hatten, sowie die im 13. Jahrhunderte üblichen slawischen Namen, die aus Vornamen zu Familiennamen geworden sind, sind in dem Abschnitte über die schlesischen Ortsnamen zusammengestellt worden. Eine volkskundlich

wichtige Frage ist, wie die Zunamen entstanden, die zu den alten Einzelnamen hinzutraten. Der zweite Name sollte nicht nur Verwechselungen vorbeugen. Im 12. Jahrhunderte werden gewisse Modenamen üblich, zunächst bei höheren Ständen; nach 1200 finden sich solche Doppelnamen auch bei Hörigen. Schreiblaune und volksmäßige Deutung haben viele alte Namen zur Unkenntlichkeit entstellt. Die alte Zeit kennt nur Einzelnamen, unsere heutigen Tauf- oder Vornamen. Sie werden noch jetzt teilweise als Familiennamen verwendet. In Breslau bürgern sich die Doppelnamen im 13. Jahrhunderte ein; nach 1350 sind sie die Regel. So entstehen in Breslau um 1300: Nickel, des langen Dietrich Bruder, später Nickel Langdietrich; darauf mit und ohne Verwandtschaftsbezeichnung: Heinricus filius Arnoldi, Heinricus Arnoldi, Heinrich Arnoldes, Heinricus Arnolt. Die Familiennamen werden vielgestaltig: Siegfried, Seifried, Seufrid, Siffert, Seffert, Siefert, Seifert, Seifart, Seuffart, Seiffer, Seffer. Dazu kommen Koseformen auf '-o, -l, -z'; Heinrich ergibt so: Heino, Heine, Heintz, Heintze, Henze, Hinz, Hinsch; Hugbert wird zu Hugo, Konrad zu Kuno, Kunz, Friedrich zu Fritz, Fritsche. Neben diese Ableitungen aus altdeutschen Namen treten die kirchlichen Heiligennamen: Andreas (Anders, Enders), Bartholomäus (Barthel, Bartsch), Jakob (Jäkel), Johannes (Jahn, Janke, Jentsch, Jänsch, Jeschke, Hans, Hensel, Hentschel, Henschke, Hanke, Hänel), Matthias (Matzke, Maschke), Martin (Mertens), Michael (Michel), Nikolaus (Nitschke, Klose), Paul (Paschke, Pohl, Peschel), Peter (Peterl, Petzold); slawische Formen insbesondere sind Stanke (Stanislaus), Bratke (Wratislaw), Blaschke (Blasius), Pietsch, Pietrulla (Peter), Benke, Bähnisch, Böhnisch, Bähnsch (Benedikt), Tomaschek, Maschke (Thomas). Landschaft und Wohnstätte werden Quellen für Familiennamen: Ostermann, Friese, Flemming, Baier, Böhm, Pollak, Unger, Türk, Römer (romanischer Flandrer), Nemitz (der Deutsche), Schlensog (der Schlesier). Als Ortsbezeichnungen dienen: Breßler, Brieger, Mosler, Langner, Meißner, Ölsner. Das Haus, dessen Lage oder Beschaffenheit führt zu Namen wie: Schönbrunn, Busch, Wiese, Grund, Wiesner, Berg, Holz, Bach, Forche (Föhre, Kiefer),

Schlag (Waldlichtung), Gruber, Lindner, Brückner, Weidner, Baumgarten, Winkler, Buchholz, Überschar (bei der Dorfaussetzung nicht aufgeteilter Flurrest). In Schlesien war es vielfach Sitte, den neuen Hofbesitzer (Schwiegersohn u. a.) mit dem Namen des Vorbesitzers zu belegen, so daß der Hof den Mann, nicht umgekehrt, bezeichnete. So behalten noch heute die 1837 im Riesengebirge eingewanderten Zillerthaler den am Hause haftenden Namen. Diese Haus- oder Gehöftnamen bezeichnet man im Grünberger Kreise als 'Torsaulen'; so heißt etwa der in Boyadel wohnende Besitzer Matschos nach seinem Gehöfte 'Andreitze', Kliche wird ebenso 'Bartel' genannt; alle 70 Wirtschaften haben dort noch ihre 'Torsaulen'. Tiernamen, Pflanzennamen und Dingnamen anderer Art können zunächst Häuser bezeichnen und damit zu Familiennamen werden: Stern, Adler, Löwe, Baum, Krug, Bischof, Kreuzer, Kösler, Rothkegel, Engel, Bock, Hirsch, Wolf, Fuchs, Blume, Rose, Pflug. Gewisse auffällige Eigenschaften ergaben andere Familiennamen: Groß, Grosser, Großmann, Großpietsch, Jung, Lange, Langer, Stark, Braun, Roth, Schwarz, Weiß, Kahl, Krause, Schön, Fröhlich, Ansorge, Freund, Kluge, Greulich, Zenker; Haase (Geck), Storch, Strauß, Hahn, Taube, Schnabel, Lerche, Krebs. Nach Geräten oder Gegenständen ihres Handwerks sind genannt: Kolbe, Schlegel, Keil, Nagel. Spott- oder Häusernamen sind wohl die Standesbezeichnungen: Kaiser, König, Prinz, Herzog, Graf, Markgraf, Ritter, Junker, Bischof, Pfaff, Münch. Dagegen sind von Amt, Stand, Gewerbe hergeleitet: Hauptmann, Stecher, Schütz, Schirmer, Schmied, Zimmermann, Ziegler, Weber, Ferber, Schröder, Schrader (Schneider), Gerber, Schuster, Schuhmann, Müller, Körner (von Quern, Mühle), Becker, Koch, Melzer, Grützner, Fleischer, Metzger, Schlosser, Keßler, Löffler, Göldner, Krüger, Kretschmer, Bittner (Böttcher), Spiller (Spindelmacher), Drechsler, Wagner, Körber, Kramer, Winkler (Kleinhändler), Roßdeutscher (Pferdehändler), Fuhrmann, Fiedler (Fiedelspieler), Pfeifer, Förster, Jäger, Köhler, Fischer, Bauer, Gebauer (Nachbar oder Landmann), Neumann, polnisch: Nowak (neu Zugezogener), Altmann, Hübner (der eine Hufe bebaut), Hofmann (der

zu einem Hofe gehört), Schaffer, Drescher, Gärtner, Häusler, Hirt, Schäfer, Exner (Öchsner), Bürger, Meister, Strecker (Folterer), Brückner, Schulz, Vogt, Richter, Lehmann (Lehnsmann?), Kastner (Kasten-Speicherverwalter), Kellner (Kellermeister), Knappe; das slawische: Woiwode (Herzog), Supan, Sauppe (Gauvorsteher), Staroste (Ältester); Beschorner (Mönch). Verwandtschaftsbezeichnungen, die zu Familiennamen wurden, sind: Vater und Vetter. 'Jungfer' ist wohl 'Jungfried'. 'Meier' ist 'Gutsverwalter', auch niederdeutsch 'Mäher' oder jüdischer Name, aus hebräischem 'meir, glänzend' hergeleitet. Namen aus dem Latein der Renaissancezeit sind in Schlesien selten: Andreä, Georgi, Faber (Schmidt), Gryphius (Greif), Prätorius (Schultz). Namen italienischer oder französischer Bildung weisen auf neuere Einwanderung.

Namenbildung auf dem Dorfe in der Gegenwart. Die schöpferische Tätigkeit des Volkes in der Bildung neuer Familiennamen läßt sich noch jetzt in Gebirgsdörfern beobachten, wo an die Stelle des oft ganz in Vergessenheit geratenen 'Schreibnamens' volkstümliche mehrstämmige Namen teils zur Bezeichnung der Abkunft, teils zunächst als Spottnamen treten. In Wolfshau hieß ein Mann Liebich Gotlieb; sein Rufname war 'Lieb'; sein Sohn hieß Gotlob; er wurde 'Lob' gerufen; der Enkel heißt Robert, aber nicht mehr Liebich Robert, sondern 'Lieblasloblasrobert'. Finger Benjamin wird 'Fingerbenje' genannt; Liebich Benjamin ist der 'Liebabenje'; sein Sohn ist 'Liebamo͡andl' (Emanuel) oder 'Liebalob' (Gotlob). Fingerbenjes Tochter ist die 'Fingerbenjaida'. Aber der Familienschreibname kann leicht schwinden; Liebich-Vater war Schuster; die drei Söhne heißen: 'Schusterkriste', 'Schusterlob', 'Schustermo͡andla', nicht Liebich, da das halbe Dorf so heißt. Der Kahl-Schneider hieß mit dem Vornamen Traugott, war also 'Schneidertraugot', und seine Söhne alle die 'Schneidertraugotlan'. Die Tochter des Liebich-Benjamin ist die 'Benjaberta', ihr Sohn 'Benjabertako͡alle'. Der Exner Weber, der Gotlieb hieß und keinen Vater kannte, war 'Brautlasliebla'. Ein Mann heißt der 'Degenfähnrich'; eigentlich heißt er Liebich; er heißt auch 'Mo͡andlsjulius', weil sein Vater Emanuel hieß; sein Sohn ist der 'Mo͡andlsjulius-

gustav'. Ein Mädchen, Nachkomme eines 'kleinen Gottwald', wird so zur 'Klen-Walda-Korla-Arnsta-Jette'; wie der Gottwald 'wirklich' hieß, er hatte bloß ein Auge, wußte meine Gewährsfrau nicht zu sagen: 'Ich glaube Linke oder Breiter'. Spottnamen entstehen leicht. Der 'Ende' war nicht ganz bei Troste; er schrieb auf die Stöcke im Walde, die er gekauft hatte, seinen Namen. Den löschte ein anderer weg und schrieb dafür 'Krauthutsche (Kröte)'. Da kam der 'Ende' abends wütend in den Kretscham und schrie: 'Do hot mer äner oa die Schtecke geschriba: Krauthutsche. Bin ich a Krauthutsche?' Heute erzählt man es ihm überall nach, und der Name bleibt ihm. In Waltersdorf bei Habelschwerdt sang ein Mann in der Kirche besonders eindrucksvoll beim Gloria die Stelle: et in terra pax hominibus; trotz allen Einspruchs erhielt er den Namen 'Terrapaxt'. Der Gastwirt Gotthard Feist in Grünborn war der 'Gootsch', sein Sohn der 'Gootschla'; die Berliner Sommergäste sahen darin einen Familiennamen und nannten ihn fein 'Herr Gatschel'. Der Name blieb ihm als Spottname.

Vornamen. Zu dem erblich gewordenen Familiennamen tritt der dem Kinde von den Eltern beigelegte 'Vorname'. Neben die altdeutschen Vornamen treten biblische oder Heiligennamen. Sie sind stark den Kulturströmungen unterworfen; sie spiegeln in älterer Zeit die kirchlichen Bewegungen und Bestrebungen, das Aufkommen neuer religiöser Ideen, neuer Orden, die Vorliebe für Lieblingsheilige und sind heute neben Namen anderer Herkunft meist Ausdruck einer Modestimmung. In Breslau tragen am Ende des 13. Jahrhunderts erst 20 v. H. Einwohner kirchliche Namen, am Ende des 14. Jahrhunderts sind es dagegen 87 v. H.; am Ende des 13. Jahrhunderts trägt hier jeder vierte Mensch den gleichen kirchlichen Namen, am Ende des 14. dagegen jeder 43. Mensch. Die Vorzugsstellung, die bestimmte Heiligennamen seit dem Mittelalter im schlesischen Volke haben, ersieht man am besten aus der Häufigkeit der unter diesen Namen geweihten Kirchen und kirchlichen Stiftungen. Die den Namen im folgenden Verzeichnisse beigesetzten Zahlen geben die Häufigkeit an.

Adalbert 9, Aegidius 8, Agatha 1, Agnes 1, Alexius 2, Andreas 28, Anna 50, Antonius de Vienna 3, Augustin 3, Barbara 31, Bartholomaeus 47, Bernardinus de Siena 1, Blasius 2, Catharina 64, Christophorus 1, Clara 3, Clemens 6, Dorothea 5, Elisabeth 5, Erasmus et Pancratius 1, Fabianus et Sebastianus 2, Felix et Adauctus 1, Florianus 3, Franciscus de Assisi 2, Georgius 53, Gertrudis 1, Godehardus 2, Hedwigis 72, Hieronymus 2, Jacobus 37, Jodocus 2, Johannes Bapt. 80, Johannes Evang. 13, Josephus 13, Laurentius 55, Lazarus 3, Leonardus 2, Marcus 1, Margaretha 11, Maria Aegyptiaca 1, Maria Magdalena 37, beata Maria Virgo 277, Martinus Episcopus 84, Maternus 5, Matthaeus 11, Matthias Ap. 4, Mauritius 1, Michaelis 87, Nicolaus 110, Oswaldus 1, Petrus de Alcantara 1, Petrus Ap. 17, Petrus et Paulus 51, Philippus et Jacobus 3, Rochus 4, Sebastianus 2, Servatius 1, Sigismundus 1, Sieghardus 1, Simon et Juda 13, Stanislaus 19, Stephanus 7, Thekla 1, Thomas Ap. 3, Thomas Archiep. 1, Tres Reges 5, Ursula 3, Valentinus 7, Vitus 2, Vincentius 2, Wenceslaus 5, Wolfgangus 4.

Die Grundsätze, nach denen in der Verwandtschaft die Vornamen weitervererbt werden, lassen sich einigermaßen aus den Taufbüchern ersehen, wenn man mit dem Namen des Täuflings die Vornamen der Taufpaten und Eltern vergleicht. Ein Beispiel aus dem Schreckendorfer Taufbuche v. J. 1765 und 1766 wird dies veranschaulichen: a = Eltern, b = Taufpaten, c = Täufling.

1. a: Hanß, Maria; b: Joseph, Joseph, Magdalena, Ignatz; c: Johann Joseph. 2. a: Michael, Regina; b: Anton, Andreas, Elisabeth; c: Anton. 3. a: Johann, Veronika; b: Anton, Heinrich, Joanna; c: Joann. 4. a: Joseph, Maria Regina; b: Regina, Franz, Anna Maria, Johann; c: Maria Theresia. 5. a: Franz, Regina; b: Joseph, Rosina, Maria; c: Peregrin. 6. a: Anna-Maria; b: Anton, Ignatz, Maria, Joseph; c: Joann Anton. 7. a: Joseph; b: Joann, Michel, Anna, Christoph; c: Joann. 8. a: Joann George, Regina; b: Barbara, Matern, Christoph, Regina, Joann; c: Elisabeth. Danach ist es Herkommen, daß gewöhnlich einer der Paten dem Kinde seinen Namen gibt, doch kommt auch

der Name des Vaters oder der Mutter in Frage, seltener ein außerhalb dieser Gruppe liegender Name. Beliebte Namen sind in dieser Gemeinde Apollonia, Veronika; Maria Theresia begegnet öfters in nachösterreichischer Zeit bis 1780. Auch der Einsiedler Onuphrius, dem in Schreckendorf eine Kapelle geweiht ist, zu der heiratslustige Mägde wallfahren, ist als Vorname Onuphrius, Onupher, Onopher beliebt. 1805 wird ein Kind Caspar, Melchior, Balthasar getauft.

Für die evangelischen Gegenden sind biblische Namen, teilweise in deutscher Übersetzung, bezeichnend: Traugott, Gotlieb, Gotlob, Gotfried. Heute macht es das Volk, auch auf dem Lande wie immer den 'Gebildeten' nach, und der Vorname ist auch dort schon in den meisten Fällen Modekrankheit geworden.

Volkstümliche Formen der Vornamen. Die beliebtesten Vornamen erfahren mannigfache Umformungen in Koseformen: Zille (Cäcilie), Balle (Barbara), Seff, Seffla (Joseph), Natzla (Ignaz), Flure (Florian), Plone (Apollonia), Kille (Kilian), Binus (Albinus).

Entwertung der Vornamen. Wenn der Vorname zu häufig auftritt, liegt die Gefahr nahe, daß er entwertet oder mit festwerdendem Nebensinne nach Art von Gattungsnamen verwendet wird. Das Hausmädchen übernimmt so den Vornamen der Vorgängerin als ihren Rufnamen 'Anna', ihr Schreibname und wahrer Vorname stehen nur im Dienstbuche; Friedrich und Johann heißen die Hausdiener, Natz (Ignatius) ist der Name für einen dummen Jungen; Kasper der Name für einen, der zum Lachen reizt; Plone (Apollonia) ist die Bezeichnung für ein einfältiges Frauenzimmer. An die häufigsten Namen knüpfen sich Spottverse, die sich die Kinder nachrufen: Alisla, zwee Kließla, drei Schtickla Fläsch; mir äs un dir äs un Alislan käs. — Seffla, peffla, Hoavergritze, bist 'm Pauer goar nischt schnitze (nütze)! — Anton, schmier a Braatwoan; sponn die Koatze ei, foar Holz nei! — Peter un Paul, die Äppel sein faul, die Junga sein grien, die Mädla sein schien!

Vogelnamen. Unter allen Tiernamen haben die Bezeichnungen für die Vogelwelt die stärksten Beziehungen zu den Namen der Menschen. Wir sind in der Lage, einen großen Teil der

Vogelnamen, die die deutschen Siedler nach Schlesien mitbrachten, aus den Handschriften feststellen zu können. Aus ihrem Bestande läßt sich leicht der Namenschatz der Gegenwart ableiten. Um das Jahr 1400 lebten im schlesischen Volke die folgenden Bezeichnungen (Hs. IV. F. 85):

Aar, adeler, alester 'pica', amsel. Bachstelcze, birghun, brochvogel 'tordus, conturnix'. Dyterich 'star', distelvincke, drosel. Eisaar 'porphirio', eisvogel 'aurificeps', ente, entrich, eule, ewirhun 'ortigometra'. Falke, vasant, vledermůs. Gancze 'anser', gans 'auca', geyr 'vultur,' goltammer, grazemucke, greif 'griffus', grunespecht. Habich, hagelgans 'speralus', han (hanencroy 'gallicinium'), haw 'bubo', hausvogel (han, stadelhenne), hazelhun 'sparrulus, mullis', henfling, henne, her 'star', holczkro 'vago', holczmeise 'cidula', hun, hunchein 'pulliculus', hushun. Caphun 'capo', keuchel 'pullus', koniglein 'regulus, putrisculus', kranich, kro, cuckuk. Lerche. Mausar 'muriceps', meise, melmeise 'capula', mervogel 'alones'. Nachtegal, nachtrabe 'eule, lucifuga, nocticorax'. Pellican, pfaw, pfovinne. Quecker 'iasicus, larificus'. Rabe, reger 'Reiher', rephun, rordrummel, rordump. Sitich, sneppe, specht, sperling, sperwer, stadelhenne 'Huhn', star, stegelicze, steinbleck 'lucilla', storch (storchsnabel), stosvalke 'gradipes', straus, strix 'quedam avis nocturna,' swahen, swalme. Tale 'Dohle', teuberich, teucher 'Taucher', totengreber 'vledermus, vespertilio', trappe, turteltube. Wachtel, wasserente, wasserhun, wasserstelcze 'spiscecula', wedehoppe, wihe 'milvus', wilde tube 'palumbus'. Czesig. Von Gattungsnamen, die in diesen Kreis gehören und meistens dem Vogelfang entstammen, finden sich: ey, vogel, vogelynne, vogeleyn, vogeler, vogelvlog, vlogel, krop, czyp, kel, pflawmveder, tawbennecze, vinckennecze, vogelnecze, vogelsack, vogelklobe, vogelgabel, vogelberg.

Diesem Wortschatze der alten Zeit ist der Wortschatz der Gegenwart entsprossen, in dem sich an vielen Stellen die engen Beziehungen des Landvolkes zur Vogelwelt andeuten und mit dem sich manche volkstümlichen Überlieferungen verknüpfen. Die Bachstelze heißt Ackermännchen, Säemann (Sprottau). Die Amsel gilt

als Gespenstertier. Die Bachstelze gibt gute Vorzeichen. Die Dohle, der Jakob, wird gezähmt gehalten; 'tumme Tole' ist ein Schimpfwort. Die Elster heißt in Schlesien meist Schalaster. Die Eule gilt als Totenvogel. Vom Finken leitet sich das Schimpfwort 'Mistfink' her. Der Truthahn ist der 'Gauderhahn'. Das Männchen der Gans ist der Ganser, der Gansch. Gimpel ist ein Schimpfname; in Glatz ruft die Schulglocke die Gymnasiasten: 'Komm Gimpel, komm Gimpel!' Die Grasmücke heißt Fliegenschnepper, der Habicht heißt der Stößer. Der Kiebitz ist wegen seines Schreies 'Kiwit' 'Gieh mit' in der Zobtener Gegend als Totenvogel gedeutet. Die Krähe, 'Kroe', ist ein Teufelstier und kündet Unglück. Der Krengel heißt auch Würger, Neuntöter. Der Kreuzschnabel, 'Krünitz, Krims', zieht die Krankheiten an sich und wird daher in der Stube gehalten. Der Kuckuck wahrsagt die Lebensdauer und gilt als Teufelstier; daher der Fluch: 'Dich soll der Kuckuck holen!' Die Lerche heißt die Himmelslirche, die Heidelerche heißt auch Haubenlerche. Die Faulemaad nennt der Schlesier den Wachtelkönig, Rallus rex; er heißt auch Gaake; so schilt man ein ungeschicktes Mädchen 'ale Gaake!' Der Ziegenmelker heißt Molkendieb. Der Pirol wird zur Biereule und ist der Wetterprophet. Der Rabe ist unglückskündend und stiehlt. Das Rotkehlchen ist das Rutkaatla; es gilt als neugierig, womit der Spottvers der Kinder zusammenhängt: 'Ich wäs wo͡as, ich wäs wo͡as, ich darfs ok nie sän; Rutkaatla, Schwarzkaatla hot mich geschlän.' Das Rotkehlchen schützt, wo es nistet, vor Blitz und Feuer. Die Schwalbe bringt Segen ins Haus; in der Grafschaft Glatz heißt sie der Muttergottesvogel. Der Sperling ist der vertrauteste Vogel; er heißt Spatz, Spatzker, und sein Schreien ist das 'Tschilpen'. Der Star, Starmaz nistet in der Starmeste. Der Stieglitz zieht die Schwindsucht an. Der Klapperstorch bringt aus dem Teiche die Kinder. Die Taube ist die Tiese; ihr Männchen der Täuber. Wenn die Wachtel zeitig im Jahre schlägt, gibt es Teurung. Der Wiedehopf ist sprichwörtlich geworden: 'Er stinkt wie ein Wiedehopf'. Der Zaunkönig heißt Schneekönig; man freut sich wie ein Schneekönig. Der Zeisig gilt als lockerer Vogel.

Tierbezeichnungen in alter Zeit. Eine Auswahl aus dem altschlesischen Wortschatze für Tierbezeichnungen aller Art, soweit

nicht Jagd- und Haustiere in Betracht kommen, gibt eine wenn auch unzulängliche Vorstellung von den Beziehungen der ältesten schlesischen Siedler zur belebten Umwelt. Auch heute ist der Wortschatz des einfachen Volkes in dieser Hinsicht noch nicht viel reicher geworden; die schönen alten Fabeltiere, die einst die Phantasie beleben halfen, fehlen sogar in der Gegenwart:

Maus (musvalle), waltmaus, wassermaus, hazelmaus, ratte. Slange, vippernoter, wassernoter, wasserslange, werre 'Maulwurfsgrille', hornechte slange, blintsleiche, lintworm, unck 'aspis', tarant 'scorpio'. Moltworm, ewdechse, krote 'rana', krotelin, ertkrote 'bufo', loubvrosche 'cancardo', schiltkrote. Snecke, spulworm, egel, heuschrecke, heime 'cicada', gleimechein 'candarides', raupe, czweivalder 'Schmetterling', (mulkendyp 'papilio', omiss 'formica', Hs. I. Q. 103 um 1480), siden spinne 'bombix' (siden gewant), horle, homele, hornicze, wespe, ertbēn worm, wormelein, made, vleischmade, holczworm 'teredo', růsworm 'rubiter', webel 'strabo', vlige, vligelein, hundesvlige, grozse vlige, sunnenclouber 'parasiti, Mücken' (dazu das Sprichwort: 'Cras aurora bona, quia ludunt nunc parasiti'), mucke, wancze, laus, vlo, nysze 'lens, lendis'.

III

Gerät, Nahrung, Pflanzen, Volksmedizin, Tracht

Gerät

Küchen- und Hausgerät der Siedlungszeit. In dem Wohngeräte und in der Lebensführung, die diesem Geräte entspricht, lehrt uns die ältere Zeit am einfachsten den Zustand der Volkskultur der deutschen Siedler verstehen und gibt uns anderseits auch den besten Maßstab für die richtige Einschätzung der Volkskultur der Gegenwart. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß dem aus den Handschriften des Mittelalters entnommenen Wortschatze auch die tatsächliche Hauseinrichtung entsprochen hat; es ergibt sich im wesentlichen ein Bestand an Geräten, wie wir ihn für noch viel primitivere Stufen der deutschen Vergangenheit voraussetzen müssen; und wir finden auch fast das gesamte alte Hausgerät im bäuerlichen Haushalte der Gegenwart in meist unveränderter Art wieder. Der Wortschatz, der sich auf die Küche erstreckt, umfaßt die folgenden Wörter.

Auf den **Ofen**, den **Herd** und die **Herdgeräte** sowie auf die **Beleuchtungsgeräte** beziehen sich: Fewrmacher, vugir, brant, oven, ovenleyn, vůrstat, hert, herdichin, fuerloch, rouchloch 'fumarium', rouchvenstir 'fumigale', hertstat, glutphanne, kolphanne, gluthert, wichsteyn, fewrstein, brantrute 'tedale', brantreite, vůrdecke 'ignitegium', ovenstange, schorstange, schorysen, fewrysen, ovenwisch, kolczange, fewrgabel, brotspis 'rotabulum'; aschertop 'trulla'; ozel (Flugasche), vuncke; kyn harcz, czel̊ 'torrum, Brandscheit?', czeine, reysecht, czeyneyn (aus Reisicht), dorre holcz, czunder, spleys 'quod ardet loco pini'; kessel, eren topf, kesselhoke, kesselrynk.

Luchte, luchter, kercze 'luminare', fackel, lampe, lampenror 'mergulus', tocht, unslit 'sepum', leuchtschirbel 'lucibulum', hengende licht 'lucinarium'.

Vielseitiger sind die Ausdrücke, aus denen die **Kocheinrichtung** und die **Arbeit in der Küche** zu uns spricht:

Coch, kuchin. Krowil 'dreizackige Fleischgabel', brotspys 'Bratspieß', kelle, leffel, brotleffel 'Bratlöffel', kochkelle, schufe 'Schöpfer'. Heltnisse, eymir, borneymer, czobir, wassergevesse, czoberstange, wassereymer, eymerlyn, vas, hantvas, erden veschen, erden gevese, eren vas 'Erzgefäß', cochenvas, stande, gysevas, tunne, toph, trincktopf, asch, schale, eren grope 'eiserner Kochtopf', schussel, ysen schussel, becken, hantbecken, phanne, brotphanne, erein tegel, chorp, brotkorb, rorin korb, schusselkorp, kruc, wasserkruck, kanne (kannenlyt 'labrum'), swynge, schaf, buchse. Rost, dryvus, twirle, reybysen, salczmeste, ryck 'Stange zum Wäscheaufhängen', krucke. Dazu: bŏrn, borneleyn; zum Wäschewaschen: louge, seife, waschehus, wesscher, wescherynne. Anderer 'husrat': borste, borstechyn, schrope, ker besem, swamp, spigel, tisch, tafel, underschemel, secze, stul, sedel, seiger 'horologium, pendalus', sprucze, schelle. Für die Wanderschaft: czersag, pylgryms sack, brotsack. Glassachen: glas, glezeleyn, vinsterglas. Bett: bette, brutbette, vederbette, bettestro, strosack, bettebret, bettegewant, spanbette, pŏrbette 'mogamus', pfol, kussen, pfolkussen, kolte 'culcitra', bette czycke 'lectega'.

Nahrung

Nährpflanzen. Der größte Teil unserer schlesischen Kulturpflanzen geht wie im übrigen Deutschland mit seiner Geschichte bis in die indogermanische Zeit zurück. Die vorgeschichtlichen europäischen Stämme werden neben der Viehzucht bereits einen primitiven Ackerbau gekannt haben zu einer Zeit, wo die asiatischen Arier noch ausschließlich Hirtenvölker waren. In den europäischen Stämmen waren Gerste, Weizen, Hirse weit verbreitet; Flachs, Erbse, Mohn, Apfel waren auf engere Gebiete beschränkt. Wo das Urvolk saß, das diese gemeinsame Kultur hatte, läßt sich nicht sagen; ebensowenig läßt sich entscheiden, wo diese Kulturpflanzen herstammen. Sicher fand sich schon zur jüngeren Steinzeit in Europa Gerste, Weizen und Hirse, aber noch kein Roggen und Hafer. Diese sind erst zu den Urgermanen, die am Gestade der Nord- und Ostsee saßen,

in der jüngeren Steinzeit gekommen. Der Hanf, den Herodot bei den Skythen nachweist, ist aus dem äußersten Südwesten Europas zu uns gedrungen; auch Roggen und Hafer scheinen denselben Weg genommen zu haben; Griechen und Römer kannten den Hanf zunächst nicht. Ohne Zutun des Menschen müssen nach Europa alle die Pflanzen gelangt sein, die sich hier am Ende der Tertiärzeit oder in und nach der Eiszeit bereits befanden. Dazu gehören wohl der wilde Wein, die Feige, die Myrte, die seit undenklichen Zeiten in Griechenland und auf den Inseln des Mittelmeeres vorhanden waren; Schlesien kennt diese Pflanzen erst sehr spät, die Feige als Frucht erst in der Neuzeit. Für die vorhomerische, mykenische Kultur haben Schliemanns Ausgrabungen den Ölbaum als Kulturpflanze erwiesen. Weinstock, Feige, Lorbeer, Myrte, Granatapfel, Dattelbaum, Zypresse, Platane, Pinie und Kastanie bürgern sich mit der griechischen Kolonisation in Italien ein; später Pfirsich, Aprikose und Zitrone. Mit der Romanisierung des Nordens lernen die Germanen die Kultur dieser Pflanzen; Weinstock, Kirsche, Pflaume dringen so über die Alpen und auch nach Osten ins schlesische Land vor. Der deutsche Obst- und Gemüsebau sind römischen Ursprungs, aber schon im ersten bis dritten Jahrhundert nach Christus vorhanden. Die Einführung des römischen Küchengartens muß einen völligen Umschwung in der deutschen Volksernährung herbeigeführt haben.

Brot und Gebäcke. Die Geschichte des Brotes führt in die graue Vorzeit zurück. Abraham kennt noch kein gesäuertes Brot, Moses bereitet es bereits beim Ostermahle. Die Griechen übernehmen die Kunst der Brotbereitung von Phöniziern und Ägyptern, die schon frühzeitig die Handmühle kennen. Im ältesten Rom bäckt man viereckige, etwa vier Zentimeter dicke Kuchenbrote. In den Pfahlbauten des Bodensees und anderwärts hat man Brot gefunden. Weizen- und Hirsekörner wurden da mit einem Kornquetscher auf der Steinplatte grob gemahlen und der Teig auf heißen Steinen unter der Asche gebacken. So entstanden dünne runde Fladen, die man schon durch eingeritzte Striche verzierte. Gärungsmittel kannte man da noch nicht; höchstens Salz. Erst diese Mittel geben Wohlgeschmack und Verdaulichkeit. Vielleicht

haben Spanier und Gallier zuerst Bierhefe als Sauerteig verwendet. Bei den Germanen war Weizenbrot Herrenbrot; das Armeleutebrot und die Bauernspeise war aus Hafer und Gerste. Seit der Völkerwanderung wird in Nord- und Ostdeutschland das Roggenbrot Sitte. Hirse anstatt Weizen kennen auch die Donaugoten. Brotbacken war Sache der Hausfrau und der Mägde. Bäcker finden sich zunächst in größeren Klöstern. Das Wort 'Brot' ist verwandt mit 'brauen', heißt also 'das weich und genießbar Gekochte'. Das ältere Wort ist 'Laib'. Der Anbau von früheren Steppengräsern und ihre Aufzucht zu den Kulturgräsern unserer Getreidearten, Seßhaftigkeit des Menschen, Erfindung der Töpferei, Besitz des Feuers, all dies sind kulturgeschichtliche Voraussetzungen unseres Brotes. Was einst die Zähne allein besorgten, das Zerreiben der Grasfrüchte, besorgt jetzt die Mühle. Die Arbeit des Speichels übernimmt zum Teil das Wasser; die Erwärmung durch den Körper leistet das Feuer; die Mehlsuppe ist fertig. Sie kocht ein. Der runde Fladen bleibt als leicht benutzbarer Bodensatz. Der Kuchen ist erfunden. Was der Magensaft leisten mußte, übernimmt zum Teil später der Sauer. Das gewölbte, gesäuerte, runde Brot, das wir heute essen, ist da. So wird das Brot zum anschaulichen Beispiele für die Ausnützung der Naturkräfte und die Erfindung von Werkzeugen, zu der die Beobachtung der Tätigkeit des menschlichen Leibes führte und durch die man diese Tätigkeit erleichtern wollte. So wird es auch verständlich, daß wir die ältere Kuchenform neben der alltäglichen jüngeren Sauerbrotform beibehalten haben. Der flache Kuchen ist die durch den religiösen Kult der ältesten Menschheit geheiligte Form. Als ungesäuertes Flachbrot übernimmt es die Kirche, und das Volk sieht in dem Flachgebäck sein Festtagsgebäck. Es ist natürlich, daß schon frühe Zeiten die Gebäcke in Beziehung zur Religion setzten, daß Opfergebäcke die Form der Götter oder der ihnen heiligen Opfertiere nachahmten. Aus dem Teigreste wird in Schlesien das 'Kleinbrotel' gebacken, das früher auch 'Gott' genannt wurde. Der 'Striezel' heißt in Norddeutschland 'Hollenzopf' und erinnert so an die einstige Verehrung der Frau Holle. Wenn wir in Schlesien zu Weihnachten den Striezel mit den Worten 'Ich schenke dir den

heiligen Christ' geben, so ist an das in Wickelbänder eingeschnürte Christkindel zu denken, von dem das Gebäck ein Abbild sein will. Wer in der Grafschaft Glatz und den anschließenden Gegenden die mannigfachen Gebäcke gesehen hat, die als 'Gründonnerstag' in der Fastenzeit den Kindern von der Frau Pate geschickt werden, die Kringel und Schnecken, den Zuckertaler, die Pfeffermänner und Pfefferhirsche, der wird auch hier Spuren uralter Opfergebäcke vermuten. Gewiß sind darunter auch Formen, die an Freundschaftszeichen aus edlem Metall angelehnt sind. Falls der Zuckertaler nicht eine Nachbildung der Sonnenscheibe ist, wird er, wie sein Name sagt, Ersatz eines Geldstückes sein. Die Kranzgebäcke und Kringel sind wohl ein Ersatz für die aus Freundschaft gegebenen Armringe. Wie einst nach dem alten Hildebrandliede der Vater dem Sohne 'wuntane bouga' aus Kaisermünze, also nach unserem Sprachgebrauche 'Dukatengold' gefertigt schenkte, so schenken wir den 'Sommerkindern' noch heute 'gewundene Bauge', 'Bägel' aus Huld, 'bi huldi'. Wir essen Hörnchen, die den zunehmenden Mond darstellen, und schenken am Martini das hufförmig gebogene Horn, das mit dem Himmelsreiter Wuotan in Beziehung steht. In der Schnecke dagegen mit ihren Windungen mag das altbabylonische Weltbild des siebenstufigen Turmes nachklingen, auf dem die Gottheit thronte. Manche unserer Gebäckformen sind mit bestimmten Festtagen eng verknüpft: die Krapfen mit dem Frühlingsbeginne um Fastnacht, die Bägel mit dem Sommersonntage, die Honigsemmel mit dem Gründonnerstage. Der Mann aus Semmelteig mit Rosinenaugen gehört als 'Tallsack' aufs Warmbrunner Fest. So kennen wir die Thomas- und Weihnachtsstriezel, die Oster-Gelbbrote, die Himmelfahrtstutten, die Kirmesfladen: Quarg-, Käse-, Kraut-, Pfeffer-, Zucker-, Mohn- und Streuselkuchen. Einige sind heute geradezu Sondergebäcke der Schlesier: die Bägel, die gebackenen Klöße, die Babe und unter den mannigfachen Kuchenarten der Streuselkuchen, das unbezahlbare Geschenk der Fenixmännlein an die schlesischen Bauern. Sehen wir aber den täglichen Brauch mit dem 'lieben' Brote näher an, so entdecken wir auch hier uralte, religiös anmutende Bräuche und Vorstellungen. Brot ist

die Gabe, die keinem Bettler versagt wird. Verunehrung des Brotes wird nach der Sage mit himmlischen Strafen geahndet; Hirtenknaben, die das Brot mit Füßen traten, wurden zu Stein; noch heute sieht man die Hirtensteine in Kieslingswalde. Ehe das Brot angeschnitten wird, segnet es die Hausfrau durch drei Kreuze. Brot ist die alte Opfergabe, die beim Umzuge zuerst ins neue Heim getragen wird. Brot begleitet die Braut in die Kirche. Das Brotbacken und das Werden des Menschen stehen im Volksglauben in geheimnisvoller Beziehung zueinander. Aussaat und Ernte nehmen an diesen Vorstellungen teil.

Pfefferküchlerei. Seit dem 17. Jahrhunderte sind in Schlesien die Gebilde aus Pfefferkuchen beliebt, die noch heute in kunstvollen Formen hergestellt werden. Die alten Modellstöcke, wie wir sie in unseren Heimatmuseen beisammen finden, sind rechteckige Klötze von hartem Holz, Eiche oder Buchsbaum, in die die Darstellungen geschnitzt sind. Die Honigbäckerei reicht in Schlesien ins Mittelalter zurück. Neiße hat schon 1459 eine 'Kuchenbank'. Der Kuchenteig, den man in den Formen als Festtagsgebäck gestaltete, wurde aus Mehl, Honig und Braunbier hergestellt. Die Blüte des Lebzeltergewerbes fällt in Schlesien in die Renaissancezeit; Modelle dazu wurden in der Grafschaft Glatz, in Wartha und Neurode, auch um 1660 in Beuthen an der Oder gefertigt. Die Modelle sind reichhaltig. Man sieht Adam und Eva unter dem Baume, die Kreuzigungsgruppe, den Auferstandenen mit der Fahne, die Dreifaltigkeit, die heiligen drei Könige als Reiter, das Gotteslamm, Marienfiguren, im 18. Jahrhunderte auch Johann von Nepomuk. Zu Weihnachten werden in vier aneinandergereihten Figuren Maria, Josef, Kind und Fisch gebacken. Mit der Renaissance werden auch die Wappen beliebt, heraldische Löwen. Man sieht jetzt den Kaiser zu Pferde in der Tracht des 17. Jahrhunderts, Landsknechte, Jagdszenen, Patrizier und Edelfräulein in feiner Haartracht, Spitzen und Krausen. Im Rokoko gibt es Liebesszenen aus Pfefferkuchen, Herzen und als Tauf- oder Kindelkuchen wird das Wickelkind gebacken; auch 'Unser Bruder Malcher', der ein Reiter werden wollt', ist im Breslauer Museum als Pfefferkuchenform anzutreffen.

Mühle und Backen im Wortschatze der deutschen Schlesier des 14. Jahrhunderts. Die Handschriften (Hs. IV. F. 85) geben als Wortschatz des Mahlens und Backens aus der Kolonisationszeit immerhin genug Ausdrücke, um einen kulturgeschichtlichen Vergleich mit der Gegenwart zu ermöglichen. Die Müllerei wird gekennzeichnet durch: molner, gruczener, mul, rosmo̊l 'mola asinaria', pheffer mole, o̊l presse, o̊l mol; molensteyn, mulsteyn, welle, ummelouft, camprat, molenspille, radewirtel 'vertabrum', mel hol, melloch in der mol. Die Bäckerei ist reicher vertreten: becker, backmeister; wirkstobe, wirkgestelle 'bentum', bac hus, trog, trogelyn, teigtrog; me̊l (greutz gryss 'farrago', Hs. I. Q. 103 um 1480), stoubmel, meldunst, weysenmel, melvas; melbewtel, 'politrudium', sip, harsip, vegesyb, redevas 'tarantantara', butiln, reden; teig, zuwirteik, derpteik 'azima', deysim, gerwe (Hefe), hevin 'fermentum'; trokscherre (Teigkratze), knetin, bluel; schussel, mulde, ovenschussel, brotkorp; bac oven, schureisen, sange, strichwisch 'pistrum', ovenkrucke 'furnitergium'; brot, gemeyne brot 'laicus panis', grobbrot 'secundorum', kroste 'crustum', asscherkuche 'subcinericus', derpkuche 'arthocopus' (hornuff 'artocopus', Hs. I. Q. 103); kuche, kuchelyn, smalczkuche, flade, phanekuche, pfefferkuche 'piperata', semelmel, semel, wecke 'cuneus', pretczel 'crustela', (kreppil 'artocrea', rinde, krome, Hs. I. Q. 103).

Speisen. Als eine der wichtigsten alten Bodenfrüchte der deutschen wie der polnischen Bevölkerung steht den Schlesiern die Rispenhirse besonders nahe. Hirse hat somit auch eine Sonderstellung in Volksglaube und Brauch. Sie ist Festtagsgericht im Frühling am Fastnachtsdienstage und am Gründonnerstage, im Winter zu Weihnachten und an Silvester, auch zur Hochzeit. So geht es ähnlich mit Eiern, Butter, Honig, mit Mohn, Fischen und Grütze. Sie alle sind verknüpft mit besonderen volkstümlichen Verwendungszeiten und Speisearten. Sie haben symbolische Bedeutung, auch Zauberkraft zur Förderung von Gesundheit, Glück und Fruchtbarkeit, zur Abwehr des Bösen.

Fleischspeisen in Schlesien im 14. Jahrhunderte. Über die Reichhaltigkeit der Fleischbank und das Fleischergewerbe gibt der

Wortschatz der Handschriften Auskunft (Hs. IV. F. 85): vleischer, vleischvorkoufer, smersnyder, vlesch hower, kuter 'fartor'; vleischbank, kutilbanc, kutilhof; vleischmessir, vleysbeyl; vleisch, magervleisch, knoche, beyn, speck, ruckebrate 'costus', ribbe 'costa', wamme, hamme 'suffrago', buk 'armus, Vorderbug', schuldir, ersbelle, hesse 'clunis', schepczenfleisch, bache 'perna, Hinterkeule'; geweyde, kottelen, caldunen 'farcimen, Wurst!'; vihczunge, leber, lunge, marck, mylcze, darm, swinesnyre, smalcz; wurst, lebirwurst, hirnwurst, sweysworst 'presulpa', bratwurst, worstbogel 'obliculum', sulcze, galreide (Gallerte); vynne.

Fische. Wenn in Schlesien Fischspeisen eine so große Verbreitung noch heute im Volke haben, so liegt das teilweise zwar an der einstigen weitgehenden Verwendung der Fische als Fastenspeise, mehr noch an dem früheren natürlichen Reichtum an Flußfischen und der großen Bedeutung, die den schlesischen Städten, besonders Breslau als Durchgangsplätzen für Seefische im Handel mit den Nachbarländern zukam. So ist es nicht zu verwundern, wenn der Wortschatz des 14. Jahrhunderts schon eine Reichhaltigkeit aufweist, die in der Gegenwart nur wenig durch die Zahl der volkstümlichen Benennungen von Fischen übertroffen wird. Nicht in allen Fällen ist es heute möglich, die alten Namen richtig zu deuten, aber in der Überzahl sind die alten Bezeichnungen der Schlüssel für die Deutung des heutigen volkstümlichen Wortschatzes (Hs. IV. F. 85): vischer, see, teich 'piscina', vischteich 'vivarium', keiper 'piscarius', tzolle (Flußkahn), storle 'contus', necze, wate, grosgarn, reuse, krewil (Dreizack), angil, platenczenke, vischangel, hame, querder (Köder), hutevas; visch, vischelein, vlosse, vischveder, schupe, visches or, kewe (Kiemen), rogen, vischesmilch, smalcz.

Alruppe 'allota'. Beber, bebergeil, blei, brasine, bucking 'ruscupa'. Dorsch. Flunder, vore (Forelle). Geuster 'platinus', gros ol (Aal), grundel. Halbvisch 'ruscupa', hausen, hecht, herinck, hornvisch. Karpe, kaulhoubt, kaulperske, klippe 'murex', krebis, kresse. Lachs. Mervisch 'murex', merhaze 'stagnilepus', merkalb 'phoca', merswin 'delphinus', morene, murenecheyn. Noter 'murena', nuenocken 'euta'. Ockeley, ol (Aal),

otter 'luter'. Persk, pisker 'limbricus', plotze 'gubba'. Rotouge. Saelvisch, salm, scheide 'polipus,' sleie, slep 'tinca', smerle 'simulus', spichering 'ruscupa', stekeling 'afforus', steinbeiser, sticheling, stint, stockvisch, stȯr. Uckelei, unser vrowen visch 'ruscupa'. Walfisch, walrat, wels, wuntvisch 'gladipis'. Czandas 'lambeta'.

Festtagsgerichte. Aus dem, was die Natur dem Schlesier bot, und den Anschauungen, die das Volk von dem Wesen und der Wirkungskraft seiner Speisen hatte, gingen die zahlreichen Gerichte hervor, die bei festlichen Gelegenheiten heute noch genossen werden. Die polnische Bevölkerung hängt an ihrer Sauersuppe 'Zur', an ihrer Fischtunke, zu der die sonderbarsten Zutaten nötig sind: Wasser, Brot, Bier, Pfefferkuchen, Einbrenne, Wurzelzeug, Zwiebel, Butter, Essig. Und schon der Name 'Schlesisches Himmelreich', den man dem Räucherfleisch mit Backobst und Klößen gegeben hat, bekundet die Wertschätzung, deren sich solche Volksgerichte erfreuen. So ergeben sich auch feste, über ganz Schlesien verbreitete Speisefolgen für den Weihnachtsabend, für die Kirmes, den Taufschmaus und die Hochzeit. Der Kindelschmaus in der Sprottauer Gegend hat seit langer Zeit seine fünf Gänge: gelbe Suppe mit Eiern, Rosinen, Safran, Milch und Zucker; Rindfleisch mit Krentunke; gekochtes Huhn in Reis mit Rosinen oder auch Kalbfleisch; gekochtes Schwein mit Pflaumentunke, das sogenannte Schwarzfleisch; gebratenes Schwein oder Kalb; Fisch mit Tunke und zuletzt Brot mit Ziegenkäse. Das Hochzeitsessen in der Gegend von Öls hat auch seine fünf Gänge in ganz ähnlicher Zusammensetzung. Das Wochentagsessen ist dafür im Haushalte der einfachen Häuslerleute um so einfacher. Oft gibt es nur Kaffee und Kartoffeln; zwischendurch Eierklöße, Schwemm- oder Raffklöße, Kartoffelklöße, Reisfüllsel (gebackener Milchreis), Kartoffelpuffer, Kartoffelstürz, Nudeln, Nudelsuppe, Rindfleisch in Rosinentunke; Sonntags gibt es Fleisch. Auch Hefeklöße kennt der Haushalt, und beim Brotbacken schätzt man den Rauchkuchen. Solange es Pilze gibt, fehlen sie in keiner kleinen Wirtschaft; Steinpilze, Herrenpilze, Kochmännel (Hühnliche, Pfifferlinge), Rotkappen, Reizker, Ziegenbart; gewöhnlich kommen sie in einer eingebrannten

Suppe auf den Tisch. Wählerisch ist man in der Nahrung nirgends; in den Bergdörfern hört man den Spruch: Schmecke, wie du willst, wenn du och a Pittich (Bauch) füllst.

Hausbäckerei. Das Brot wird immer noch meistens im eigenen Hause gebacken. Auf einen Zentner Mehl kommt eine Kanne warmes Wasser. Der Sauerteig vom letzten Buk wird darin zerdrückt. Im Backkübel wird das Mehl dazu gerührt, bis ein dicker Brei geworden ist, dann wird der Kübel warm zugedeckt und bleibt über Nacht stehen. Am Morgen wird das übrige Mehl dazugeschüttet und soviel warmes Wasser nachgegossen, daß beim Kneten ein steifer Teig wird; dabei gebraucht man ein Knetscheit. Der Backofen wird voll Holz gesetzt; drei Scheite der Länge nach, die übrigen quer darüber, dann wieder eine Längsschicht. Brennt alles gut, dann legt man wohl davor flache Brotteigfladen und bäckt die gern gegessenen 'Rauchkuchen'. Dann werden die Holzkohlen herausgekehrt; in die Strohschüsseln wird Mehl gestreut, der Teig wird gut ausgewirkt, in die Schüsseln gelegt und eingeschoben. Nach einer guten Stunde ist er gebacken. Hat man dabei etwas versehen, dann ist das Brot wasserstreifig und 'klunschig'. Was man zuletzt aus dem Troge kratzt, ist die 'Teigkratze'; so nennt man auch das daraus gebackene Brotel. Ein etwas zurückgebliebenes, 'vertärbliches' Kind, das letzte in der Familie, wird im Riesengebirge mit dem gleichen Namen belegt: 'Siech och Bräters Tägkrotze!' Das Brotel heißt auch das Kleinbrotel 'Klebrutla' und ist die Gabe, die man dem Alp versprechen soll.

Schweinschlachten. Eines der Schweine wird für den Winterbedarf im Hause geschlachtet. Vor dem Schlachten holt die Frau ein Viertelpfund von jedem Gewürze ein und trocknet es im Ofen. Am Abend vorher wird die Graupe gekocht, etwa 12 Pfund; für die Leberwurst werden Wassersemmeln eingeweicht oder auch in der Pfanne weißes Mehl mit Wasser eingemacht und linde abgebacken. Für die Würste wird ein großes und ein kleines Schaff zurechtgestellt; im großen kühlt die Graupe über Nacht aus. Auch für den Schmer und die Eingeweide stehen Schäffer bereit, Töpfe zum Kochen des Fleisches und der Würste. Am Schlachttage wird das Wasser zum

Abbrühen heiß gemacht, der Fleischer tötet das Tier mit einem Axtschlage gegen die Stirn und gibt ihm einen Herzstich; das Blut wird im Topfe aufgefangen. Wellfleisch wird sofort gekocht; auch die Nachbarn bekommen davon. Die Gäste kommen zum Wurstessen, bei dem die Flasche Korn nicht fehlt. Zum Schluß gibt es Kaffee.

Kochrezepte. Schon der Name 'Rezept' deutet an, daß unsere volkstümlichen Speisen nicht nur unter dem Gesichtspunkte des Wohlgeschmacks ihre heutige Zubereitungsart angenommen haben, sondern in viel höherem Maße aus Gründen der Wohlbekömmlichkeit, der Diät, also aus Gesundheitsgründen hergeleitet werden müssen. Sie sind Teile einer wohlbegründeten Gesundheitspflege und stellen nur die eine Seite der Volksmedizin dar. Deshalb sind unsere alten Kochbücher fast immer unter ärztlichen Gesichtspunkten zusammengestellt und manchmal nur ein Anhang zu volkstümlichen Sammlungen von heilkundlichen Rezepten gewesen.

Bier. Europa wird kulturgeschichtlich in ein Wein- und Ölgebiet und in ein Bier- und Buttergebiet geteilt. Schlesien gehört zu diesem zweiten Gebiete. Das Bier ist immer der Stolz der Schlesier gewesen. Bier ist seit Jahrtausenden bekannt. Die Ägypter der Vorpyramidenzeit gaben den Toten Brot und Bier in die Gräber mit. Sie brauten es ähnlich wie die heutigen Eingebornen, in Verbindung mit der Bäckerei. Brotteig aus angekeimtem Getreide wurde mit Wasser ausgeknetet und die Flüssigkeit der Gärung überlassen. Ähnlich war das Bier der Germanen stark milchsauer. Zur Vergärung diente wohl meist Sauerteig. Während des ganzen Mittelalters ist nur obergäriges Bier gebraut worden, aus Würzen ohne Eiskühlung vergoren. In England, Flandern und in Norddeutschland (Hamburg, Danzig, Einbeck) wurden noch im 16. Jahrhunderte bei Armen und Reichen beliebte Bräue hergestellt. Seit dem 12. Jahrhundert kommt das Hopfen der Biere auf. Im 17. Jahrhundert trat an die Stelle der früher üblichen Selbstgärung zunächst in England die Wiederbenutzung der beim Gären neugebildeten Hefe. Nach dem Dreißigjährigen Kriege kamen von Bayern und Böhmen aus die untergärigen oder Lagerbiere auf, die bei niederer Temperatur mit Eiskühlung vergoren und mit Hopfen versetzt wesentlich haltbarer

6*

sind. Der Grundstoff der germanischen Biere waren die verschiedenen Getreidearten, zuerst Weizen, dann Gerste oder Hafer. Für 'Bier' und 'brauen' hat das Deutsche nie ein Fremdwort gekannt. Mälzen und Brauen war einst Sache der Frau. Von der Kunst des Bierbrauens und dem Kretschambetrieb erzählen uns die Ausdrücke, die die deutschen Siedler einst mit nach Schlesien brachten (Hf. IV. S. 85): Bruwer, brewhůs, gelesen gerste, gestampte, geqwelte gerste, malcz, wircz, schrot, meisch, hoppe, hoppener, hoppengarte, hoppenwasser, hoppen seyge 'qualus', brewpfanne, gepecht vas, byr. Schenke, gut kreczem, kreczin, gasthus, labehus, irqwicke hus, rebenter; kreczimer, rebenter meister, schenke, kelner; byrgeselle, obirtranck 'ebrietas', trunckenheit; butte, potte, stande (Stellfaß, Kufe), krug, kennechyn, kuffe, czynnen kanne, holczynne kanne, trichter, czappe.

Schon in slawischer Zeit trank man in Schlesien gern und viel Bier. In einer Schenke auf dem Breslauer Sande sollen flandrische Handwerker zuerst den Gerstentrunk gebraut haben. Herzog Heinrich V. machte Ende des 13. Jahrhunderts Breslau zu einer berühmten Bierstadt. Das süße Weizenmalzbier, 'der Schöps', fand seinen Weg nach Sachsen, Bayern und Polen. Ein Kretschmer oder ein Mälzer erhielt Sitz und Stimme im Rat. Im Jahre 1363 erhielt das Schweidnitzer Gerstenbier in Breslau Zollfreiheit. Fremde Biere durften zunächst nur durch den Stadtkeller, d. h. durch den Schweidnitzer Keller, der auch Kelleramt hieß, eingeführt werden. Deswegen kam es um 1381 mit dem Domkapitel zu dem erbitterten Pfaffenkriege. Ende des 17. Jahrhunderts taten dem Schöps auswärtige Biere so starken Abbruch, daß die Schöpsbrauer seit 1696 ein neues bitteres Bräu aus Gerstenmalz herstellten, das zunächst im 'Bitterbierhause' geschenkt wurde. Auch das Striegauer und Liegnitzer Bier war berühmt; das Grottkauer 'Schächerbier' dagegen stand in üblem Rufe. Der Kretscham, polnisch 'karczma', die Taberne, gehörte als Teil der Gerechtigkeiten, die dem Dorfe und der Stadt verliehen wurden, zu jeder deutschen Siedlung. Aber das Bierbrauen ging auch von Bürgerhaus zu Haus. Der Kretschmer, der nur dreimal in der Woche verschenken durfte, steckte

ähnlich wie das Haus, in dem gebraut wurde, seinen Rotkegel oder sein Langfel, ein langes rundes Holz aus. 'Anno 1563 kamen die gemahlten Bier-Kegel auff, da man zuvor Beseme an lange Stangen gestecket hatte' (Hs. IV. F. 148 über Brieg). Da wurde so manches Mal das Wirtshaus, indem es die Eheherren zu lange festbannte, zur 'Weiberkränke'. Um 1870 sind die schlesischen Brauereien dem bayerischen Biere gegenüber minderwertig; so erfolgt der Übergang von dem bisher ausschließlich obergärigen Biere zum untergärigen Lagerbiere. Schlesien hat heute über 500 Brauereien.

Wein. Auch der schlesische Mittelstand hat im Mittelalter Verständnis für Weinbau und Weingenuß besessen. Nicht allein Grünberg, mancher andere Weinberg, von dem heute nichts als der sagenhaft anmutende Name in die Gegenwart hineinragt, hatten ihre mittelalterliche Blütezeit. Die Handschriften enthalten einen bemerkenswerten Wortschatz aus dieser Betätigung der Schlesier (Hs. IV. F. 85): Weynczorle 'vinitor', winlezer, winlezunge, wyndunge, wynvorsnyder, weynvorsnydunge; wynstock, wynreme mit wyntrubelen, weynkorn; weynmesser, weinbant, wyngarte, ebenhôc 'vinea'; wyntrichter, presse, weyn vas, wynstande, kuffe, weynkorp, wynmôz 'stopa, Quart', winloge 'cadus', eyn legel 'lagena, Flasche', vlasche; wyntranck, wyntruncken, most, rotweyn, gesoten wyn, starg wyn, kranc weyn 'villus', weynsteyn.

Rauschtränke. Nach altem Herkommen verstanden sich die Schlesier auch auf besonders berauschende, dem Met verwandte Mischungen, die freilich von den Würzweinen zurückgedrängt wurden; die Handschriften sprechen von: honigwircz, wyn und honig 'mulsus', wyn und mete, kobolt 'mellicratum, Wassermet', morat (Maulbeerwein), byr und mede 'mulsa', suze tranck, twalm trang (Rauschtrank).

Trinksitten. Nach altdeutscher Überlieferung, vielleicht im Anschluß an die alte Götterminne, tranken die Schlesier bei festlichen Gelegenheiten die 'Johannesminne', wie der hl. Wenzel von Böhmen, der die trunkenen Tischgenossen aufforderte, für eine gute Sterbestunde 'in sancti archangeli Michaelis amorem ebibere'. Die Trinkfestigkeit und Trinkgewohnheiten werden im 16. Jahrhunderte

in der Predigt eifrig bekämpft. Im Jahre 1552 läßt der Görlitzer Pfarrer Matthäus Friedrich eine dem Erasmus von Küeritz, Ritter auf Lobschitz, gewidmete Predigt drucken, die den Titel hat: Wider den Sauffteuffel etliche wichtige ursachen, warumb alle Menschen sich für dem Sauffen hüten sollen. Item. Das das halb und gantz Sauffen sünde und in Gottes Wort verboten sey. Item. Etliche Einreden der Seuffer mit iren verlegungen (Widerlegungen). Die dem Text vorausgeschickte 'Vermahnung an die Deudtschen' in Versen beginnt: Du Edle Deudtsche Nation/die du werst aller Land ein Kron/So du von deinem Sauffen ließt/. Die Einwände, mit deren Widerlegung sich der Prediger am Ende beschäftigt, lauten: 1. Wie kompts das etliche Prediger itzund so offte vom Sauffen predigen und so harte drauff dringen? 2. Sol man denn nicht essen und trinken? 3. Mit der weise müsten wir alle Mönche werden. 4. Ey, ich halte es dafür, das es nicht sünde sey, ob man gleich ein guten rausch trincket. 5. Ich bin nimmer andechtiger zum Gebet, denn wenn ich ein rausch habe. 6. Ich mus ja ein Bette trincken, ich kan sonst nicht schlaffen, ich hab denn ein rausch. 7. S. Paulus spricht: Sauffet euch nicht vol Weins; da wird des Biers nicht gedacht. 8. Wenn ich gleich zu halben und gantzen sauffe, wenn ich nur nicht truncken werde. 9. Ich sehe das jederman zu halben und gantzen seufft, was sol ich denn thun? 10. Wie wenn ich denn gezwungen würde, das ich ein halbes oder gantzes bescheid thun müste? 11. Wie aber, wenn mir mein Herr eins zu trüncke, solte ich im nicht gehorsam sein und bescheid thun? 12. So wirds nicht recht gered sein, das man spricht: Des Brot ich esse, des lied ich singe. 13. Wenn ich denn gleich bescheidt thete, das nur ich niemand zwünge? 14. Ich gedechte aber auf einer Hochzeit gienge es hin, dem Ehestand zu ehren. 15. Wenn man sich denn gleich in der wochen einmal, nemlich am Sontage truncken trüncke? 16. Ey, Einmal gehet hin. 17. Ey, Ich weis es nicht aller ding zu lassen. 18. Ich sehe das die Pfarrherrn auch zu halben und gantzen sauffen.

Alkohol und Spiritus. Das Altertum kannte Wein und Bier, aber nicht den Alkohol. Man wußte, daß beim Weinkochen

sich das leichte, brennbare, berauschend wirkende 'Prinzip' verflüchtigt, aber erst nach Erfindung der Destillation im 12. Jahrhunderte lernte man es mit Wasser vermischt gewinnen. Man nannte den neuen Stoff 'aqua ardens' oder, da er als Allheilmittel galt, 'aqua vitae', später 'spiritus vitae', Weingeist, und im Gegensatze dazu den abgebrannten Rückstand, das 'Phlegma', wie wir noch heute damit den 'geistvollen' und 'phlegmatischen' Charakter bezeichnen. Erst von Parazelsus stammt der Name 'Alkohol'. Am Ausgange des Mittelalters wird er bereits als Branntwein aus Korn hergestellt und viel getrunken. Mit dem Sinken des Preises im 19. Jahrhunderte hat der Branntweingenuß auch in Schlesien stark zugenommen; neben den Trinkbranntwein treten die Destillate aus Kernobst 'Slibowitz' und Kirschbranntwein. In Schlesien wird die Kartoffelbrennerei ein Nebenbetrieb der Landwirtschaft; 1910 bis 1911 wurden 476058 hl Spiritus in Schlesien gebrannt, davon zu Trinkzwecken 264304 hl verbraucht. Es entfallen also auf einen Schlesier ungefähr 5,6 l Trinkspiritus, d. h. 2,5 l mehr als der deutsche Durchschnitt beträgt. Die Volksgesundheit und Leistungsfähigkeit leidet stark unter diesem Volksgifte, mit dem uns die schlesische Landwirtschaft versorgt.

Pflanzen

Heilkräuter im Klostergarten. Was einst die Wissenschaft der alten Griechen und Römer in der Pflanzenwelt für heilkräftig hielt, ward durch den Gartenbau der Benediktinermönche in Deutschland heimisch und hier vom Volke mit den bodenständigen Überlieferungen von heil- und zauberkräftigen Kräutern verbunden. Nach der Verordnung Karls des Großen sollen alle Gärten eine bestimmte Masse von Pflanzen züchten; darunter sind: Lilie, Rose, Efenigraecum (Bockshorn), Kostwurz, Salbei, Raute, Abrotanum 'Artemisia abrotanum', Gurke, Melone, Kürbis, Bohne, Kümmel, Rosmarin, Meerzwiebel, Schwertlilie, Schlangenwurz 'Dragantea', Anis, Cichorium intybus, Liebstöckel, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Weißwurz, Wasserpfefferminze, Wurmkraut,

Tausendguldenkraut, Mohn, Haselwurz, Zwiebel, Porree, Schnittlauch, Melde, Kohlrabi, Rettich, Knoblauch, Kardendistel, Saubohne.

Schlesische Heilkräuter. Unsere heutigen einheimischen Heilkräuter sind sämtlich schon bei den ersten deutschen Siedlern bekannt. Ihre meist volkstümlichen Namen zeigen eine überraschende Anschaulichkeit. Nur ein Teil ist aus der griechisch-römischen Benennung unverändert übernommen. Bei den meisten hat entweder die volksetymologische Angleichung glücklich zu neuer Anschaulichkeit geführt, oder die Kräuter tragen ganz deutsche Namen, die auf Aussehen oder Wirkung schließen lassen. Bei einer kleinen Zahl leuchten durch die mittelalterlichen Namen noch altdeutsche heidnische Vorstellungen, auch wenn christliche Bezeichnungen als Ersatz verwendet sind; so steht an Stelle von Jupiter und Venus, die ihrerseits nur der lateinisierende Ausdruck für deutsche Göttervorstellungen zu sein brauchen, Aaron, Petrus, Johannes und Maria. Das folgende Verzeichnis der in der Siedlungszeit in Schlesien verwendeten Heilkräuter ist fast ganz dem ältesten schlesischen Arzneibuche (R 291 der Breslauer Stadtbibliothek) aus dem Ende des 13. Jahrhunderts entnommen. Es eignet sich am besten als Grundlage für unsere volkskundlichen Beobachtungen über den heutigen Bauerngarten und die schlesischen Feld- und Waldkräuter, soweit sie einst zu Heilzwecken verwendet wurden oder noch heute verwendet werden. Manche der gelehrten Namen sind in diesem Verzeichnisse verderbt, mehrere Pflanzen sind teilweise unter einem Namen zusammengelegt. Die Forschung hat hier noch ein weites Arbeitsfeld.

Worcz 'herba', krewtecht 'herbosus', krewtener 'herbarius'.

Aglei 'Aquilegia vulgaris, Akelei'; alant 'Inula Helenium, Glockenwurz'; alrune 'Gentiana cruciata, lutea'; andorn, wiz andorn 'Marrubium vulgare'; anys 'Pimpinella Anisum'; archangelica 'Archangelica officinalis, Gilke', in Zucker eingekochtes Allheilmittel; aschlouch 'Allium ascalonium, Schalotte'; aspe 'Populus tremula'; atich 'Sambucus Ebulus', kleiner gelbblühender Holunder.

Balderan 'Valeriana officinalis'; barba Aaron (kuwurcz, czaunworcz); barba Jovis (huslouch) 'Sempervivum'; batonie

'Betonica officinalis, Eisenkraut'; beinwelle 'Symphytum officinale oder Consolida maior'; beizkol 'Beta vulgaris'; bernfuz 'Helleborus viridis'; bernwurz (wuntcrawt) 'policaria (?)'; bertram 'Anthemis pyrethrum'; bibenelle 'Pimpinella saxifraga'; biboz 'Arthemisia vulgaris'; binsuge 'Melissa officinalis oder Lamium album'; byvircrut 'Erythraea Centaurium, Biberkraut'; blutwurz 'Sanguinaria oder Capsella bursa pastoris oder Tormentilla'; borratze 'borrago'; boumvist 'vessa lupina, Lycoperdon bovista'; burgel 'portulaca, Portulak'; burnkrut 'Cnicus benedictus'; brachwurz 'vel: hundes tylle'; bremencrut 'Prunus spinosa, Schlehe'; brenwurz 'Daphne Mezereum, Seidelbast, Ziegelbeere?'; brostworz 'Archangelica officinalis'.

Capillus Veneris 'acelon?'.

Digitus Veneris (hundeszunge); distel 'wuntworcz, Camelenta'; walzende distel 'mördistel, iringus?'; druscrut 'millemorbida?'.

Eberez 'abrotanum, Sorbus aucuparia'; eberwurz 'Carlina acaulis, Eberdistel'; ebich 'Hedera Helix'; ebischloup 'Althaea officinalis, Eibisch'; entiant 'Gentiana lutea'; eppe 'Apium graveolens'; wilt eppe 'Thysselinum palustre'; ertgalle 'centaurea minor, Kornblumenart?'; ertperkrut 'Fragaria vesca'; ertrouch 'Fumaria officinalis'.

Farne 'Aspidium filix'; velthapfe 'herba sancti Johannis, Johannis krawt, Johannis blume'; veltkumel 'cucumer agrestis'; vicbonen 'Phaseolus vulgaris'; vicwurz 'Tormentilla erecta'; fiol 'Viola odorata'; flebewurz 'Aristolochia, Osterluzei'; vogelwicke 'Vicia cracca'; vogelzunge 'Alsina media'; funfbleter 'Potentilla reptans'.

Gachheil 'Anagallis arvensis'; garwe 'Carum carvi'; garwel 'Anagallis, Gauchheil'; gentiana 'Gentiana lutea'; gotesvergezze 'Marrubium vulgare'; graspolei 'Mentha Pulegium'; grensinc 'Potentilla anserina, oder Nymphea alba, Seerose, oder Clematis erecta?'; grintwurz 'Inula Helenium'; gunderam 'Glechoma hederacea'.

Hainbutte 'Rosa canina'; haindorn 'Crataegus Oxyacantha'; hanenfuz 'Ranunculus sceleratus'; hanf 'Cannabis sativa'; hancamp 'Verbena officinalis, Eisenkraut'; hasele 'Corylus avellana'; haselwurz 'Asarum europaeum'; hasenwurz 'ganefila, vullago?'; hasenhor 'Bupleurum rotundifolium, Hasenohr'; hartinheu 'Ononis spinosa'; hederich 'Erysium officinale'; heide 'Erica vulgaris'; heiligeber 'Bryonia alba'; heiliges gras 'centibia?'; heiternezzel 'Urtica urens'; hemer 'Helleborus niger'; herba sancti Johannis 'velthapfe'; herba sancti Petri 'acetosa, Sauerklee?'; herzenblat 'cuna?'; heuwurz 'Mercurialis annua, Bingelkraut'; himmelsluzel 'Primula officinalis'; hintber 'Rubus Idaeus'; hirse 'Milium'; herswurz 'Inula Helenium?'; hirzczunge 'Scolopendium officinarum'; hochhorn 'Cassia fistula'; hollouch 'cepeconium?'; holunder 'Syringa vulgaris'; holunderblume 'mistel?'; holwurz 'Aristolochia longa'; hopfe 'Humulus Lupulus'; hundesber 'Rhamnus cathartica'; hundesdistel 'cotula fetula, hundesblume'; hundestille 'hundesdistel, Aethusa Cynapium'; hundeszunge 'Cynoglossum officinale'; hunergederme 'Stellaria media, Vogelmiere'; hufletche 'Petasites officinalis'; huslouch 'barba Jovis, Sempervivum tectorum, Donnerbart'; hutvlecke 'dardana?'.

Ybesche 'Althaea agrestis'; yser 'demonia verbena, Verbena officinalis, Eisenkraut'.

Karte 'herba fullonum, saponaria, Dipsacus fullonum, Weberkarde'; kerbele 'Anthriscus Cerefolium'; wilde kerbele 'serima?'; kle 'Trifolium pratense'; klette 'Lappa'; clibe 'rivola?'; knobelouch 'Allium sativum'; kolstrunk 'maguderis?'; chonil 'Satureia officinalis, Quenel'; cranichsnabel, chranwurz 'acus muscata, Geranium'; crebeswurz 'Polygonum Bistorta'; kren 'Cochlearia armoracia'; kresse 'Nasturtium album, nigrum'; romischkresse 'diptannus?'; wildekresse 'cardanus?'; kritzelmorhen 'Pastinaca sativa'; crucewurz 'Cardus benedictus oder Euphorbia lathyris'; kumel 'Carum carvi'; kuniges-kerze 'Verbascum Thapsus'; kurbiz 'Cucurbita Pepo'; kuwurz 'barba Aaron'.

Latich 'Lactuca sativa'; leberkrut 'Hepatica triloba'; libestocke 'Levisticum officinale'; labra Veneris, labium Veneris 'mariendystel, kleine Art Cardus benedictus'; lobengel 'Lavandula spica'; lollich 'Lolium tremulum'; louchkol 'Allium Porrum'; luchte 'Taraxacum officinale'; luswurz 'Delphinum staphisagria.

Mahen 'Papaver somniferum'; Mandragora 'Mandragora officinalis'; mangolt 'Beta vulgaris'; mariendistel 'labra Veneris, Silybum marianum'; meidelblume 'Matricaria chamomilla' (die Pflanze ist als 'Meter' bekannt. In der Neißer Gegend machte sich eine alte Frau zum Heiligen Abend 'Metereier', Rühreier mit 'Meter'; wenn man die Brocken vom Heiligabendessen in den Garten schüttet, wird daraus 'Meterkraut'); melde 'Atriplex hortensis'; menta sancte Marie 'Mentha crispa, Mariablättel'; merretich 'Cochlearia armoracia'; metewurz, metere 'Chrysanthemum Parthenium'; minze 'Mentha'; gartminze;swarze minze; wazzerminze; wilde minze; wize minze; zirminze 'Origanum, Majoran'; mispelboum 'Mespilus'; mulber 'morum'.

Nachtschate 'Solanum nigrum'; naterwurz 'Polygonum Bistorta'; neileken 'Caryophyllus aromaticus'; nessil 'Urtica dioica'.

Ochsenzunge 'Anchusa officinalis'; odermenie 'Agrimonia Eupatoria'; olant 'Inula Helenium, Alant'.

Papel 'Malva silvestris'; pfaffenblatte 'Leontodon taraxacum, gelbe Maiblume'; pfeffercrut 'Lepidium sativum?'; phertzagel 'citrinum?'; pilse 'Hyoscamus albus und niger'; pinwurz 'baroca, Tormentilla?'; pionie 'Paeonia officinalis'; pletich 'laparium?'; polei 'Mentha pulegium'; puchvol 'poriodica?'; pumvilwurz 'Heliotropium, sponsa solis'.

Quenleyn 'Thymus Serpyllum'.

Raten 'zizania, Lolium temulentum'; reinevarn 'Tanacetum vulgare'; retele 'spergula?'; retich 'Raphanus sativus'; rinderzail 'sonnenglocke, milium solis?'; ringel 'Calendula officinalis'; romischkol 'Beta'; rosminze 'wilde myncz,

mentastrum'; rote man 'Roter Mohn, Papaver Rhoeas'; rute 'Ruta graveolens'.

Saferan 'Crocus sativus'; samboum 'Juniperus sabina'; sanekel 'Sanicula europea'; schafzunge 'Achillea Millefolium'; schellewurz 'Chelidonium maius'; scherling 'Conium maculatum'; scrinwurz 'Lolium temulentum'; semde 'Juncus effusus'; senf; wizsenf 'Sinapis alba'; seterich 'Satureia hortensis'; sigillum sancte Marie 'wizwurz' 'Ononis spinosa'; sitewurz 'Helleborus niger'; slafwurcz 'Gentiana lutea'; snitelouch 'Allium schoenoprasum'; sporgras 'crispil?'; sprincwurz 'Dictamus albus, weißer Tittam'; stabwurz 'Artemisia Abrotanum'; steinbreche; groz steinbreche 'Saxifraga granulata'; steinpheffer 'Sedum acre'; steinwurz 'Polypodium vulgara'; stendewurz 'Orchis'; sudistil 'Sonchus oleraceus'; supercilium Veneris 'Gauchheil?'; suramphe 'Rumex acetosa'; suzebast 'czygenczunge, laureola?'; suzewurz 'Helleborus niger'; swertel 'Iris pseudacorus'.

Tac und nacht 'Parietaria officinalis'; tan-apfel 'Pinus picea'; trachenwurz 'Calla palustris?'; tille 'Anetum graveolens'; toste 'Origanum vulgare'.

Umbetrete 'Capsella bursa pastoris?'; verbena 'Betonica officinalis oder Verbena officinalis, Eisenkraut'.

Wachalder 'Juniperus communis'; wegebreite 'Plantago'; wegtrede 'Polygonum vulgare'; wegewinde 'Hedera Helix'; wermute 'Arthemisia absinthium'; wibeskric 'Ononis spinosa'; wibekrut 'Artemisia vulgaris'; wicke 'Vicia'; widertan 'capillus Veneris, Polytrichum commune, Frauenhaar, oder Marrubium vulgare'; winszail 'horstrang, olsing, pencedanum?' winterblume 'sartella, selreidos?'; wintergrune 'Hedera Helix'; wirthel 'arthorus?'; wiszceisel 'ritterblume, romey, Matricaria Chamomilla?'; wizwurz 'sigillum sancte Marie, Convallaria Polygonatum, Salomonssiegel'; wolvesdistel 'Arnica montana?, Hyoscamus niger, Bilsenkraut?'; wovlesmilch 'Euphorbia'; wolfesseife 'italica?'; wolfeswurz 'luparia?'; wollich 'Verbascum Thapsus'; wuntkrut 'Veronica officinalis'.

Citelose 'Colchicum autumnale'; zwibolle 'Allium cepa'.

Das Bauerngärtel. In dem 1601 in Leipzig gedruckten Werke des Kaspar Schwenkfeld: 'Stirpium et fossilium Silesiae catalogus', der die erste schlesische Pflanzenkunde enthält, begegnen uns viele von diesen alten Kräutern als Besitz des Bauerngartens wieder. Ein Besuch im Gärtel weist die gleichen Pflanzen auch als Lieblinge der Bauersfrau der Gegenwart nach. Vor jedem Hause ist auf dem Lande wenigstens ein schüchterner Versuch gemacht, ein Gemüse- und Blumengärtel anzulegen. Oft haben diese Gärtel lebendige Zäune aus Weißdorn, Eisbeeren und Heckenrosen. In einer Ecke steht der Holunderbaum 'Sambucus nigra', auch Flieder genannt; das Mus seiner Beeren und der Tee seiner Blüten ist heilsam und schweißtreibend bei Husten und Leibschmerzen. Ähnliche Wirkungen schreibt man der Lindenblüte zu. Am Zaune stehen die Raubeer- (Stachelbeer-), Himbeer- und Johannisbeersträucher. Die Beete sind in Blumen- und Gemüsebeete geteilt. Salat, Zwiebeln, Zeller (Sellerie), Petersilie und Pfefferkraut, Gurkendille, Schnittpetersilie, Rohrzwiebeln und Schnittlauch sowie der Kren versorgen die Küche. An Heilkräutig finden wir in den schlesischen Gärten: Gartheil, auch Eberraute genannt, Artemisia Abrotanum; Ysop 'Eisbrich'; Wermut, Artemisia Absinthium, gegen Magenleiden; Raute gegen 'den Gift' im Leibe; Pfefferminze und Krauseminze gegen Leibschmerzen; Marienblatt, Chrysanthemum Balsamita; Salbei, Salvia, dessen Tee den Husten lindert und die Wunden reinigt; Majoran, Origanum Majorana; Meter, Chrysanthemum Parthenium, Mutterkraut, Römische Kamille; Baldrian, Valeriana, ein Tee gegen Kopfschmerzen; Bibernell, Pimpinella Saxifraga, womit Pest und Cholera vertrieben werden: Trinkt Bibernell und Baldrian, da wird die Pest ein Ende han. Beifuß, Artemisia vulgaris, gegen Krampf; Eibisch, Althaea, gegen Husten; Liebstöckel, Levisticum, als Zusatz im Bade, als Tee gegen Wassersucht, Magen- und Brustkrampf, als Zauber gegen Behexung des Viehes; Kardobenediktenkraut, Cnicus benedictus, gegen Krampf; Malve, auch Pappel genannt, deren Saft gegen Halsentzündung gebraucht wird; Sanikel gegen Lungenleiden; Melisse gegen

Magenkrankheit; Fenchel gegen Brustleiden und Kolik; Angelika, aus deren Wurzel man mit Bibernell und Branntwein die Gilke, einen Heilschnaps, macht; Ringelblume, Calendula vulgaris; Mohn, der als weißer Mohn seit alters zu Mohnstriezeln gebraucht wird und der als welscher, roter Mohn ein Schlafmittel ist, auch für Kinder als 'Mohlutscher'. Sadebaum ist heute selten im Garten; er gibt den Bienen Frühjahrsnahrung.

Heilkräuter des Feldes. Was im Gärtel nicht wächst, muß die Kräuterfrau auf dem Felde oder im Walde zusammensuchen: Quendel als Badezusatz zur Stärkung; Spitzwegerich gegen Lungenleiden; Huflattich als Brusttee und Auflage auf Wunden; Bitterklee als Fiebertee; Kümmel, Karbe als Magentee; Johanniskraut, das wohl für alles gut ist; Schafgarbe, die besonders gegen Grippe hilft; Königskerze, die ein Brusttee ist; Gundermann, ein Allheilmittel; Rainfarn, ein Wurmkraut; Melde, die man zu Kräutersuppen nimmt; Tausendguldenkraut gegen Fieber und Magenleiden; Ehrenpreis, Veronika, Heil der Welt, für alle Beschwerden; Augentrost, Euphrasia; Acker- und Schachtelhalm, Zinnkraut, Katzenzahl, gegen Wassersucht und Nierenleiden; Arnika, die gegen Quetschungen und Wunden auf Spiritus gesetzt verwendet wird; Fettehenne, ein Fiebertee; Sauerampfer, Sauerlump, der das Blut reinigt; Gottesgnadenkraut, Gratiola, ein Tee für die meisten Leiden; Doste, Toste, ein hochgeschätzter Haustee; Nessel als Brusttee; Schellkraut, mit dessen Saft die Hühnerwurzeln bestrichen werden; Wacholder, Jachandelbaum, dessen Saft das Dorf Silsterwitz berühmt gemacht hat. Viele dieser Kräuter werden im Kräutersäckel aufgehoben und als Haustee gemischt getrunken; sie sind Würze der Speisen, besonders Majoran für die Wurst; sie werden wegen des Geruches im Wäscheschrank aufgehoben, wie Rosmarin und Quendel, oder sie sollen das Ungeziefer vertreiben.

Heilkräuter als Zimmerpflanzen. Die zarteren Gewächse werden unter die Zierpflanzen des Fensterkopfes gereiht. Dort zieht man die Aloe, um sie gegen Brandwunden zur Stelle zu haben; Marum verum, Merumferum, Katzenkraut, gegen Schwächeanfälle zum Riechen, auch zur Bereitung von Augenwasser und als Magentee.

Zierpflanzen. Für Zierpflanzen und Ziergärten haben die Schlesier schon zeitig Vorliebe gehabt und sich auch teilweise dadurch eine gewisse Berühmtheit erworben. Im Jahre 1490 besaß der Breslauer Domherr Bartholomäus Mariensüß einen weitbekannten Garten; von 1541 bis 1560 war der Woysselsche Garten, von 1586 an der des Arztes Lorenz Scholz in Breslau vielbesucht. Er enthielt großenteils schon im Altertum beliebte Pflanzen, daneben Fingerhut, Akelei, Gartenaurikel, Kaiserkrone, Hyazinthe, Tulpe und Flieder. Die Gärten jener Zeit haben auch schon italienische Anemonen, Gartenlöwenmaul, Balsamine, den Kapernstrauch und Kapuzinerkresse. In Oberglogau entstand der Park der Grafen Oppersdorf, in Ohlau der fürstliche Lustgarten; 1687 pflanzte Georg Herbst in Horschlitz O.-S. die erste Roßkastanie. Am Beginn des 18. Jahrhunderts kamen afrikanische Pelargonien und Mesembrianthemum-Arten hinzu. Die Parkanlagen von Sybillenort, Fürstenstein, Schönfeld, Domanze, Woislowitz bei Nimptsch, Falkenberg O.-S., vor allem der Park des Fürsten Pückler in Muskau sind vorbildlich für die schlesischen Ziergärten geworden. Viele der einstigen Heilpflanzen haben ihre alte Bedeutung in der Volksmedizin verloren und werden in guter Überlieferung noch als Zierpflanzen weiter angebaut; sie bilden mit den neumodischen Zierblumen, die aus der vornehmen Welt ihren Weg ins Volk gefunden haben, den Schmuck des Bürger- und Bauerngärtleins der Gegenwart. Da finden sich die winterharten Blumen, wie die Betonie oder Pumpel- oder Pfingstrose, auch Päonie genannt; der rote und weiße Flox; das Labkraut 'Galium Mollugo'; die Herzel, auch Fliegendes Herz genannt, 'Diclythra spectabilis'; Glockzijen, Siegwurz 'Gladiolus'; Narzissen; Brennende Liebe 'Lychnis chalcedonica'; Büschelnelken; Frühlingskrokus; Ritterspon; Feuerlilien; Primeln; Nachtviolen 'Hesperis matronalis'; Aaronsstab; Eisenhut, Ziegentod 'Aconitum Napellus'; Strohblumen 'Xeranthemum annuum'; Gänseblümel 'Bellis perennis'; Stiefmütterle; Kartäusernelken; Schneeglöckel; Tulpen; Sonnenrosen; und überall und in manchen Sorten die Rosenbäumchen, als Einfassung meist Immergrün oder Buchsbaum. Was nicht wetterfest genug ist, wird auf dem Fensterbrett

als Zimmerschmuck gezogen: die Fuchsia, die auch Glockenstrauch und Träne Christi heißt; die Monatsrose, Rose von Damaskus; Balsaminen; Pelargonien; die Passionsblume 'Passiflora caerulea', auch Auferstehungsblume oder Eintagsblume oder Leiden Christi genannt; Männertreu 'Lobelia erinus hybrida'; die Zimmerlinde 'Sparmannia africana'; die Amarylle oder Schlafmütze; die Winterastern; Magdalenenhaar als Ampelgewächs 'Iseocepis gracilis'; Eisblumen 'Mesembrianthemum crystallinum'; Myrte zum Brautkranze, doch nur von Frauen, nicht von Mädchen gepflanzt: Wer Myrten baut, wird keine Braut. Als Sinnbild der Trauer gilt Rosmarin.

Obstgarten. Hinter dem Hause liegt der Bauerngarten, der Grase- und Obstgarten zugleich ist. Wo die Ochsenzunge 'Rumex obtusifolius' oder die Taubnessel 'Lamium' üppig wachsen, dort führt der Jauchegraben aus dem Hofe hin. Ungepflegt stehen da die mannigfachen Apfelarten: der grüne, rötlich gestreifte, säuerliche, haltbare Striemapfel, der große, leicht abgeplattete, grünliche, saftige Pletschapfel, Welschweinlinge, Weißsüß, Weichsüß, Hartsüß, der feinschalige gute Austapfel, der Jungfernapfel, der Lederapfel, der Spitzapfel, Rosenapfel, Klapperapfel, auch Schafnase und Prinzenapfel genannt; gepflegt werden die guten Sorten der Borsdorfer Äpfel und die graue und Goldrenette und der rote Stettiner. In der Bewertung stehen die Birnen nach; man baut: Bergamotte, Butterbirne, die große Hängebirne, Frühbirne, Margaretenbirne, Honigbirne und Mehlbirne. Zwischendurch stehen Pflaumenbäume: Roßpflaumen, die oft 'Rotzkleppel' heißen, Honigpflaumen, Krichel und Schälpflaumen. Die Kirschen werden immer mehr gepflegt: ungarische, halbungarische, Honigkirschen, Knorpelkirschen und Weichselkirschen; auch die wildwachsende Vogelkirsche findet man häufig im Garten oder an der Straße.

Unkraut. So manche mittelalterliche Arzneipflanze wird heute, da sie auf den schlesischen Feldern in lästiger Menge den Ackerpflanzen folgt, vom Bauern ungern gesehen und bekämpft. Aber dem farbenfrohen Blicke des Volkes gelten doch auch einige unter diesen Unkrautarten als liebe Freunde; aus ihnen baut sich der Strauß auf,

den der Sonntagsspaziergänger nach Hause nimmt. Dazu gehören Kornrade, Kornblume, Ackerrittersporn, Mohn, Ackergauchheil und manche Ehrenpreisarten. Sie haben alle mit den Getreidearten ihren Weg aus den Mittelmeerländern zu uns gemacht. Daneben gibt es andere Unkräuter, deren Kleid kein Ausgleich für ihre dem Bauern lästige Anwesenheit ist; sie sind nur 'Unrōat': der Klappertopf 'Kloffan', die Trespe im Korne; der Hederich oder Ackersenf, der Taumellolch im Hafer; Schmirgel, Dotterblume und Hahnenfuß auf der feuchten Wiese; Disteln, Winde, Gänsedistel 'Milchgras' und Hafergras in den Kartoffeln; Ackerschachtelhalm 'Katzenzahl' und Herbstzeitlose 'Michaelswurzel'.

Bauerbusch. Im Busche 'Puusch' ist noch alles der Natur selber überlassen; bis auf die Arbeit des Ausholzens, Grasens und Laubrechens kümmert sich der Bauer noch kaum um eine geordnete Waldwirtschaft. Das gibt dem Bauerbusche ein noch urwüchsiges Gepräge, die Pflanzenwelt gedeiht hier noch in natürlicher Auslese im Gegensatze zum Forste. Die Baumarten gehen noch ineinander über: Eiche, Buche, Espe, Birke, Fichte, Tanne, Kiefer, Lärche. Haselnuß- und Himbeersträucher, Brombeeren 'Raamabäre' füllen Ränder und Lichtungen. Preißelbeeren, Blaubeeren 'schwarze Beeren'; Herrenpilze (Steinpilze), Rotdocken 'Rotkappe Boletus versipellis', Ziegenlippen, Bloostromp, Bloostronk 'Boletus subtomentosus', Edelreizker 'Lactaria deliciosa', Ziegenbart, Rehlinge 'Cantharellus cibarius', auch Kochmänndel, Hühndel oder wie schon im 14. Jahrhunderte Pfifferlinge 'phefferling vel swamp' genannt, wachsen je nach der Lage und Höhe zur Lust der armen Leute und der Kinder.

Die Pflanze im Zauberglauben. Die volkstümlichen Bezeichnungen unserer heimatlichen Pflanzen sind teilweise das Ergebnis von Vorstellungen über eine ungewöhnliche Kraft, die in ihnen wohnt, und somit leicht Ausgangspunkt von Pflanzenfabeln und Sagen geworden. Die Verwendung solcher Pflanzen im Zauberbrauche führt oft auf die griechisch-römische Überlieferung zurück und ist auf gelehrtem Wege nach Deutschland gekommen und allmählich auch dem Volke bekannt geworden; aber in vielen Fällen

ist diese Übernahme fremder Vorstellungen wohl durch das Vorhandensein verwandter einheimischer Anschauungen und Bräuche verbreitet worden. So treffen wir in Schlesien die Wurzel des Alant 'Inula Helenium' als Bestandteil eines Mittels gegen Behexung des Viehes, desgleichen die Wurzel der Archangelika, Engelwurz. Auf Apfelscheiben schreibt man die Worte eines Fiebersegens; der Kranke ißt die Scheiben. Der Saft der Artemisia, des Beifußkrautes, macht unüberwindlich, wenn man die Ellbogen damit bestreicht; schon bei Plinius (25, 7) wird dem Wanderer empfohlen, das vor Ermattung schützende Kraut zu tragen; Beifußwurzel 'bibuz wurzel' ist gegen jedes Übel am Halse zu tragen. Wenn man mit Betonie einen Ring um die Schlangen zieht, sperrt man sie ein; man trägt sie gegen Zauber bei sich. Haselnußbalsam hilft gegen Zauberei. Christwurzel 'Helleborus niger' wird den Schweinen gegen das Sterben ins Ohr gesteckt. Eibischbeeren werden den Schafen am Weihnachtsabende gegen die Blattern gegeben. Eichenlaub zeigt an, wenn es am Weihnachtsabende nicht gefressen wird, daß das Schaf im folgenden Jahre stirbt. Engelsüßwurzel 'Polypodium vulgare' wird den Schweinen gegen das Sterben eingegeben. Erbsen sind Teil eines Mittels, das am Weihnachtsabende den Schafen gegen die Blattern gegeben wird. Farnwurzel muß aufstößigen Rossen unter die Zunge gelegt werden. Ferula asa foetida, Asand, Teufelsdreck, muß gegen die fallende Sucht getragen werden. Fingerkraut 'Potentilla Tormentilla' wird dem Fieberkranken unter das Haupt gelegt. Gundermann 'Glechoma hederacea' wird am Jakobstage den Pferden gegen den Wurm gegeben. Knoblauch mit Lehm und Essig wird gegen Hexenschuß 'gezaubertes geschozs' aufgelegt. Lauchblätter sollen mit den Worten des Fiebersegens beschrieben und gegessen werden. Liebstöckel gehört in ein Mittel gegen Behexung der Pferde. Meisterwurzel 'Imperatoria' dient zur Beruhigung der Pferde. Odermenige 'Agrimonia' wird den Pferden zu Ostern gegen den Wurm gegeben. Paeonia, Pfingst-, Gichtrose, wird gegen die fallende Sucht getragen. Speckilienwasser 'Caprifolium, Geißblatt' hilft gegen nächtlich plagende Kobolde. Diese Mittel, denen wir in der Volksmedizin der Schlesier in den vergangenen Jahrhunderten

und zum Teil noch heute begegnen, werden in ihrer Wunderwirkung in den Schatten gestellt durch das Moos Widertan 'Polytrichum' und durch die unter dem Namen Eisenkraut bekannte Verbena. So heißt es in einer Handschrift vom Jahre 1594 (Hs. IV. F. 12, Bl. 62):

Wiltu haben, das dein Viehe nicht soll bezaubertt werden, so soltu an Walpurgis abendt Wiederthat und Tellscheiben (Dille Anethum graveolens?) nehmen, die dem Viehe eingeben undt unter die Thürschwelle oder darüber, wie es am besten geschehen kahn, ein wenig Esellhar eingraben undt also sagen: Wiederthat, du weist, was dir Christus befohlen hat. Das du solt das gutte mehren undt des bösen wehren. Das zehll ich dir liebes Viehe zu lob undt busse. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.

Seit dem griechisch-römischen Altertume ist Verbena der Name für die zauberkräftigste Pflanze. Welche Pflanze im besonderen Falle damit gemeint ist, bleibt meist zweifelhaft. So ist es auch in der schlesischen Überlieferung schwer zu entscheiden, ob 'Yser, Yserhart' immer unser Eisenkraut, Verbena ist oder die ebenfalls bei Zauberhandlungen hochangesehene Betonica. Die Formeln, die bei ihrer Gewinnung gelten, und die Kräfte, die ihr zugeschrieben werden, sind durch festgewordene Überlieferung bis in sprachliche Einzelheiten hinein bestimmt; sie begegnen in vielen Handschriften seit dem 13. Jahrhunderte. In einer Handschrift aus dem Jahre 1466 lautet der Text (Hs. I. Q. 114, Bl. 12):

Wy man das krawt verbena graben zal. Der gee an unser frawen obinde und kreyse sy mit golde und mit solber und sprich eyn Pater noster und eyn Ave Maria und eyn Credo und spreche: Ich beswer dich edele worcz verbena bey dem namen des vaters und sones und des heligen geystes und bey den czwe und sibbinczig namen unsers hern Jesu Christi und den vier ewangelisten alzo Lucas, Marcus, Matheus, Johannes und bey den vier engelen Michaelem, Gabrielem, Raphaelem, Urielem, das du deyner togunt keyner lest in der erden, du sist meyne gewalt mit alle deyner craft, alzo dich got geschaffen hot, amen. Des nachtes zaltu lozen legen solber und golt bey der selbigen worcz. Des andern morgen grap aws dy worcz, ee wen dy sonne of geet und das du sy mit ysene nicht an rurest, do du mitte grebest dy zelbige worcz. Och zal men sy weyen an unser liben frawen worczweyunge; zo wasche zy mit weyne und behalt sy fleyslichen schone und los denne IX messen

von unser liben frawen lesen, zo wirt dy worcz gereyt czu allen dingen. Und wisse das mensche: alzo manch czweyg Verbena an ir hot, alzo manch craft hot zy. Wer nicht geslofen mag, hot her verbenam bey yn, zo hot her gutte rue. Item, wer verbenam bey ym hot, der darf keyne czobereye vorchten. Das zelbige tut och bewenelle. Item, wer ferre reyten welle, der zal verbenam und artemisiam dem rosse binden under den czom, zo irleyt is nymmer und wirt ouch nicht zerik. Item, trag bey dyr beyfus und yserhart, zo magestu nicht mude werden von dem wege und bist sicher vor den hunden und vor den slangen. Den dy elwin (Alben) getrigen, der beroche sich drystunt mit der verbenen umme, ym wirret alzo balde nicht. Wer dy verbene bey ym treget, der wirt keynes weges irre. Verbena machet den menschen schone und geneme und czu allen geczyten frolich ... So werden noch eine Anzahl wunderbare Kräfte dieses Krautes angeführt.

Die Heilkräuter gehören zu den Dingen des täglichen Lebens, die in der Kirche öffentlich geweiht wurden. Gerade die Weiheformel für die Kräuterweihe gehört zu den sprachlich schönsten Gebeten des Rituals. Die Formel des Breslauer Rituals vom Jahre 1723 lautet in deutscher Übertragung:

Allmächtiger, ewiger Gott, der du Himmel, Erde, Meer und alles Sichtbare und Unsichtbare durch dein Wort aus nichts geschaffen, und der du befohlen hast, daß die Erde Kräuter und Bäume zum Nutzen der Menschen und Tiere hervorbringe, und daß jedes Kraut nach seinem Samen Früchte in sich trage, und der du in deiner unaussprechlichen Güte gewährt hast, daß die Kräuter nicht allein den lebenden Geschöpfen zur Nahrung, sondern auch als Heilmittel den Kranken nützen sollen: dich flehen wir demütigen Herzens und Mundes an, daß du diese verschiedenartigen Kräuter und Früchte in deiner Erbarmung segnest und ihnen zu der von dir hineingelegten natürlichen Kraft auch deines neuen Segens Gnade eingießest, damit sie den Menschen und Tieren, zu deren Nutzen sie verwendet werden, sich als Schutz erweisen gegen alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten. Durch unsern Herrn usw.

Volksmedizin

Die Grundlagen der Volksmedizin. Die Quellen des heimatlichen Volksglaubens und -brauches sind, wie wir schon wiederholt beobachten konnten, doppelter Natur. Einmal leben darin ursprüngliche Gewohnheiten und Vorstellungen fort, die der ältesten Menschengemeinschaft angehören, also das, was man primitive

Gemeinschaftskultur genannt hat. Anderseits sind aber darin auch viele erst in höherer Kulturentwicklung geschaffene Vorstellungen, Bräuche, Einrichtungen, Entdeckungen einer jüngeren Wissenschaft der Naturbeobachtung und Erleichterungen der Lebensführung aufgenommen worden, die zunächst Besitz einer engeren Gesellschaftsschicht, einer Oberschicht, besonderer Stände oder Berufe gewesen sind, und die meistens erst dann Besitz der großen Masse wurden, als die früheren Besitzer sie als unzulänglich erkannt hatten, sie durch höhere, richtigere Erkenntnisse und wertvollere Fertigkeiten ersetzten und den alten Kulturbesitz als entwertet preisgaben. So ist vieles einstige Kulturgut in die breiten Volksschichten herabgesunken und lebt in engster Verbindung mit dem primitiven Kulturbesitze bis in die Gegenwart fort. Wohl in keinem anderen Zweige der Volkskunde ist dieser für das Verständnis unserer Volkskultur so überaus wichtige Vorgang der Vermischung in gleicher Klarheit zu verfolgen, und nirgends hängt das Verständnis der Gegenwartsüberlieferung stärker von der Einsicht in diesen Vorgang ab, als in dem vielseitigen Gebilde von Vorstellungen und Bräuchen, aus denen sich unsere Volksmedizin zusammensetzt. Aus der Urzeit der Menschheit wirken auch in Schlesien bis in die Gegenwart hinein in der Heilkunde des Volkes Zaubermittel und Zaubersprüche, das Messen von Kranken, Sympathiekuren, Krankheitsübertragung auf Pflanzen, Tiere, fließendes Wasser oder auch auf Tote.

Sympathiekuren. Der gemeinsame Sinn aller Formen der Krankheitsübertragung ist der, daß ein Krankheitsdämon mit einem Teile des erkrankten Körpers durch eine symbolische Handlung auf ein anderes Naturwesen überführt und dadurch die Heilung herbeigeführt wird, so wie wir heute etwa fragen: 'Willst du was?' und wenn der andere: 'Ja' antwortet, ihm zurufen: 'Da hast du meinen Schnupfen!'. So konnte man und tut es teilweise heute noch, die Krankheit vernageln, verbohren, verspinden, verpflanzen, einpflanzen, einpfropfen. Man kann den Krankheitsdämon festmachen, bannen. Man vergräbt die Krankheit, wirft sie ins Wasser, verbrennt, verbäckt sie, wirft sie weg, verkauft sie, tauscht sie aus, verschreibt sie, verfüttert sie. Man entfernt sie durch Messen, Abnehmen, Spannen,

durch Abzählen, Rückwärtszählen, Berühren, Streichen, Abstreichen, Bedrücken. Man umgrenzt die leidende Stelle, bekreuzigt sie, spuckt sie an, spuckt aus, haucht sie an; man bläst die Krankheit weg; man leckt sie ab, wäscht sie ab, räuchert sie an. Man knüpft Knoten, bindet die kranke Stelle ab, zieht, schiebt den Kranken durch einen hohlen Baum oder eine Astschleife. Dazu gehört das Gesundbeten oder Abbeten oder Segnen der Krankheit.

Am häufigsten waren in älterer Zeit die Sympathiekuren gegen die fallende Sucht. Die berühmteste Anweisung, die sich im Breslauer Arzneibuche (R. 291 der Stadtbibliothek) findet und in die Grimmsche Mythologie S. 1124 Aufnahme gefunden hat, lautet:

Fur daz uallende ubel. Du salt warten swenne iz en an ge. so nim einen hirrinen riemen vnde bint im den umbe den hals di wile im we si vnde sprich. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so binde ich hie den sichtum dises menschen in disem knopfe. vnde nim den selben riemen denne vnde knupfe einen knoten dar an. Den selben riemen sal man denne binden dem siechen umbe den hals. vnde der selbe mensche sal sich denne enhalden uon dem wine vnde uon dem uleissche biz daz er kume da man einen toten man begrabe. da sal man den riemen losen dem siechen uon dem halse. vnde sal den selben riemen begraben mit dem toten manne. wan der selbe rieme sal dem toten geleget werden under di schulder. vnde sal einer sprechen der den riemen leget. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so begrabe ich mit disem toten des menschen sichtum. vnde disem menschen nimmer mer gewerre biz daz dirre lichnam an dem iungisten tage erste. mit den worten sal man den riemen begraben dem toten vnder der schulder. Ist der da nicht der den riemen des ersten umbe bant, so mac in ein ander wol losen abe, vnde begraben in als in iener tun solde. der sichtum gewirret nimmer mere.

Was hier aus dem 13. Jahrhunderte überliefert ist, wird in ganz entsprechender Weise im 16. Jahrhunderte in Breslau geübt; die Handschrift IV. F. 120 vom Jahre 1568 enthält neben einer Reihe anderer ausführlicher Sympathiekuren die folgenden kurzen Anweisungen zur Fieberbehandlung:

Nim die abgeschnittenen Nägel an händen und füssen, binde sie einem lebendigen Krebs auf seinen Rücken, wirf den Krebs also wieder in das fließe wasser. Den Krancken wirdt das feber verlassen und darvon gesundt werden.

Nihm die abgeschnitten Nägel an händen und füssen, begeuss sie mit seinem eigenen Urin, spinde sie zusammen in einen Baum, so wirdt Patient von dem fieber quittiret werden.

Dass allerhandt feber. Wenn sie lang gewehret, sol der haber wol gesotten curiren, wenn man denselben in einem Säcklein einen tag oder drey warm übern Magen legt und hernach einer Sau zu fressen gibt. So sol eine Spinne in eine Haselnuss eingeschlossen nud am halse getragen eine gewisse cur wieder dass feber sein.

Nihm die abgeschnitten Nägel eines patienten an händen und füssen, wirf sie in einen Omsshauffen, und diejenige Omss, welche dass Erste Bisslein, davon ergreifft und wils weg tragen, die nihm, und hänge sie an deinen hals, so wirdt das feber vergehen.

Wieder die Gichtschmertzen: sperre einen hausshan ein, und gib im sonst nichts als von deinem Tisch und Teller, wass du issest und Trinckest zcu Essen und zu trincken, kaue im auch selber die speise, so wirdt der Hahn die podagrischen Schmertzen bekommen, der Patient aber davon erlediget werden.

So sol auch wieder die podagrische Schmertzen dieses dienen: Wenn man die nägel an dem Schmertzhaften Ort abschneidet und einem frosch an den hals henget und wiederumb in die Lache läst springen, so sollen die Schmertzen vergehen.

Nihm des Kranken Streue, Lege ein Stücklein Neu Rindfleisch darein, koche es wol, wirfs hernach einem hungrigen hunde für. Wenn ers gefressen, so bekomt er die Gelbsucht.

Etzliche Magi kommen her und schneiden den Haaren die untersten Zipffel oder ende abe, bohren hernacher in einen weidenen Baum, der noch jung und wachssbar ist, ein Loch, stecken diese Haar dar hinein, pfropffen das Loch ausswendig wieder zu, und wie der Baum geschwinde fort wächset, also wachsen auch die Haar, will man aber, dass die Haare nicht mehr wachsen sollen, muß man den Baum umbhauen.

Wie sich die zünftige Wissenschaft diese alten Sympathiekuren in ihrer Wirkung zu erklären versuchte, zeigt eine Stelle bei dem Breslauer Haunold, der um das Jahr 1700 schreibt (Hs. R. 678, I S. 225 der Breslauer Stadtbibliothek):

Die Cura transplantatoria ist der Magneticae nicht ungleich und wird verrichtet, wenn man ein ander frembdes Corpus mit etwas von des Patienten Leibe, so eine Mumiam fomentalem bey sich hat, als Blut, speichel, Schweis, Urin etc. bestreichet, und Nachmahls entweder in die Erde vergräbt, oder in ein frisches gewächse einspindet oder auch einem unvernünftigen Vieh zu fressen giebet, da denn nach geschehener verfaulung, oder in dem Corpore animali veränderter Textur per digestionem

praeviam die Krankheit verschwindet und wenn es einem Vieh zu fressen gegeben worden, in des Viehes Leib gebracht wirdt.

Jeder, der einmal eine Hühnerwurzel 'versprechen' ließ, weiß, in wievielfacher Gestaltung solche Kuren heute noch im schlesischen Volke in Übung sind. Ein Bericht aus Niederschlesien über das Verspinden vom Jahre 1907 lautet: Mein Vater erzählt, daß noch heute in Zobten am Bober der Böttcherabend zweimal im Jahre abgehalten wird. Dorthin kommen Kranke, die einen Bruch oder einen Buckel haben. Ein alter Mann schneidet Keile und bestreicht damit in einer bestimmten Nacht die kranken Stellen. Dann gehen die betreffenden Leute mit dem Keile tief in einen Wald. In eine junge Eiche bohren sie ein Loch und schlagen den Keil hinein. Sobald der Keil mit dem Holze der Eiche verwachsen ist, soll auch das Leiden verschwinden.

Wie heute das Messen vor sich geht, mag aus dem folgenden Berichte einer Frau entnommen werden:

Im November 1897 wohnten wir in Görlitz, Rauschwalder Straße. Ich war an schwerer Blutarmut erkrankt, und ärztliche Hilfe schien vergeblich. Da wurde meinen Eltern dringend geraten, mich messen zu lassen. Um nicht als geizig verschrien zu werden und um kein Mittel unversucht zu lassen, bestellte meine Mutter die Frau. Sie war 70 Jahre und wurde die Batzenschulzen genannt, weil sie mit Braunkohlenbriketts handelte. Zuerst mußten wir ihr Kaffee und Kuchen vorsetzen. Als Entgelt bekam sie jedesmal eine Mark, damals ein halbes Tageslohn. Nach dem Preise durfte sie nicht gefragt werden, da sonst das Messen nichts half. Sie kehrte mit einem Handbesen den Fußboden, und ich mußte mich mit ausgebreiteten Armen, das Gesicht der Erde zugewandt, hinlegen. Nun maß sie mich mit einem in der Johannisnacht gesponnenen rohen Faden von Kopf bis Fuß und den Körper mit ausgestreckten Armen; dann auch den Kopf um die Stirne und um das Kinn unter fortwährendem Gemurmel im Namen des Vaters usw. Nach ihrer Meinung fehlte am Körpermaß eine halbe Hand. Beim zweitenmal war es weniger, und beim drittenmal stimmte es. Auch beim Kopfe stimmte es nicht. Hätte der Faden nur bis an die Ohren gereicht, dann wäre mir der Tod gewiß gewesen. Nun mußten wir die drei Fäden in einen Blumentopf vergraben und Hafer hineinsäen. Ging der Hafer mit Tautropfen auf, dann war die Genesung in kurzer Zeit zu erwarten; blieb er matt, so sollte sich die Krankheit hinziehen; kam aber ein roter Halm heraus, so sei das der Todeshalm. Jetzt mußte meine Mutter den Topf an fließendes Wasser tragen und ihn über den Kopf unter

Gebeten ins Wasser werfen. Wenn das Wasser den Topf zerstört haben würde, würde auch die Krankheit verschwunden sein. Wenn aber ein anderer Mensch den Topf an sich nähme, dann würde die Krankheit auf ihn übergehen.

Gelehrte Bestandteile der Volksmedizin. Was aus dem klassischen Altertume zunächst im deutschen Volke aus der medizinischen Gelehrsamkeit Eingang fand, waren die Heilkräuter, die mit den Klostergärten herüberkamen. Eine neue Welle ärztlicher Theorien und Praktiken strömte nach Deutschland, als aus den berühmten Hochschulen von Salerno (seit dem 9. Jahrhundert), Padua, Bologna, Montpellier und Paris, sowie seit 1348 auch aus der neuen Universität zu Prag Abhandlungen hervorgingen, die meist auf den Lehren des Hippokrates fußten. In unseren volkstümlichen Heilverfahren lebt vieles weiter aus jener hippokratischen Weisheit, wie sie etwa die Praktika des Meisters Bartholomäus enthält.

Die Temperamente. Den stärksten Einfluß hatte das in Montecassino um 1056 geschriebene Werk des Abtes Alphanus I. über 'Die vier Humore, aus denen der Leib des Menschen besteht'. Aderlaß, Bäder, Diät in Speise und Trank sind hiernach die wesentlichsten Mittel zur Bewahrung der Gesundheit. Die Grundlage aller Heilkunst wird die Lehre von den vier Temperamenten. Aus vier Grundstoffen ist der Mensch gebildet: dem warm-trockenen Feuer, der warm-feuchten Luft, der kalt-trockenen Erde und dem kalt-feuchten Wasser. Das warm-trockene Element überwiegt beim Choleriker, das warm-feuchte beim Sanguiniker, das kalt-trockene beim Melancholiker, das kalt-feuchte beim Phlegmatiker. Der Choleriker ist zornig, kühn, mager, gefräßig; der Sanguiniker gut, mäßig, wohlgemut, verträglich, einfältig, gesund, folgsam; der Melancholiker hinterlistig, zornig, gierig, furchtsam, traurig, neidisch; der Phlegmatiker züchtig, bedächtig, wenig kühn, starken Leibes, zeitig grau. Das erste Temperament gleicht dem Sommer, das zweite dem Frühling, das dritte dem Herbst, das vierte dem Winter. Indem der kleinen Welt des Menschenleibes das große Universum als ähnlich gebaut übergeordnet wird, erhalten die sieben Wandelsterne der alten Welt: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter

und Saturn einen glückbringenden oder unheilvollen Einfluß auf das Wesen und das Geschick der unter ihrer Herrschaft geborenen Menschen. Die Planetenzettel, die wir handschriftlich in Schlesien schon im 15. Jahrhunderte nachweisen können, und die heute noch überall bei uns verbreitet sind, erzählen von all diesen Zusammenhängen. Die Heilkunst des Mittelalters hing durchaus von der Temperamentenlehre ab. Die Volksmedizin der Gegenwart steht noch stark unter ihrem Einfluß. Wer seine 'Temperatur', seine rechte Mischung durch Erhöhung oder Herabsetzung des Grades seiner beiden Grundeigenschaften verlor, war krank. Wer etwa, anstatt im dritten Grade trocken zu sein, nur noch im zweiten Grade trocken war, mußte das richtige Verhältnis dadurch wiederherstellen, daß er sich den Saft einer Heilpflanze zuführte, die als im vierten Grade trocken galt und sich sonst mit seiner Humormischung deckte. So kam der Ausgleich zustande. Sache des Arztes war es, die rechte Mischung jedes Menschen zu erforschen und den eingetretenen Mangel und seinen Grad richtig zu beurteilen. Sache der Apotheker war es dann, einer der zahlreichen Medizinkrausen das Heilkraut zu entnehmen, das den Ausgleich bewirkte, oder mehrere von ihnen zur rechten Mischung zusammenzusetzen. Bei der Verwendung unseres Haustees beobachten wir oft die gleichen Vorstellungen, nur daß an die Stelle kunstgerechter Erforschung des Zustandes des Kranken die liebe Gewohnheit tritt, die den Ausschlag gibt bei der Auswahl des Gegenmittels.

Rezeptbücher. Die volkstümlichen Rezeptsammlungen der Gegenwart zeigen, wie schon die Sammelwerke des Mittelalters seit dem 12. Jahrhunderte, in ihrer bunten Verwirrung die Einwirkung der aus Toledo in lateinischen Übersetzungen neu eindringenden Werke der arabischen Heilkunst. Ein System ist da meist nicht mehr erkennbar. Die Überschriften eines schlesischen Rezeptbuches aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (Hs. III. Oct. I) werden eine Vorstellung davon geben, auf welche Quellen unsere volkstümlichen Rezeptbücher zurückgehen; im ersten Teile sind hier die folgenden Anweisungen zu finden: Scharfes Wasser zu machen; Rosenhonig; Zu stopfen das Gliederwasser; Salbe zur Heilung von Wunden, die

nicht narbig werden sollen; Ein gewöhnliches Kühlpflaster; Ein anderes und besseres; Für erkälteten Magen; Für die Hitze; Zum Abführen; Pulver zur Gedächtnisstärkung; Für das Mal der Augen; Für böse Augen; Für Aussatz; Weiße Salbe; Trank für Schmerzen; Für die Nägel, die ins Fleisch wachsen; Gegen die böse Sucht; Salbe gegen verbrannte Stellen; Augenwasser usw. Zum Schluß steht eine 'graue Salbe, berühmt aus den Hausmitteln des Grafen Chemnitz'; so suchte man damals schon lange für ein Heilmittel Stimmung zu machen, indem man anführte, daß besonders hochmögende Personen das Mittel ihres Gebrauches würdigten. Eine ähnliche Zusammensetzung zeigt das in Schlesien im Anfange des 18. Jahrhunderts stark verbreitete Hausarzneibuch: Freywillig aufgesprungener Granat-Apffel des Christlichen Samariters oder Aus christlicher liebe des nächsten eröffnete Geheimnisse vieler vortrefflicher bewährter artzneyen aus berühmter leibärtzten oder Medicin-Doctorn lang gepflogenen erfahrenheit von Der Durchlauchtigen Hertzogin, Fürstin und Frauen, Frauen Eleonora Maria Rosalia, Hertzogin zu Troppau und Jägerndorff, gebohrner Fürstin zu Lichtenstein etc. zusammengetragen. Samt einer Diaet, wie sich bey ieder kranckheit in essen und trincken zu verhalten. Wie auch einem neuen Koch-Buch, in welchem allerhand rare und denen patienten zu verschiedenen kranckheiten ersprießliche speisen vorgeschrieben werden. Leipzig, bey Thomas Fritschen. 1709.

Wie darin die Latwerge 'Electuaria' und Theriaca aussehen, wieviel alte Pflanzenheilkunst darin weiterlebt, zeigt die folgende Probe:

Ein guter hauß-theriac. Nimm entzian-wurtzel, alant-wurtzel, lorbeeren, schöne schwartze zeitige cronabet-, oder wacholder-beeren, iedes 8 loth, angelica-meister-wurtzel, iedes 4 loth, weissen diptam-bibenell-schwalben-baldrian-teuffels-abbiß-anhacken-natter-zitwer-wurtzel, iedes 2 loth, cardobenedicten-kraut, weinrauten-kraut, scabiosen, ehrenpreiß, tausendgülden-kraut, petonien-blätter, iedes eine hand voll, weissen ingber, langen pfeffer, pomerantzen-schalen, citronen-schalen, bibergeil, schöne rothe gold-myrrhen, mumia, aloe hepatica, campher, schönen saffran, storax liquida, cronabeth- oder wacholder-terpentin-öl, iedes

ein halb loth, guten alten starcken weissen wein 2 mäßlein. Dieses alles mache klein, so viel dir möglich ist, und siede es mit 5 pfund geläuterten schönen honig zu einer dicke. NB. Diese latwerge, theriac oder mythridat ist gut, wann sich ein mensch um das hertz-magen oder sonsten klagt und kranck ist, ihm darvon nach geduncken mehr oder weniger, nachdem er alt ist, einzugeben und darauf schwitzen lassen; ist auch gut auswendig zu gebrauchen, wann man magenwehe hat oder durchfällig ist, auf den magen aufzulegen.

Was die edle schlesische Frau einst zusammentrug, findet sich ähnlich heute in den Hausmitteln des 'sechsten und siebenten Buches Mosis' und anderen Volksbüchern wieder. Dagegen haben die grundstürzenden Neuerungen seit dem 14. Jahrhunderte, die Werke der Humanistenzeit, die Entdeckung des Blutumlaufs im 17. Jahrhundert und die Bakterienforschung der Gegenwart kaum noch merkbare Änderungen in unserer Volksmedizin gezeitigt.

Heilkundige. Ausgebildete Ärzte waren selten; in Breslau treffen wir den ersten, einen Magister Heinrich, im Jahre 1287. Barbiere, Badstübner, Chirurgen, weise Frauen, Schäfer üben neben Mönchen die edle Kunst. Allheilmittel, Balsame, Pflaster, die nach geheimgehaltenen Überlieferungen hergestellt werden, gehen noch heute im Volke wie einst um. Die Scheu vor dem Arzte und das Vertrauen, das man den Wunderdoktoren und ihren Pferdekuren entgegenbringt, erinnert an die gute alte Zeit.

Apotheke. Eine ältere Apotheke, die den wirksamen Eindruck auf die Kundschaft nicht preisgeben wollte, war ohne Skelette, Totenschädel und menschliche in Spiritus eingelegte Abnormitäten nicht gut denkbar. Retorten, Unmassen von Glaskrausen und Kräuterbündel gehörten zur Ausstattung. Merkwürdige Dinge galten als unerläßliche Zutaten zu wirksamen Medizinen. So wird noch heute mancher Drogenhändler einen Topf mit Schweinefett bereithalten, um den Ansprüchen des Volkes nach Dachsfett, Mückenfett und ähnlichen Heilmitteln entgegenzukommen. Und es ist nur eine wohlverständliche Verspottung solcher altertümlicher Vorstellungen, wenn heute jemand ein Kind in die Apotheke schickt, um Zwirnsamen, Storchsalbe oder gestampfte Provisorknochen zu verlangen. Mumien und Mumienextrakt waren noch im 18. Jahrhunderte

hochgeschätzte Heilmittel. Die Einrichtung der Apotheke ist von den Arabern zu den Spaniern und über Sizilien nach Italien gekommen; seit 1241 werden in Salerno Apotheker geprüft. In Trier wurde nachweislich schon 1214 eine Apotheke eröffnet; Wetzlar, Rostock, Konstanz, Münster, Breslau folgten.

Tracht

Kleidung, Wäsche und Schmuck der ältesten deutschen Schlesier. Über die Tracht der älteren Zeit geben uns die Wörterbücher des schlesischen Mittelalters insofern einigen Aufschluß, als sie eine bedeutende Anzahl von Ausdrücken für Kleidungs- und Wäschestücke, daneben auch für einige 'Posamenten' und Schmuckstücke enthalten. Dieser Wortschatz ist im wesentlichen am Ende des 14. Jahrhunderts der folgende (Hs. IV. F. 85):

Schroter 'sartor', schrotschere, gewantsnyder, gewantmecher; dreskamer, cleiderkamer; gewanthůs; nehe nolde.

Cleit, swarcz cleit, weis cleit, czorket 'Schleppkleid', kittel, weit nemschrock 'colobium, Unterkleid mit kurzen Ärmeln', schoub, rock, ermel; edeler lůte cleyt, alt vorsneten gewant, armer lewte gewete, eyn cleit bys uf den enkel, cźwefacht cleit = eyne ioppe, gewete hengende uf eyne seyte, juncfrowen mantel, mancher var gewant, slof rock, veder gewant, rock und mantel anenander, cleit mit czweyfachen ermeln, lynnen cleit, gesliczt gewant, halb lynwent und halb wollen gewant.

Gurtel, wullen gurtel, kinder gurtel, snur, goldein gurtel, bruch gortel, bygurtel 'marsubium', hubensnur; slewer, nonnen sloyer, lynnen ryse 'herabfallender Schleier', syden rise, slappe 'klappenartig herabhängende Kopfbedeckung', ruckelachen 'dorsale'.

Mantel, kappe, dunne somer mantel, vechel 'buntes Pelzwerk', glocke, schybelecht mantel, hulle tuch vel tischtuch (!), mappe 'mantile', snode cappe 'Einhülle'; weibes bruch, schurcze vel.

Vlessin 'flachsen', leynwet, leyn, lynnen tuch, leylachen, sweistuch, wischtuch, hanttuch, hantwel, twele, hadern, lappe.

Decke, kotcze, deckelachen, dreyvach decketuch, banck-lachen, tislachen, schurcztuch; enge lynnen hemde, kasel; eyn tept 'tapes', vorhang, gemolt vorhang, hungertuch 'das in der Faste vor das Altarbild gespannte Tuch', totentuch.

Wyndel, bynde, wyndelsnůr, buchbinde, armbinde, brust-binde, twinger, cziczenbruch.

Hantschu, socke, vustuch.

Scheitelbant, stren, czop, hawbe, hortuch, gestrickte hube, harbant, krancz, iuncfrowen hube; cleyder czyrunge, gesmide, halsbant, vorspanbant 'Schmuckbant', ketechyn, halsborte, rot borte, soum; gewant knospel 'villus', knouf, knote, knouffel; syde, sydeyn, syden geworcht, tewer syden gewant; scharlach, rot tuch; vorspan 'monile'. Erwähnt ist auch: smyncke, leyb-varwe, rot smyncke.

Mittelalterliche schlesische Tracht. Durch den Kampf, den die Kirche in Predigt und in Anweisungen für die Beichte gegen das Übergreifen des höfischen Kleiderluxus auf den Bürgerstand führt, sind wir einigermaßen über die Tracht des ausgehenden Mittelalters in Schlesien unterrichtet. Von der Tracht des Bauern erfahren wir nur ganz gelegentlich etwas; da wird zäh an alter Überlieferung festgehalten. So predigt um 1460 Lorenz von Neumarkt: 'Sie verkaufen die alten Kleider, die von Rechts wegen den Armen gehören, oder sie geben sie um Geld ihren Barbieren und Waschfrauen, oder sie arbeiten sie um. Da wird aus dem Kittel ein Umhang, aus dem Umhang ein Halstuch, aus dem Halstuche werden Schuhe und aus den Schuhen zum Schluß noch Socken. So nehmen sie den Armen ihr Gut, oder sie geben es den fahrenden Gesellen oder lassen lieber die Mäuse darin nisten und ihren Kram am Kleiderständer vermodern.' Die Tracht der Witwen ähnelt der Nonnentracht; auch in Schlesien gilt der Satz, daß Witwen halbe Nonnen sind. So heißt es in einer Predigt vom Jahre 1415: 'Die Witwe soll fleißig zur Kirche kommen; sie ist gleichsam zur Hälfte Nonne geworden. Das deutet das Gebende ihres Hauptes an, das zeigt die dunkle Farbe ihres Kleides und manches andere mehr. Sie soll allen weltlichen Vergnügen entsagen.' Was aus der geistlichen Literatur des

14. und 15. Jahrhunderts über die bürgerliche Tracht in Schlesien hervorgeht, läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: In vermutlich geringen Jahresabständen wechseln, wie auch heute, die engen Kleider, die die Körperformen hervortreten lassen und zu Schlitzung mit Fransenbesatz, sogar mit Glöckchenschmuck führen, mit faltigen und weitwallenden Gewändern ab. Der Schmuck bleibt im wesentlichen der gleiche; sein Gebrauch verbreitet sich aus den höheren Ständen in die Kreise des wohlhabenden Bürgertums: kostbare Leder- und Stoffgürtel mit Gold- und Silbermustern oder Metallbeschlag, Handtäschchen, die an der Seite hängen, Schnallen und Schleifen, spitze Form der Schuhe. Der Kopfputz entfernt sich immer mehr vom alten 'Gebende', das die Witwen noch tragen. Ins Haar geflochtene Seidenbänder, Metallstreifen, künstliche Kränzlein, farbenfrohe Schleier, aus Filz genähte turmartige Aufbauten werden weniger unter der Wirkung einer wechselnden Mode als nach persönlichem Geschmack gewählt und wieder aufgegeben. Die Modefarbe der Haare wechselt wie einst bei den Römern und seit Jahrhunderten bei den Franzosen zwischen goldgelb und brandrot. Perücke, Puder, Beizmittel und Schminke, besonders Bleiweiß, helfen nach; schwarze Augenbrauen, rosige Hautfarbe oder mattgelbliche Tönung des Gesichts gehören zum Modebilde der begüterten Frau, auch der Bürgerin. Der Siegeszug der Schleppe in die bürgerlichen Kreise ist bemerkenswert. Indes beharrt der Bauer bei der alten volksechten Tracht aus derbem Tuch. Die Kutte, der Umhang, das Halstuch, Tuchschuhe und Socken in schmutzbeständiger Färbung halten sich auf dem Dorfe immer noch. Von seiten der Kirche wird dem Eindringen der Moden in Bürgerkreise zunächst vergeblicher Widerstand entgegengesetzt; nur die klösterliche Tracht wahrt noch Züge früherer Kleidungsart, aber außer in der Witwentracht findet sie kaum Nachahmung. Schließlich macht auch die Geistlichkeit Zugeständnisse für die höheren wohlhabenden Stände und für gewisse Gelegenheiten.

Neuere Zeit. Auch im Ausgange des 18. Jahrhunderts sehen wir, wie die Tracht des Volkes von den Moden der Vornehmen abhängig bleibt und langsam aus der Stadt aufs Land übergreift und

dort die Kleiderformen wandelt, dabei aber selbst Zugeständnisse an den Geschmack der Landleute machen muß. In dieser Zeit tragen die Männer um Breslau eine weite dunkle, unter dem Knie schließende Hose, weiße Strümpfe und dunkle Niederschuhe, eine einreihig mit Knöpfen besetzte hochgeschlossene Weste und darüber einen langschößigen Rock; dazu einen breiten gekrausten Hemdkragen und einen flachen Filzhut mit breitem Rande. Die Frauen haben einen weiten Faltenrock, weiße Strümpfe und dunkle Niederschuhe, eine bunte breite Seidenschürze, dunkles Mieder, eine Jacke mit kurzen weiten Ärmeln, unter denen die mit engen Bändchen geschlossenen Hemdärmel sichtbar sind; ein breitrandiger Strohhut wird durch ein Band in einer Schleife unter dem Kinne festgehalten. In der Neißer Gegend tragen die Frauen um diese Zeit über dem Mieder einen pelzbesetzten bis fast zu den Knien reichenden Kragen; vor dem Mieder tragen sie einen dreieckigen goldgestickten und gestreiften Latz; ein Kopftuch wird mit den Zipfeln der Vorderkante im Genick festgebunden und fällt hinten herab. Bei den Oberschlesierinnen wird unter dem ausgeschnittenen Mieder der Hemdrand sichtbar. Umschlagetücher mit langen Fransen werden wie noch heute getragen. Männer und Frauen haben breitkrämpige Filzhüte, auch Kopftücher und am Rande mit Pelz besetzte Hauben. In die langschäftigen Stiefel der Männer werden die Hosen gesteckt, ebenso ein breites, den ganzen Oberkörper deckendes Umschlagetuch. Hauben sind schon früher getragen worden, teilweise eng am Kopfe anliegend mit einer in die Stirn ragenden Spitze. Trachtenbilder aus dieser Zeit sind im 'Breslauischen Erzähler' von Fülleborn erhalten; die Festkleidung beim Erntekranze (1800, 527); ein Breslauer Kräutermädchen (1800, 447); alte Breslauer Kräutertrachten (1801, 65); ein ländlicher Hochzeitsbitter (1801, 719); eine Breslauer Hochzeitsbitterin (1800, 671); ein ländliches Brautpaar (1801, 815); oberschlesische, Oppelner Trachten der Landleute (1802, 114); alte Trachten der Neißer Landleute (1801, 129). Im Anfange des 19. Jahrhunderts trägt der deutsche Bauer in Schlesien eine schwarze oder blaue Tuchmütze mit Pelz oder Krümmer besetzt. Ein Kattunschal war fest um den Hals zu einem Knoten gebunden. Eine Tuch- oder schwarze

Samtweste mit Überschlagkragen war durch eng aneinandergenähte Metallknöpfe geschlossen. Dazu kam eine kurze, bis zu den Hüften reichende blaue Tuchjacke mit herabgeschlagenem Kragen und hinten mit kleinen Faltenschößchen. Schwarze oder gelbe Lederhosen reichten bisweilen nur bis zu den Knien, sonst waren sie an den Knöcheln festgebunden und steckten in den langen Stiefeln. An Festtagen trug der Bauer einen schwarzen, hohen, nach oben zu etwas breiter werdenden Filzhut. Die Weste war dann aus buntgemustertem Samt oder Atlas und mit echten Gold- oder Silberknöpfen besetzt; die Hose war aus schwarzem Leder. Der einreihige, schwarze, blaue oder grüne 'Gottestischrock' aus Tuch hatte lange faltige Schöße, breiten Überschlagkragen und große silberne Knöpfe. Wenn man noch Kniehose trug, gehörten dazu lange Stiefel. Das Haar war in einen Zopf gebunden. Im Winter hatte man einen mit mehreren Kragen versehenen weiten Tuchmantel, den 'Koller', den ein großes Messingschloß zusammenhielt. Beliebt waren auch bunte, bestickte Schafpelze mit blanken Knöpfen. In der Hand trug der Bauer ein langes spanisches Rohr, das oben mit Silber beschlagen und mit einer bunten Seidenquaste verziert war. Das Hemd wurde im Nacken mit Bändern zusammengehalten, nicht vorn geschlossen. Das dem Verlobten von der Braut gefertigte Hemd hatte am Handgelenk bunten Besatz. Die Bauersfrauen trugen am Anfang des 19. Jahrhunderts ein schwarzes Samtmieder, das die kurzen bauschigen Hemdärmel hervortreten ließ. Sonntags wurde noch ein zweites, ein 'Oberhemd' getragen, das nur halblang und von feiner Leinwand, an den Ärmeln mit Spitzen geziert oder am Bunde bunt bestickt war. Um den Hals wurde ein buntgeblumtes Tuch von Kattun getragen, auch von Wolle oder Seide, dessen Zipfel vorn unter dem Mieder gekreuzt wurden; dazu gehörte ein Halsband. An die Stelle des Mieders trat später ein kurzes Leibchen, das mit Haken und Ösen geschlossen war und auf dem das Halstuch lag: Eine Spenserjacke schloß sich eng an den Leib an und war am Halse ausgeschnitten; die Ärmel waren meist am Oberarm gebauscht, an den Händen eng; entweder ging der Rücken nur in ein kleines Schößchen aus, oder das Schößchen reichte ringsherum. Eine sehr lange, weite, streifige

Schürze deckte fast den ganzen Rock. An Wochentagen wurde gewöhnlich ein roter oder grüner Friesrock getragen, Sonntags ein bunter Kattun- oder ein blauer Tuchrock, dazu weiße Strümpfe und schwarzsamtene Niederschuhe; an Wochentagen blaue Strümpfe und halbhohe Lederschuhe. Die Zöpfe wurden kranzförmig um den Kopf gelegt oder im Nacken im Knoten gerollt; die Haube bedeckte sie. Wochentags trug die Frau eine 'schnappige' Haube, deren Spitze oder Schnappe über die Stirn zur Nase reichte; sie war aus geblümtem Kattun, im Nacken mit einer Schnur zusammengezogen und hinten durch eine Bänderschleife geziert, während vorn zu beiden Seiten steifgestärkte Bänder herabhingen, die nicht gebunden wurden. Sonntags bei Besuchen wurde die Barthaube getragen, an der der 'Bart', zwei steifgestärkte Spitzen, herabhingen, die über der Brust durch eine bunte seidene Bandschleife zusammengehalten wurden; die Schnappe fehlte hier. Beim Kirchgange und bei Festlichkeiten wurde die 'Kappe' benutzt, die aus Damast oder Brokat war und deren Spitzenbesatz auf Drahtgestell das Gesicht überschattete. Zum 'Staate' gehörte auch das große feine Taschentuch auf dem Gebetbuche mit dem 'Richel' von Merumferum, Muskatblatt und anderen würzigen Kräutern. Als Halsschmuck diente an Wochentagen eine Schnur aus Glasperlen, Sonntags eine Granatenschnur. Die Ohrringe waren Schlangenringe oder kleine Henkelkörbchen. Die Mädchen hatten faltige, gebauschte Röcke, breite Schürzen, halbhohe Mieder, gekrauste Hemden mit weiten Ärmeln, deren Bündchen mit Schleifen gebunden und mit Spitzen besetzt waren; dazu Hauben mit in die Stirn tretenden Spitzen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die schlesische Tracht, wo sie noch auftritt, im wesentlichen die gleiche. Die Mädchen tragen etwa im Schmiedeberger Gebiete noch buntblumige Tücher gekreuzt über dem halbhohen Mieder; die Hemdärmel lassen die Hälfte des Oberarmes frei. Die Hauben werden vielgestaltig; Barthauben, Spangenhauben, Pelzhauben ändern ihre Form und ihren Schmuck von Ort zu Ort. Die Jacken der Männer werden in den Schößen kürzer.

Die Tracht der Gegenwart. Es ist nicht möglich, bei dem allgemeinen Schwinden der Trachten für ganz Schlesien gemeinsame Züge herauszustellen. Es genügt, die Kleidungsformen einiger von der Mode noch wenig berührter Dörfer zu kennzeichnen; aus dem Norden die von Hellmich beschriebene Tracht von Boyadel, östlich von Grünberg, aus Oberschlesien die von Bernatzky dargestellte Tracht des polnisch sprechenden Dorfes Sucholohna bei Groß Strelitz und die des deutschen Dorfes Schönwald bei Gleiwitz, die von Gusinde behandelt worden ist.

In Boyadel gibt es keine einheitliche Männertracht mehr. Vor 50 Jahren trug man eine lange dunkle Hose, hochgeschlossene, meist schwarz und rotgestreifte Weste und langen blauen Rock und im Winter den 'Koller'; dazu den steifen, hohen, geraden Filzzylinderhut mit kleiner Krempe und schmalem, schwarzem Bande. Heute tragen die Männer in der Arbeit eine kurze Strick- oder Wirkjacke, einreihig ohne Kragen und Holzpantinen. Die Arbeitstracht der Frauen ist heute ein faltiger, meist grüner Rock, ein enges Leibchen, eine lose, ein- oder zweireihige Jacke und eine dunkelblaue Schürze. Die Freude an bunten Mustern hat sich von früher her erhalten: grün, rot, gelb, schwarz, seltener braun und blau waren der Reihe nach die beliebtesten Farben zu der Zeit, als die Kleidungsstoffe noch in der Hausweberei entstanden. Selten sieht man heute noch die 'Einhülle', den kragen- oder mantelartigen Umhang, der aus einer langen Bahn, wie sie vom Webstuhle kommt, besteht, an einer Langseite eingeriegen und an einem Stoffbunde von etwa 50 bis 60 cm Länge und 10 cm Breite befestigt und mit Bindebändern versehen ist. Die Einhülle kann um den Hals und über den Kopf getragen werden; ihre Farben sind gern Rot mit Grün oder Gelb und schmalen, schwarzen Streifen. Im Kreise Brieg links der Oder trug man früher ein schwarzes ähnliches Kleidungsstück; in Bladen im Kreise Leobschütz ist die bunte 'Hülle' bekannt. Die Kopfbedeckung ist heute in Boyadel ein Tuch mit oder ohne Hut. Früher trug man Hauben, die aus einem eng anliegenden Kopf bestanden, über den eine besondere Stirnbinde kam; über diese wurde noch ein dreieckiges, zusammengelegtes schwarzes Tuch aus Taft mit festem Knoten über

die Stirn gebunden; die 'Maschen' mußten steif abstehen. Haube und Binde waren gewöhnlich aus gesticktem Tüll; in der Trauer war die Haube aus schwarzem Taft, auch mit 'Maschen'. Bei Festen wurde die 'Purrhaube' getragen, ein über der Stirn eingeriegenes Spitzentuch, dessen Zipfel frei über das Haar herunterfiel; an den Seiten hingen Seidenbänder, die im Nacken zusammengefaßt und dort mit künstlichen Blumen geziert waren; solche Blumen waren auch über der Stirn angebracht.

In Sucholohna bei Groß Strelitz trug früher der Landmann wochentags eine Hose von grober Leinwand, wie sie heute nicht einmal die Ärmsten tragen, und eine Jacke aus blaugefärbter Leinwand. Sonntags trug der Mann eine schwarze oder blaue Tuchhose, in die rote Biesen eingenäht waren. Die Jacke 'kamuzela', eigentlich 'kamizelka, Weste' genannt, war aus blauem oder schwarzem Tuch, eng anliegend mit zwei Fächerschößchen mit Knöpfen, vorn zwei Reihen Knöpfe und am Handgelenk an jedem Ärmel zwei Knöpfe. Dazu kam an Festtagen ein schwarzes oder rotes Halstuch, über das ein am Hemdkragen befestigter rotbestickter Leiwandkragen gebreitet war. Langschäfter waren dann die Fußbekleidung. Reichere Männer trugen einen Mantel, den man sich auch im Notfalle zur Trauung borgte. Die Hüte waren dunkelfarbig und aus Filz. Die Frauen trugen einst wochentags das Kleid von selbstgefertigter und blaugefärbter Leinwand und eine gleiche Schürze. Das Umschlagetuch 'obrus' war ein Stück Leinwand, das doppelt gelegt war und an den Seiten Fransen hatte und auch an Feiertagen als Tischtuch dienen mußte, woher sein Name 'obrus' stammt. Die verheirateten Frauen trugen als Kopftuch ein weißes Leinwandstück, dessen Ecken rot, blau oder schwarz gestickt und dessen Seiten mit Fransen versehen waren. Arme Mädchen trugen Häubchen von blumigem Kattun, reiche dagegen purpurrote Häubchen mit weißen oder blauen Blumen. Im Sommer ging man barfuß, bei festlichen Gelegenheiten in Lederschuhen, im Winter in Pantoffeln. Der Sonntagsstaat der Frauen und Mädchen war eine blaue oder schwarze Tuchjacke 'kabocik' und ein blaues Tuchkleid. Die Jacke lag eng an, hatte lange Ärmel und einen Tuchgürtel und am Rücken sechs

Fächerschößchen. Das Kleid war unten mit einem Belag von roter Farbe besetzt, das Leibchen dazu nach Art eines Mieders gearbeitet, aus schwarzem oder rotem Stoff, Samt oder Goldbrokat. Die Strümpfe waren mit Blumen bestickt. Zum Tanz wurde unter das Leibchen ein kurzes Hemd, 'kabotek, Jäckchen' genannt, mit Puffärmeln gezogen, die mit Stickereien oder Spitzen besetzt waren; auch am Halse war eine hohe Spitze, die über das rote, blaue, braune oder weiße Halstuch, 'Tibettuch' ragte. Dazu trug das Mädchen rote Strümpfe und schwarze Samtniederschuhe mit Schnallen. Heute ist die alte Tracht noch teilweise bei älteren Frauen zu finden. Junge Frauen tragen heute wochentags lange Kattunkleider, Sonntags solche von Wollstoff, Samt oder Satin. Die Mädchen haben heute auf dem Kopfe ein kleines Tuch von Wolle oder Seide, die Frauen eine weiße Haube mit bunten, zur Erde reichenden Bändern. Die Winterhaube hat einen grauen Pelzbesatz. Die städtischen Moden dringen schnell ein.

In Schönwald, dem in polnisch sprechender Umgebung seit 700 Jahren kerndeutsch gebliebenen Dorfe bei Gleiwitz, ist in der Tracht noch mancher alte Zug gewahrt, wenn auch die ausdruckslose Stadtkleidung überwiegt. Die hochgeschlossene Weste hat niedrigen Kragenrand und trägt 16 Knöpfe, gewöhnlich aus Perlmutter, zweireihig angeordnet. Die kurze schwarz und violett oder schwarz und weinrot gekastelte Jacke hat einen Umlegekragen und zwei Reihen Knöpfe. Die Jungen gehen im Sommer ohne Jacke in langärmeligen dunkelroten Flanellhemden. Die Männer tragen Langschäfter. Früher war die Pelzmütze und im Sommer ein niedriger Tellerhut aus Filz üblich. Zum 'Staate' gehörte ein langer, schwarzer Tuchmantel mit hohem Umlegekragen. Die Burschen trugen dafür eine ziemlich lange, schwarze Tuchjacke, die 'kamséle', die hinten zwei Schößchenfalten, vorn zweimal sechs Porzellanknöpfe in zwei Reihen angeordnet zeigte. Auch ein hellgrauer, unbezogener, mit dem Leder nach außen gekehrter Schafpelz wird noch heute getragen; Kragen und Ärmelaufschläge sind von schwarzem Schaffell. Bei der Frauenkleidung ist das früher getragene, aus gröbster Leinwand gefertigte Unterhemd nicht mehr üblich; es wurde mit dem

weißleinenen Oberhemd durch das Mieder festgehalten; heute ist das Hemd aus einem Stück. Auch die roten Frauenstrümpfe mit ihren zahlreichen Querfalten sind nicht mehr gebräuchlich, ebensowenig die schwarzblauen Samtschuhe mit grünen Bändern. Das weiße Leinenhemd hat kurze Ärmel, die mit rotem oder grünem Bändchen zusammengebunden werden. Über dem Hemd wird das an den Hüften etwas wulstige Mieder getragen; darüber die kurze Jacke 'flente'. Ein Vormachtüchel wird über das Mieder gelegt und mit den Zipfeln zwischen Mieder und Rockrand befestigt. Beim Ausgange wird die langärmelige, sonst kurze Flente, im Winter der Faulenzer angezogen. Oben am niedrigen Kragen ist die Flente zugehakt, dann so ausgeschweift, daß man Vormachtuch und Mieder sieht. Der Faulenzer gleicht der Flente, ist aber stärker gefüttert. Der weite, faltige, zu den Knöcheln reichende Rock ist meist schwarz. Der Festtagsrock hatte früher einen 4 cm breiten ziegelroten Tuchrand; heute tragen ihn noch die Braut und die Brautfrauen. Über den Rock kommt die lange, dunkle Seiden- oder Samtschürze; blaue Farbe wird gemieden; nie sieht man Gelb. Statt der Flente wurde an Festtagen die Faltenjacke getragen; sie ist länger, an der Taille eingezogen, vorn unten glatt und hat hinten sechs Falten. Sie war aus schwarzem Tuch mit rotem Rand und vorn bis zum Halse mit rotem Streifen. Im Winter trat an ihre Stelle das 'Pelzchen' aus graublauem Tuch mit rotem Rand, Pelzfutter und Pelzbesatz. Die Frauen trugen eine eng anliegende Haube aus weißer Leinwand; das Haar war eng um den Kopf gewickelt. Um die Stirn wurde über die Haube die 'Borte', ein weißer Streifen aus feiner Leinwand, gelegt, die mit bunten Fäden oder Goldblättchen benäht war. Über die Haube kam die weiße 'Kapitze' mit gekrauster Spitze. Hinten, in der Mitte und vorn hingen bis unter die Taille je zwei breite Bänder, die mit bunten Blumen und Blättern verziert waren. Über die Kapitze kam in kühler Jahreszeit und bei Hochzeiten die gewöhnlich rotseidene Mütze, die breiten Pelzbesatz und rote und grüne, vorn und hinten herabhängende Bänder hatte. Im Sommer trugen die Frauen früher an hohen Kirchenfesten das weiße Kopftuch, das die Mädchen das ganze Jahr trugen; ein kunstvoll um den Kopf

gefaltetes Glanzleinwandtuch, dessen schwarze Eckstickerei nach hinten fiel und dessen Spitzenrand den Hinterkopf bis an die Ohren umrahmte. Bei den Mädchen lag es auf dem bloßen Kopfe, bei den Frauen über der Kapitze. Die weiße Glanzleinenhaube gehörte auch zur Trauertracht. Die Zöpfe fallen bei den Mädchen und Frauen heute lang herab, früher nur bei den Mädchen. Heute genügt den Mädchen und Frauen eiu schwarzes Kopftuch mit blumiger Kante; im Winter sieht man noch die Mütze der Frauen unter dem Kopftuche mit ihrem schmalen, grauen Pelzbesatze.

So muß man heute sagen, daß Schlesien arm an Trachten ist, wenn man unter Trachten Bilder versteht, wie sie bei Trachtenfesten zusammengestellt werden. Es würde aber leicht sein, von Trachten zu sprechen, wenn jemand etwa bei Gelegenheit von Wallfahrten in katholischen Gegenden die Kleidung der einzelnen Dörfer nebeneinander und die Kleidung der älteren und der jüngeren Gruppen auch innerhalb des gleichen Dorfes beobachten wollte. Da würde auch sofort dem Irrtum der Boden entzogen, als ob Tracht etwas Unveränderliches oder wenigstens für lange Zeiträume Feststehendes sein müsse; denn solche Bilder des Dorflebens zeigen, daß jede Tracht heute und einst dem Geschmack der höheren Schichten folgt und nichts anderes ist als der Ausgleich zwischen den ursprünglicheren, gröberen ästhetischen Vorstellungen des Volkes und dem raffinierteren Geschmacke der gebildeten Schichten. Nur kommt bei diesem Ausgleiche die gleichmäßigere seelische Verfassung des Volkes wieder zur Geltung, der Geschmack des Dorfes ist in den Einzelwesen einheitlicher, und so drückt die Kleidung des Dorfes immer noch die wesentlich gleiche seelische Haltung der Bewohner aus, während die Stadt und die führende Oberschicht innerlich stärker voneinander abweichende Einzelwesen umfassen, so daß die Kleidung auf den Sondergeschmack dieser einzelnen Träger zugerichtet ist, mannigfacher wird, ein einheitliches Gepräge seit langem undenkbar macht und viel stärker als auf dem Lande dem Wechsel unterworfen sein muß. Bei einheitlicher seelischer Haltung ist auch die Tracht entweder leicht zu wahren gewesen, wie im Heere oder in den Klöstern,

oder es hat sich fast von selbst eine neue Tracht herausgebildet, sobald eine gleiche Gesinnung gepflegt worden ist, wie in der Wandervogel- und Jugendbewegung. Das bewußte Festhalten an Trachten läßt in der Tat einen Schluß auf die Stärke sozialen Gemeinschaftsgeistes im Volke zu, wie die naive Bewahrung alter Trachten auch anderseits ein Zeichen geringen Eigenlebens der Träger sein kann.

IV

Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Waffenspiel

Landwirtschaft

Aus dem Wortschatze der ältesten deutschen Bauern Schlesiens. Die deutschen Bauern wurden nach dem Oderlande gerufen, weil sie den Slawen wirtschaftlich weit überlegen waren. Leider fehlen uns alle eingehenderen Nachrichten über die Einrichtungen und Wirtschaftsführung der neuen deutschen Höfe. Wir sind auch in diesem Falle auf das Bild angewiesen, das wir uns aus dem Wortschatze der mittelalterlichen Wörterbücher, soweit die Landwirtschaft darin berührt wird, von der Gehöftanlage, dem Ackergerät, dem Feldbau und von Viehzucht und Milchwirtschaft zusammenstellen können. Diese Wortgruppen geben eine wertvolle Unterlage für alle Vergleiche, die mit der Wirtschaftsführung der schlesischen Bauern von heute vorgenommen werden. Aber es muß auch hier berücksichtigt werden, daß die folgenden Wortreihen ihre Erhaltung dem lateinisch-gelehrten Studium, also einem Zufalle verdanken und somit kein lückenloses Gesamtbild von der Fülle des alten Bauernkulturgutes erwartet werden darf. (Hs. IV. F. 85):
Dorf, dorfelyn, dorfhere 'villicus', dorfvorsteunge 'villicacio', ackirman, gebuwir (auch gleich: buve, ribaldus) (bawman, dorffman, hofeman, veltman, waltman, bruchman, Hs. I. Q. 103 um 1480), gertener, gartenhuter, scheffer 'procurator', seher 'sator', sneter, austman, dorfnarre 'ruralis', gebewrisch 'rusticus', eynveldikeit 'rusticitas'.

Czehende czyns 'decima', geschos 'exaccio', iarczins, ingelt 'redditus'.

Vorwerg 'heredium, dotalicium', wedeme 'dotalicium', bodem, grunt 'fundus', erbe, besiczunge 'sors', hofestat, myst, môt.

Tenne von czygel, tenne in der schune, kornhus, speicher, ouenstabel 'fenile, Auenstadel', heuschune.

Ackir, ackerwerck 'rusticacio', velt, bete landis 'convolucio XII sulcarum', hube 'mansus', hubener 'mansionarius', morgin

'iuger', reyn, zelege 'bestelltes Feld; der 3. Teil bei der Dreifelderwirtschaft: aratura', rewte 'urbar gemachtes Land', grazehof, grunestat, erwesgarte 'Erbsenfeld', rosengarte, czun; (bawmgart, worczegart, wesze 'pratum', rasse 'cespis', Hs. I. Q. 103).

Pflug 'aratrum'; weller, erdenklos 'gleba', vorch 'sulcus'; pflughoubit 'buris', pflugstercze 'stiva', rister, pflugschar, sech 'vomer', eyde 'rastrum, erpita', eydeczinke, yserinne eide, reche eide 'irpex'; grabescheit 'fossorium,' bicke 'Spitzhacke', grabescheytysen, geithysin 'sarculum', (spate Hs. I. Q. 103), houwe 'ligo', anhouwe 'sictrum'; sichil, sichelyn, senze, reche, gabel, korngabel, vlegil, schufil 'pala', ysin schufil 'vanga', worfschufil 'vannus, ventilabrum', swinge 'festucalium', swyngen 'exfestucare'; hechel, prickel 'striga'; radeber, schubkarre, trageber, mystber, iochalm 'Tragjoch', grendil; holczwinde, aytwinde, knorre 'vortex'.

Getreyde, sat, som, weze, rocke, gerste, herse, spelt, grune sat̊, aust, sned, garbe, eher, eher leser, ayne 'Spreu', clyen 'furfur', treber 'siliquie', korn 'legumen', smalsat 'kleine Feldfrüchte, Gemüse'; wickengemenge; wolvesschoten 'lupinus', hulse (der Erbsen); rase, torf, hew, grummat; schober; schoche 'aufgerichteter Heuschober'; scheffel, strich 'modius', strichholcz (zum Maßabstreichen beim Kornmessen), anderhalf scheffel 'saccum'.

Appel, appelboum, appelschale, appelhoupt, appelmarckt 'Fleisch', holczappel, parysappel 'malogranatum', susze appel, rot appel, appelmus; pflewme; pfroppreys 'surculus'.

Rust, meltow 'rubigo', hagel.

Breme, dorn, pusch 'rubus', puschecht 'rubetum', reysecht 'virgultum', ruteleyn 'virgula'.

Rozhirte, rostuscher, pherdestal, rosgarte; pfert, wilt pfert, hengist, stutpfert, stud, vuln, vole, mere, kobel, strincze 'equa', ros, urs, czelder, zomer 'saginarius', laufer, dreber 'buncinus', satelpfert, wagenphert, eidenpfert 'Pflugpferd'; pherdehor, moen 'Mähne'; rocz, roczig.

Sewhirte, swinhirte; swyntrog, koben, sewcowen 'hara'; swein 'scrofa', saw 'sus', nunnet swyn, nonne 'sucula', eberswin,

borg, ungeleicht borg, ber 'verres', varch 'porcus', verkel, verkelyn, swynlyn; sewdreck, sweinslaus 'sya', vinne; gemest, vet 'saginatus'.

Mulhirte, esilhirte, ezel, ezelchyn, swarcz vel jung ezel 'pullus'.

Kuhirte, rinderhirte, hirtenkule, hirtenstap, hirtenhaus, hirtensang, pfeyfe, ror; stal, stalknechte, rinderstal, rinthus, ochsenstal; krippe, ochsenkrippe; vyh trift, kuweide; quot 'lutum', quotig; vihe, grosvy, cleine vihe, stoszende vihe, hornlos vihe; rintvihe, ochse, iungochse, varre, ochseleyn, wesent, rammel, ster, iochig ochse; ku, kuleyn, unfruchtber kw 'taura', weise, berselein 'invenca, Verse', kalbe, kalb; kudreck.

Schefer, schafhirte, schofhus, schofstal, schafkrippe; schofscherer, scherynne, schere haws, schofscherunge; schof, halb schof halb czege 'nebris', schefeleyn, lamp, lemcheyn, schepcz, ster, hammel, vezel; scheffen kumpest 'biblimen, Milch nach dem Werfen'.

Czyginhirte, czegenstal, wilde czege, czege, czegengeis, bock, ein hornig (hornecht) boc, buckeleyn, czegelein, czickel; czegenfel.

Milch, melkvas, gelte, syge 'tola', seykorp 'sudibulum', byst 'Milch nach dem Kalben', molken, molkenspise 'lacticinia', roum 'Rahm', putirmilch, putir, putirvas, putirschibe 'Butterschale', kese, kesewassir, kesenap, kesekorp 'squalus', twarck.

Bene, weisel, beenstock, benengarten, honigseim, czeideler.

Der Pflug. Das älteste Pflugwerkzeug Schlesiens war der schlesische Ruhrhaken mit Vordergestell und herzförmigem Schar, das aus Eisen war, während alles andere aus Holz war. Der Ruhrhaken wurde noch Ende der sechziger Jahre vielfach zur Bodenlockerung und zur Beseitigung von Wurzelunkräutern, auch beim Hackfruchtbau benutzt. Auch heute noch ist er in einzelnen Kleinbetrieben anzutreffen. Dem Ruhrhaken folgte der schlesische Pflug mit Vordergestell und eisernem Haupt, hölzernem, steilstehendem Strichbrett und zwei Sterzen. Dieser Pflug ist wiederum verdrängt worden durch den flandrischen Pflug, den Schwingpflug und manche andere neue Patentformen. Im Gebirge arbeitete man in den sechziger Jahren mit dem Sprunghaken und in den Vorbergen mit dem Wendepfluge.

Jahresarbeit der Bauern. Bauerngüter bleiben meist in der Familie; Stellenbesitzungen sind häufiger dem Besitzwechsel unterworfen. Aber ehe der Kauf geschlossen wird, geht ein langes Handeln und eine peinlich genaue Besichtigung des Anwesens voraus, die alle Schäden aufdecken und den Kaufpreis herabdrücken soll. Um eine Wirtschaft von dreißig Morgen mit 2–3 Kühen, Kalbe, Kalb, Ziegen und zwei Schweinen zu besorgen, müssen die Kräfte des Besitzers und seiner Frau ausreichen. Die Arbeit, die somit täglich das ganze Jahr hindurch geleistet werden muß, ist hart und erfordert Entschlußkraft und Umsicht und nicht zuletzt ein festes Gottvertrauen bei all den Fehlschlägen, die im Kleinbetriebe unvermeidlich sind. Jeden Abend, solange es Grünes gibt, geht's hinaus in den Grasegarten zum Futtermachen. Der Mann dengelt die Sense; Dengelhammer, 'Dengelkletzla', Wetzkitze und Wetzstein fehlen in keiner Wirtschaft. Der Strich im Garten wird abgehauen; die Frau holt das Futter mit Rechen und Korb in den Stall und verteilt es an das Vieh. Solange das Vieh frißt, geht die Frau mit Gelte und Schemel von einem Stück zum anderen melken. In der Heuernte bringt die Frau das Frühstück heraus und hilft mit dem Rechen die Grasschwaden zerstreuen. Nachmittags bringt sie die Vesper und schobert am Abende das halbdürre Gras in keuligen Häufchen. Am nächsten Tage wird das Gras wieder zerstreut, mehrmals gewandt, bis es trocken ist. Dann wird auf den Leiterwagen geladen, eine Armvoll 'rum', die andere 'num', die dritte in die Mitte. Der Wiesenbaum hält das Heufuder zusammen. Die Kühe bringen es heim. Dem Heudärren folgt das Düngen. Die Frau macht den Mist mit dem Misthaken locker und lädt mit der Gabel den Bretterwagen voll, trampelt ihn tüchtig ein, häuft einen Haufen darüber und schlägt ihn mit der Mistplatsche fest. Je besser der Mist in der Grube mit 'Oadelt' begossen war, desto leichter ist die Arbeit. Der Mann fährt auf den Brachacker, die Frau breitet den Mist aus und reißt die Klumpen auseinander. Dann pflügt der Mann die Brache um. Daran reiht sich der Kornschnitt. Da heißt es den Rücken gut einschmieren. Der Mann mäht die Schwaden, die Frau rafft eine Armvoll nach der andern ab und legt das 'Gelege' zum Trocknen

hin; das geht über die Hände; die Disteln stechen. Heute stellt man meistens das Korn sofort in Garben zu Puppen. Ist das Getreide trocken, so wird aufgeladen und eingefahren. Wird es unterwegs naß, so kann man es nicht in den Raum neben der Tenne, den 'Bansen' schichten; es muß auf dem Sparrenwerke des Scheunendaches, den 'Bändern', nachtrocknen. Hafer verträgt Feuchtigkeit und kann bei Regen gehauen werden. An die Sense wird eine Haselrute als Bügel 'Biegala' gesetzt, damit die Schwaden gleichmäßig fallen; der teilweise übliche Rechen an der Sense, das Gerüst 'Geriste', macht sie viel schwerer und schlägt zu viel Körner aus. Regnet es zu lange, dann wächst das Korn in den Puppen aus und der Hafer wird schwarz. Ist die Nachreche vorbei, dann ist es ein Recht der armen Gemeindeinsassen, Ähren 'klauben', 'ähren' zu kommen. Das Einfahren ist gefährlich und will gelernt sein. Das Leitseil 'Leistel' muß festgehalten, die Sattelkuh muß immer wieder eingehalten, die Handkuh angetrieben werden, sonst ziehen sie nicht gleich. Dann wird das Kornstoppel gestürzt, das Haferstoppel mit der 'Pferdehacke' aufgerissen. Indessen sind die Kartoffeln reif; die verfaulten, von Würmern angefressenen werden beim Herausmachen sofort beiseite getan; die kleinen Kartoffeln werden für die Schweine ausgelesen. Nun wird das Grummet gehauen. Zuletzt kommen die Rüben dran. Dann setzt die Herbstbestellung ein. Der Kornacker wird gewandt; im Busche wird Streu gerecht und auf dem Leiterwagen eingefahren. Die Wiesengräben müssen in Ordnung gebracht werden, sonst sauert das Gras. Der Herbst bringt das Dreschen. Ein paar Garben werden auf die Tenne geworfen, nebeneinandergelegt, aber nicht aufgebunden und mit den Flegeln an dem Ährenende geschlagen, bis alles leer ist. Dann wird das Bindseil aufgebunden und die Garben mit dem Rechen an den Tennwänden entlang aufgebreitet. Jetzt werden die harten Halme gedroschen, dann gewendet und die weiche Seite wieder überdroschen, dann wird das Stroh glattgeschüttelt und in Schütten gebunden. Das Gemüll wird aus den Körnern gerecht, mit dem Besen abgekehrt und ausgesiebt. Die Körner werden zum Haufen oder Beet zusammengehäuft. Vor der Einführung der Worfelmaschine mußten die

Körner im scharfen Windzuge geworfelt werden, daß die Spreu fortflog, und auf der 'Faije' vollends vom Staube und Sande befreit werden. Beim Dreschen ist der Takt eine große Hilfe; man soll nicht vorklappen und nicht zu spät kommen. Bei der schweren Arbeit gibt es zum Frühstück warmen Branntwein. Wenn man genug Dreschstroh hat, wird das übrige auf der Maschine gedroschen. Im Winter wird das Hofgerät in Ordnung gebracht; da ist der Mann sein eigener Stellmacher; die Zinkeneggen 'Aida', die Stemmleisten, die auf den Wagenachsen ruhn und die Leitern stützen, die 'Leuchsen', Radwern, Deichseln und andere Teile werden im Hause hergestellt und ausgebessert. Auf der Siedelade wird die Siede fürs Vieh geschnitten. Und solange das Leuchtöl noch zu teuer war, mußten auch die Schleißen für die Kienspanbeleuchtung geschnitten werden. Der Frau bleibt im Winter auch das Federschleißen. Kommt der März, dann wird der Busch besorgt; die Heide und das Beerenkräutig wird abgeräumt, um den Bäumchen Raum zu schaffen. Die trockenen Äste werden zu Reisigbündeln zerhackt, und Brennholz wird ausgeschnitten. Dann wird Mist gefahren. Die Steckkartoffeln werden zerschnitten. Garten und Wiese müssen geräumt werden. Dem Kartoffelstecken folgt die Hafersaat. Der Same wird mit der Pferdehacke und den Geiereiden eingegeiert. Ein paar Tage später kommt der Kleesamen darüber, der auch leicht eingeeggt wird. Für die Rüben wird schon im Herbste gedüngt, nachdem das Wintergetreide gesät worden ist. Im Frühjahr kommt auf das Rübenfeld kräftiger Dünger, der gut eingearbeitet wird. Dann werden die Furchen mit dem Kartoffeljäter, einem Häufler mit seitlichen Jätzinken, gezogen und in eine Rille oben werden die Rübenkörner gelegt, mit dem Rechen zugerecht und leicht festgewalzt. Die jungen Pflanzen werden sauber gejätet, behackt und dann 'verzogen', d. h. die überflüssigen Pflanzen werden entfernt. In schlechten Gegenden herrschte bis ins Ende der sechziger Jahre noch die Dreifelderwirtschaft; bessere Gegenden waren auch im Kleinbetriebe zur vier- und sechsfeldrigen Bebauung übergegangen.

Dreschreime. Die schwerste Arbeit bleibt das Dreschen. Die Nachbarn helfen sich dabei auch gegenseitig aus, und so kann der

Ring der Drescher auf 5, seltener auf 6 oder gar 7 Personen anwachsen, während anderseits nur ganz selten ein einziger drischt. Von selbst stellt sich bei der Arbeit der Rhythmus ein, der über die Mühe hinweghelfen soll. Diesem Rhythmus entsprechen die in ganz Schlesien verbreiteten Dreschreime. Wenn einer drischt, klingt es hart: Brut, Brut, Brut! Bei zweien ruft es: Kummt halft! Kummt halft! Bei dreien hört man: Kocht Flääsch zu! Bei vieren: Kucha backa, Kucha backa! Bei fünfen: Hulzäppelpappe. Bei sechsen: Naamt a Book beim Schwanze! Bei siebenen fliegt der Rhythmus: Der Teiwel sitzt uff der Tennwand!

Viehwirtschaft. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind auch die Kleinbetriebe zur Stallfütterung übergegangen; bis dahin wurde das Vieh auf Hutungen, Wiesen, Raine getrieben. Von Pfingsten an holte der Gemeindehirt das Vieh am Morgen ab, abends bogen die Tiere wieder von selber in ihre Ställe ab, wenn die Herde auf dem Dorfwege zurückkehrte. Jetzt wird das Vieh nach der Ernte früh und noch einmal nachmittags ausgetrieben. Der Kuhjunge ruft dabei sein schallendes Hoaraus! hoaraus! und bei der Rückkehr: Haorei, hoarei, hoo! Von den Kühen hat wohl jede ihren Rufnamen; die schwarze Kuh heißt 'Murla', die bunte 'Ziere', die graue 'Pommer', die rote 'Kruune', die weiß und farbige 'Bliemel'; dazu kommen: Blässe, Schecke, Weißkoop, Brätschadel. Die Pferdenamen sind nicht so vielseitig, meist: Liese, Moritz, Schimmel. Die Hunde heißen Fidel, Fido, Murle, Bello, Schnauzel, Lump, Treu, Fips, oder sie haben Namen aus der ehemaligen Mode der vornehmen Gesellschaft: Molli, Terri, Barri, Spitz, Prinz, Mars, Sultan, Türk, Tell, Karo, Annie, Kolli, Zenzi, Diana, Renz, Rolf, aber auch andere neuere Phantasienamen. Die Namen zeigen, wie eng der Bauer mit seinem Vieh verbunden ist. Beim Füttern und Besorgen heißt es: Erst das Vieh, dann die Menschen. So soll der Gast beim Betreten des Stalles Glück wünschen. Eine eigene Lock- und Scheuchsprache hat sich dem Federvieh gegenüber ausgebildet. Die Gänse werden mit 'Wullewullewulle' gerufen und mit 'Hutschnaus' verjagt; die Enten hören auf 'Watschwatschwatsch'; die Hühner auf 'Puttputt' oder 'Tschieptschiep' und werden mit

'Schuchnaus' vertrieben; für die Tauben gilt 'Tiesla ties ties!' Besonders persönlich ist das Verhältnis des Bienenvaters zu seinen Bienen. Die Bienenstöcke zeigen teilweise die Form von Menschengestalten in volksmäßiger Schnitzarbeit und Bemalung. In weiten Gegenden Schlesiens wird dem Viehe, besonders den Bienen, der Tod des Hausherrn angesagt, sonst gedeiht das Vieh nicht mehr, und die Bienen ziehen fort.

Milchwirtschaft. Die Milchwirtschaft ist das Arbeitsfeld der Frau. Das Melken muß zeitig gelernt sein; der Melkschaum muß handbreit in der Gelte stehen. Sauberkeit ist nötig; die Striche am Euter müssen reingewaschen werden, sonst schmeckt die Butter nach dem Stalle. Die Milchgelte darf nicht mit Wasser ausgeschweift werden, sonst verdirbt die Milch. Der Rahm wird kühl gehalten, ehe er ins Butterfaß kommt. Entrahmen und Butterschlagen besorgt heute meist die Maschine. Die Butter wird gut in Wasser durchgeknetet, 'ausgewaschen', gesalzen, mit Wasser begossen und nach ein paar Stunden wieder ausgewaschen. Quarg wird von süßer Milch oder frischer Buttermilch gemacht. Die Buttermilch wird auf der Platte angewärmt, da labt sie sich von selbst. Der Milch wird Labessenz zugesetzt; dann kann sie in 2 bis 3 Stunden in ein Leinensäckchen gegossen und in der Quargquetsche trocken ausgequetscht werden. Ziegenkäse wird sofort nach dem Melken aus der Milch mit Labessenz gemacht; nach ein paar Minuten schon gießt man die gelabte Milch in ein großes Sieb, den 'Durchschlag', wo Molken und Käse geschieden werden. Mit der Hand oder der Form werden dann Keulchen oder viereckige Stücke gepreßt, die trocknen müssen und dann in einem zugedeckten Topfe alt werden.

Bauernregeln. Ein eigener Kalender regelt die Bauernarbeit. Der Landwirt versteht sich aufs Wetter, von dem ja das Gedeihen seiner Arbeit abhängt, besser als der Städter. Eine Reihe von Anzeichen sagen ihm, was er von der Ernte zu erhoffen hat, und wie er seine Arbeit einteilen muß. Die alte Bauernweisheit ist vielfach in kurze Merkverse zusammengefaßt, die durch die Kalendermacher und ihre 'Praktiken', die Hauskalender, teilweise Gemeingut ganz Deutschlands geworden sind, zum Teil aber auch den

Landschaften als Eigengut verblieben. So heißt es in Schlesien: Wenn am Heiligen Abende viel Sterne am Himmel stehn, gibt es im nächsten Jahre viel Eier (Kattowitz). – Soviel im März die Nebel streichen, soviel sich im Sommer Gewitter zeigen. – Järgataag brengt a Vaspersaak, Michel trät a wieder häm. – Wie's Waater zu Medarde hält, sella Waater ei die Ernte fällt. – Simon un Jude, hoste beese Schuhe, schoff der gude! – Regnet es am Siebenschläfer (27. Juni), dann regnet es sieben Wochen lang. – Peter un Purzel bricht 'm Korn die Wurzel. – Michael gesäet ist nicht zu früh und nicht zu spät. – Sankt Elisabeth (19. Nov.) sagts an, was der Winter für ein Mann. – Weihnachten im Schnee, Ostern im Klee. – Wenns an Lichtmeß stürmt und schneit, ist das Frühjahr nicht mehr weit. – Abendrot fällt in den Kot; Morgenrot bäckt hartes Brot.

Bauernleben im altschlesischen Sprichworte. Unter den mittelalterlichen schlesischen Sprichwörtern zeichnen sich die aus der Bauernwelt entstammenden durch ihre Anschaulichkeit und ihre treffliche Lebensweisheit aus. Sie zeigen uns auch die sozial mißliche Lage des Bauern den Herren gegenüber und die geringe Schätzung, die der Bürger der derben Lebensart des Bauern entgegenbringt. So heißt es: Herren wullen ungestrofft sin. – Mit hern ist boze kirschen essen. – Geloben ist herrisch, ader halden ist geburiss. – Der do schmert, der fert. – Her bynt dy schu mit baste, der sy beczalen mů̊ß (Gedanke: Die Herren dagegen schnüren sie mit seidenen Riemen). – Das ist eyn ackertrappe, vel: Das ist eyn rechter ackertitze. – Fare schone yns dorff, dy pawer synt truncken. – Ryngel, zu den schoffin! (So ruft man dem Schäferhunde zu.) – Eyn itzlich hirthe lobit seyne kewle. – Y mehr hyrten, y ůbeler gehut. – Als der hirtte ist, alzo seyn och dy schoffe. – Eyn eyne schewne gehort hew. – Fure wyt aus deynen mist, dy weyle du zcu hȯfe bist. – Wes dy kw ist, der czihet sy bey dem czayle. – Wenne man das ferkel beuth, so sal man den sag uff haldin. – Wen man das phertd vorlaust, so bawdt man den stal. – Das sich der bog vorwes, das vormutet her sich of der gest (Geiß). – Ys mussen offte dy ferckyl entgeldyn, was dy zau gebrewth. – Gans abir, gans herwider, noch bleibet gans eyne gansz.

Leinen- und Baumwollspinnerei und Weberei

Spinnen und Weben bei den altschlesischen Siedlern. Leinenbau und Leinenspinnerei und Weberei ist in Schlesien so alt wie seine Besiedlung. Auch die deutschen Einwanderer pflegten diese Heimarbeit, und was sie an Leinenkleidung brauchten, war Eigengespinst und eigenes Gewebe. Die Fachausdrücke der alten Wörterbücher geben uns auch hier über die Einzelheiten manche Nachricht, die uns sonstige urkundliche Berichte nicht bieten. Sie lauten (Hs. IV. F. 85):

Rocke, garnbret 'testadulus', garnrocke, rockenblat 'colifolium', garnwinde, spille, czalspille 'tradulus', wirtil (swingen 'comptus', swingebreth 'cifatrilium', Hs. I. Q. 103 um 1480); ryste 'gedrehtes Büschel gehechelten Flachses, Reiste', reiste flachs; wickil, cluwin 'Knäuel' (clewell 'glomus', Hs. I. Q. 103); weyfe, hechel, breche 'Leinbreche, serta', lynnen vadem, vicze '24 fila: prepede'; rysel, knewel 'Abfall', werg; spuler, spuleysen 'girria', spulgeczow 'retum', anspin 'verticulum'.

Webir, weberinne, weberhus, webe 'tela', gewebe; wirkstat, webeboum, garnboum 'liciatorium' (wolle bȯhēn 'liciatorium', wippe 'sapo', schiffedir 'trama', wedircamp 'radius', reme 'tendiculum', Hs. I. Q. 103), harlouf, drom 'licium', studil 'Pfosten'; schifchin, spule, webeschene 'panus', schaitil 'um die Spule gewickeltes Einschlaggarn', webergeczow 'textilia', wint-ysin 'trama', webereysen 'textile', sperre ysen 'codum'; drat 'spaga', zwirn, knote 'licinus,' warf 'Kette, Zettel, stamen', wevel 'substamen, licium'.

Wolle, wollenwerg 'lanificium', wollenkam, kemmerynne, webrocke, wullen vadem, wollensleger, tuchmechir, gewantmecher; vilcz (bawmwolle, hanff, Hs. I. Q. 103).

Geschichte der Spinnerei und Weberei in Schlesien. Der Beginn der Baumwollverarbeitung in Schlesien ist nicht zu ermitteln. Im Jahre 1318 wird im Rechte der Brieger Krämer 'parchan' als Krämerware erwähnt, ein Baumwollzeug, auf einer Seite rauh mit einer Kette aus Leinengarn. In einem Warenverzeichnis einer

Breslauer Tuchkammer werden 1499 niederländische, rheinische, böhmische, sächsische, Lausitzer Tuche neben schlesischen aus Breslau, Glatz, Schweidnitz, Bolkenhain, Liegnitz, Lüben und Freistadt angeführt, nachdem schon im Anfange des 14. Jahrhunderts in Breslau 'textores Gallici', Wallonenweber, bezeugt sind. Das Leinengewerbe gewann am Ende des Mittelalters schon einige Bedeutung als Ausfuhrgewerbe. Durch den Konfirmationsbrief der Breslauer Parchnerzunft vom 12. Oktober 1527 ist die Verarbeitung von Baumwollgarn erwiesen, seine Herstellung wahrscheinlich gemacht. Der Dreißigjährige Krieg begünstigt durch die Störung der Handelswege die Ausbreitung der Baumwollverarbeitung in Schlesien. In dieser Zeit wird Jauers blühender Leinwandhandel zerstört, Reichenbachs Gewerbetreibende sichern sich durch Auszug nach Peterswaldau und Langenbielau vor religiöser Bedrängung und vor Brandschatzung während des Krieges. Unter dem Einfluß der Schweden beginnt die Herstellung von Kanevas, einem groben, gitterartigen Gewebe, das aus zwei Fäden Baumwollzwirn und vier Leinenfäden bestand. Bei Wasser und Brot spann der Schlesier für die reichen Augsburger, Ulmer und Holländer Unternehmer; große Mengen Leinen- und Baumwollgarn wurden versponnen und ausgeführt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hat sich die Baumwollindustrie stetig weiterentwickelt, während die Leinenweberei zurückgeht. Die Lage der schlesischen Spinner und Weber im Anfange des 18. Jahrhunderts wird von den einen als sehr bedrängt, von den andern als recht zufriedenstellend geschildert. Als Barchent nur noch aus Baumwolle hergestellt wird, gerät das Leinengewerbe in Not. Das Leinwandfabrikat war Welthandelsartikel gewesen, Wollfabrikate gingen wesentlich nach Polen, baumwollene Waren wurden vornehmlich im Inlande abgesetzt. Fremde Händler kaufen im Jahre 1742: Tuche, die früher nur in England erzeugte Rasche, einen leichten Wollstoff, Wollwaren aus der Langenbielauer Gegend, Wollgarne, Zwirne und Bänder, wollene Strümpfe, Brustflecke, Schlafröcke, 'feine und gemeine' Leinwand und Schleier, Halb-Rasche aus Leinen und Wolle, Zwillich, Drillich, Barchent und Kanevas aus der Reichenbacher Gegend, seidene Bänder, Posamentierwaren, goldene und

silberne Tressen, Spitzen, Borten, Hüte usw. 1788 wandten sich Tausende von Händen der Baumwollindustrie zu, da das Garnausfuhrverbot erneut wurde. Die Baumwollspinnerei verfiel dem Maschinenbetriebe; so wurden viele Hände für die Flachsspinnerei frei. Seit 1738 hatte sich die mechanische Baumwollspinnerei in England entwickelt; 1793 lief zum ersten Male in Schlesien in dem Aktienunternehmen der Kattun- und Zitzfabrikanten Thiébaud zu Breslau eine von einem Engländer eingerichtete Baumwollspinnmaschine mit 60 Spillen. Die Regierung sah um 1800 diese Maschinen in Schlesien nicht gern, 'da ein großer Teil der Gebirgs- und anderen Einwohner des platten Landes sich lediglich vom Spinnen ernährte'. Trotzdem entwickelte sich starke Baumwollindustrie am Eulengebirge, in Prausnitz, in Breslau, in Zucht- und Armenhäusern und in der Militscher Gegend. Die abgelegenen Täler der deutschen Mittelgebirge sind immer der Sitz der Spinnerei und Weberei gewesen. Die rauhe Gebirgslage und die Armut des Bodens machten die Landwirtschaft unerträglich und die Waldarbeit war auf bestimmte Monate im Jahre beschränkt. Für Absatz in der Ferne sorgte die Vermittlung kapitalkräftiger Kaufleute. Im Eulengebirge hatte sich als Hauptgewerbe Spinnerei und Weberei entwickelt. Der höhere Feuchtigkeitsgehalt der Luft ermöglichte das feinere Drehen des Fadens und verminderte die Fadenbrüche, der reiche Tau und das vielerorts vorhandene Wasser förderte die Bearbeitung des Flachses, die zahlreichen Quellen erleichterten das Bleichen der Garne ebenso wie die Färberei. Die einst erträgliche Lage der Bevölkerung verschlimmerte sich erst, als im 18. Jahrhunderte die Zunahme der Einwohner ein Überangebot an Ware zeitigte und damit die gesamte Bevölkerung in volle Abhängigkeit von der schwankend werdenden Nachfrage auf dem Absatzmarkte geriet. Die Weber mußten auf Grund und Boden Schulden machen und verfielen der Ausbeutung. Neben der Leinenweberei hatte sich im Eulengebirge eine starke Wollverarbeitung entwickelt und in Reichenbach eine bedeutende Tuchindustrie hervorgerufen, der auch gemischte Gewebe halb aus Wolle, halb aus Leinen folgten. Dieses neue 'Züchnermittel' verdrängte das 'Tuchmachermittel' aus der

Stadt aufs Land, wo die Zunftschranken nicht galten, so daß hier ein ungesunder Wettbewerb einsetzte. Die halbwollenen Gewebe wieder erhielten ihre Gegnerschaft in solchen, die halb Leinen, halb Baumwolle enthielten. Aus der großen Zahl der anfangs noch ganz selbständig arbeitenden Weber erhoben sich geldkräftigere und weiterschauende Unternehmungen, die zur Großindustrie wurden und die kleineren Meister aufsogen. Das Baumwollgarn wurde teils von Gesellen und Lehrjungen, teils von kleinen Kindern schon vom 6. Jahre an, die noch nicht zur Feldarbeit taugten, gesponnen. Im Jahre 1766 ließ die Breslauer Zitz- und Kattunfabrik von Moses Heymann 56 Webstühle gehen; von den 1471 Arbeitern dieses Unternehmens waren 1400 im Glätzischen und im Gebirge beschäftigt. Um 1800 bezog die Sadebecksche Fabrik in Reichenbach jährlich 15000 Stein Baumwolle über Wien und Triest; diese wurde wöchentlich an die Ausgeber zum Kämmen und Verspinnen verteilt; sie saßen im Kreise Reichenbach, in Silberberg, Glatz, Lewin, Habelschwerdt, Wartha, Patschkau, Neiße, Münsterberg, Grottkau, Strehlen, Ohlau, Nimptsch. Das gesponnene Garn wurde von den Ausgebern wieder gesammelt und von Webern weiterverarbeitet. Für Sadebeck arbeiteten so etwa 6000 Menschen in der Baumwollspinnerei bei einem Betriebe von 850 Webstühlen. Die Fabrik führte auch in Gnadenfrei, Schmiedeberg, Hirschberg, Sagan und Glogau die Kattundruckerei ein. Als das schlesische Garn nicht mehr reichte und der Lohn dafür zu hoch wurde, ließ Sadebeck in Polen spinnen und führte schließlich englische Maschinengarne ein. Die Baumwollspinnerei ging daraufhin so zurück, daß die Spinnerinnen wieder als Mägde auf dem Lande ihr Brot suchten. Weber dagegen zogen zu, besonders aus Sachsen, nach Prausnitz, Brieg, Parchwitz, Freistatt und Sprottau. In Prausnitz betrieb der 1749 aus der Lausitz eingewanderte Joh. Heinr. Haupt 26 Baumwollstühle; er teilte in seinem Hause an die 100 Spinner und Spuler, die er beschäftigte, die Baumwolle, an die Weber die Kette aus, die ihm auch dort den Barchent ablieferten, den er dann für den Handel vollends fertig machte. Der Weberaufstand brach im Sommer 1844 im Eulengebirge los. Es war eine Hungerrevolte; das Weberlied, das

damals entstand, erzählt in 24 Strophen von Ungerechtigkeit und Verzweiflung: 'Die Welt die ist jetzt eingericht noch schlimmer als die Feme, wo man nicht erst ein Urteil spricht, das Leben schnell zu nehmen.' In der Textilindustrie werden heute etwa 80000 Arbeiter in Schlesien beschäftigt, wozu etwa 9000 Heimarbeiter, wesentlich Handweber, kommen. Meist ist es Stapelware, was hergestellt wird; daneben haben feine Tischtücher, Taschentücher, Damaste einen Ruf in den Niederlanden, der Schweiz, den Balkanstaaten, Skandinavien, Amerika und Australien. Die Handweber werden sich noch in der nächsten Zeit, besonders in der Grafschaft Glatz, behaupten; die älteren, an ihren Beruf gewöhnten Leute können für eine neue Tätigkeit nicht mehr eingerichtet werden. Handweberei ist auch für die Wintermonate ein Nebenerwerb. Leinbau und Flachsverarbeitung hatten in den sechziger Jahren in Schlesien zunehmende Verbreitung gefunden in Oberschlesien in den Kreisen Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz, in Mittelschlesien in den Kreisen Namslau und Wartenberg, in Niederschlesien im Kreise Glogau; man bedient sich teils der Wasser-, teils der Tauröste. Flachs wurde auch vor dem Kriege aus Rußland bezogen. In der Baumwollindustrie haben die schlesischen Buntwaren eine wichtige Stelle. Die Wollindustrie hat heute ihren Hauptsitz in Niederschlesien; sie führt nach Holland, der Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, Norwegen und Amerika aus. Teppichindustrie blüht in Schmiedeberg im Riesengebirge, wo man die 'echten' Smyrnateppiche herstellt. Die schlesische Nadelspitzenarbeit erschließt der Hausindustrie ein neues lohnendes Arbeitsgebiet.

Flachsbereitung und Spinnen. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts baute der Bauer soviel Flachs, daß er mit Leinen einen Teil des Gesindelohns bezahlte und noch eine große Menge auf den Flachsmarkt bringen konnte. Der Acker mußte gut vorbereitet sein; die etwa fingerlang gewordenen Pflänzchen wurden sauber gejätet. Das Flachsraufen kam nach der Getreideernte an die Reihe; der Flachs blieb auf dem Felde liegen, bis die Samenkapseln, die 'Kutta', dürr waren; dann kam er in Gebünden auf die Tenne, wo in die Seitenwände drei bis vier Riffeln eingelassen waren, von

denen jede aus sechs etwa 22 cm langen, an der Spitze leicht gekrümmten eisernen Zinken bestand; diese engstehenden Zinken rissen beim 'Riffeln' die Samenkapseln ab. Die Kapseln wurden im Winter ausgedroschen. Der geriffelte Flachs kam zum Rösten aufs Stoppelfeld, wo Regen und Sonne ihn zum 'Brechen' mürbe machten. Dann band man ihn zu 'Gebießeln' von zwei 'Hamfeln' Stärke. Jede Gemeinde besaß ihr Dörr- oder Brechhaus, in dem der Flachs in Backofenhitze während des Winters gedörrt und auf hölzernen 'Brechen', von denen es etwa 30 bis 40 in jedem Brechhause gab, gebrochen wurde. Die Breche ist ein einarmiger Hebel, der auf einer Unterlage, dem 'Rumpelfuße', die Stengel so zerknickt, daß sich die Flachsfasern lösen. Der Bauer schickte zu dieser Arbeit seine Mägde, die eine festgesetzte Menge, die 'Zahl', am Tage zu bearbeiten hatten. Zwei 'Hamfeln' Flachs waren eine 'Reiste', dreißig Reisten ein 'Kloben', fünf Kloben ein 'Gebund'. Der Abfall hieß 'Zulle'. Auf der Hechel wurde dann der Flachs gehechelt; das war ein Gestell mit einer Platte, in die die Hechelzinken eingelassen waren. Der feingehechelte Flachs wurde in 'Käutel' gedreht; das Käutel kam auf das 'Überrücke', das auf dem Rockstecken oder Rocksterzel steckt. Der Hechelabfall ist das Werg; auch die Zulle wurde an den weitstehenden Zinken der 'Kratze' gekratzelt; die mühsam zu spinnenden Kratzeln wurden zu 'wirkener' Leinwand verwoben, wogegen die 'feine' Leinwand die 'flächsene' hieß. Gesponnen wurde mit der 'Spille'. das ist ein glatter Holzstecken von Unterarmslänge, der sich unten etwas verstärkt. Daran steckte der steinerne 'Wirtel', der beim Drehen der Spille das Schwergewicht unten erhielt. Gedreht wurde die Spille mit Daumen und Mittelfinger; der Faden wurde auf die Spille gewickelt. Er wurde feiner als am Spinnrade, wo der Flachs oft zu wenig ausgezogen oder zu scharf gedreht und so 'knörplich' oder 'mieseldrähtig' wurde. Um zum 'Netzen' den nötigen Speichel zu haben, aßen die Spinnerinnen Backobst; das war die 'Netze'. Was beim Kratzelspinnen übrigblieb, wurde auf dem größeren 'Puzenrade' versponnen. Aus Puzenleinwand wurden Arbeitsschürzen, Grastücher, Pferdedecken und Stubenhader gemacht. Das Spinnrad heißt in manchen Gegenden,

z. B. bei Neustadt, der ‘Geist’. Das Trittbrett, der ‘Trittlich’, ist durch eine Stange, den ‘Bettelmann’, mit der Radkurbel verbunden. Das Rädchen, das mit der Rädelschnur die Umdrehungen auf den Wirtel übersetzt, ist der Hauptteil. Der Wirtel sitzt am Rädelgestelle; an einer eisernen Spille steckt das ‘Schleifel’ oder ‘Pfeifel’, die Spule, dahinter der hölzerne Wirtel mit den Rillen für die Rädelschnur. Vor das hölzerne Schleifel wird die hufeisenförmige ‘Feder’ gesteckt, deren beide Enden über das ganze Schleifel reichen; durch ihre Löcher wird der Faden auf das Schleifel geleitet. War auf dem Schleifel ein ‘Närbel’ oder ‘Hälsel’ voll, also eine Spule fertig, dann wurde ‘abgeweift’. Die Weife ist eine kurze Elle lang; auf ihre im rechten Winkel zueinander stehenden Hörner wird das Garn so übertragen, daß ein Faden dann vier Ellen mißt. Zwanzig Fäden wurden durch einen ‘Fitzefaden’ zusammengebunden; zwanzig solche Gebinde waren eine ‘Zaspel’, drei Zaspeln ein ‘Strähnel’, vier Strähne waren ein Stück.

Spinnabende. Die Zusammenkünfte an den Winterabenden zum gemeinsamen Spinnen sind lange ins 19. Jahrhundert hinein in den schlesischen Dörfern üblich geblieben trotz zahlreicher behördlicher Verbote, die in den ‘Rockengängen’ eine Gefährdung der Ordnung und Zucht erblickten. Hier wurde zur Unterhaltung alles, was gruselig machen konnte, erzählt, hier wurden die Volkslieder gesungen, hier übten die jungen Burschen des Dorfes ihre Scherze und erschreckten die Spinnerinnen; sie schleuderten ihren mit Asche, aber auch mit Leckereien gefüllten ‘Oschatoop’ durch die plötzlich aufgerissene Tür unter die ahnungslose Spinngesellschaft und wurden dafür von den nachjagenden Mägden hereingezerrt und mit Wasser begossen, dann aber durften sie drinbleiben und bei dem Kaffee, der den Abend beschloß, mitschwatzen. Versuche, durch Dichtungen mit eingeflochtenen Erzählungen und Liedern die Gemütlichkeit der Spinnstube wieder zum Leben zu erwecken, sind mehrfach gemacht worden.

Weben. Die Kinder der armen Weberfamilien treten das Spulrad, den ‘Geiz’, der die Garnsträhne vom Garnhalter, der ‘Kiefe’, auf die Spulen bringt, die dann in den ‘Schützen’, das Weberschiffchen, getan werden. Am (oberen) Garnbaume des Webstuhls müssen

von der großen 'Kaule', in die die zu den Längsfäden des Gewebes bestimmte 'Kette', Wärfte', zusammengewickelt ist, die Kettenfäden in gleicher Weite angebracht, 'geschert', d. h. geordnet werden. Diese Kettenfäden hängen am Webstuhle, dem 'Gezoije', herab. Der Kamm, ein leiterartiges Gestell aus feinen Sprossen, hält die Fäden in regelmäßigem Abstande voneinander. Der Weber oder die Weberin tritt an den Tretschemel und setzt den Webstuhl in Gang. Die Kettenfäden heben und senken sich abwechselnd so, daß die Fäden der ungleichen Zahlen hochstehen, wenn die der gleichen Zahlen gesenkt sind, und umgekehrt. Der 'Schützen' fliegt von einer Seite zur anderen, abwechselnd über und unter dem Kettenfaden. Der so durchgezogene Schußfaden wird mit dem Kamme gegen das fertige Gewebe herangeschoben, das auf dem (unteren) Leinwand- oder Zeugbaume aufgerollt wird. Das fertige 'Stück' kommt in die Bleiche und auf die Rolle. Hemdleinen bleibt ungefärbt; Schürzenleinen kommt meist in die Färberei. Was die Weberarbeit dem schlesischen Volke einst bedeutete, weiß heute die ganze Welt aus Gerhart Hauptmanns Weberschauspiel. Nach dem Weltkriege hört man in den alten Weberdörfern wieder häufiger die Webstühle gehen. Wie die Leute leben und wie sie fühlen, bringt das in der Mundart der oberen Grafschaft Glatz geschriebene Gedicht von Bruno Neugebauer in Lauterbach schön zum Ausdruck:

De Waaber

De Sonne maints heut wärklich gutt,
se kocht ei olla Lechan.
Gōar stille is's! De haiße Glutt
steht brittnich eebra Dächan.
Eim Posche flugs kai Voochel singt,
blooß aus dam Häusla datt derklingt:
Gozicka, gozacka, gozicka, gozacka,
's Hemde ies of a Recke gebacka.

Eim Stiebla doo de Mutter sitzt
on wärkt on wärkt unmißich;
der Schitza linksnim, rechtsnim fitzt,
de Mutter tritt barfißich.

Der Traatscheemel kwuutscht ohne Ruh,
de Komma kloppan immerzu:
Gozickan, gozackan, gozickan, gozackan,
mier missa sich schinda, mier missa sich rackan.

Mariela mit der Annla schäärt,
kam senn se aus der Schuule,
om Geize spuula Gust on Bärt
vo der Kiefe of de Spuule.
De Mutter o͡aber sitzt on schwitzt,
durchs Fo͡ach der Schitza hattich fitzt:
Gozicka, gozacka, die Gruußa, die Klänn,
die missa a ganza To͡ag unmißich senn.

Der Gannbaam ies nooch knillevuul,
der Lemtbaam denkt: och, hätt ichs!
'Spuult och, ihr Kinder! Groola, spuul!
der Liefertо͡ag ies Frettichs!'
Go͡ar ofte kloppts nooch hie on haar,
nooch monche Spuule fitzt sich laar:
Gozicka, gozacka, mier wärka Kattuun,
on ei ocht To͡acha do kriech mer 's Luhn.

Ies ärscht de Sonne nei eis Poocht
on tuun se oowedletta,
do häärt dos Wärka oof, dernoocht
kricha se ei de Betta.
Go͡ar stille is 's – laise wo͡as klingt,
harch och, wos der Wärkstuhl singt:
Gozicka, gozacka, mier senn jo gemecke (glücklich),
mier ho͡an jo a Haimt, on do͡as ies a Glicke.

Gewerbe

Handwerksausdrücke der ältesten deutschen Siedler. In das älteste Gewerbegetriebe der deutschen Schlesier führen uns auf dem kürzesten Wege die Wortverzeichnisse der mittelalterlichen Handschriften; sie ermöglichen auch eine ernstere Beschäftigung mit der Kulturgeschichte des schlesischen Handwerkers. Der hierher gehörige Wortschatz der Handschrift IV. F. 85 (um 1400) enthält die folgenden Ausdrücke:

Hantwerk, hantwerkman, bretsnyder, czymirman, topper, decker, kleiber 'Dachdecker', korber, gurteler, gurtelmecher, dreger 'Drechsler', cleider 'vestiarius', hoker 'vendipirus', hockerinne 'vendipira'.

Messer, snetemesser 'scalprum', gros schere, byel 'macera', barthe 'dolabrum', schabe 'Ziehklinge', hubil, nuhel 'Nuthobel', schabespene, snyczspene, horschabe 'purgabula', nebeger 'Negwer', borer, spicher bore, vegebanck 'purginale'; hamer, hemerchyn, groshamer, slegel, hanthamer, werc-hamer, howblock, anebus; hub-ysen 'babatum', stoz-ysin 'propunctorium', ramme, meysel, schrot-ysin; sege, gemolle, segespene; czange; dressel, dregemesser 'tornus', snitz-ysen; slifsteyn, veyle, veylehaws, veylespene; messerute 'pertica'; schrotschere 'forfex', czanysen 'dentarium', schermesser, permyntmesser 'novacula', pelczschere 'forpex'; morser, stampf 'mortarium'; stemphil, stoszel, ribeholz, kropel 'pistellum'.

Seiler: Strig, glockenstrank, wete 'dicker Strick', seyl, seilicheyn, wetechin, dicke seyl, bornseyl 'Brunnenseil'.

Maurer: mawrgelote 'perpendiculum', muerwoge, kelle, muerkelle, sparkalk 'gipsus', czigel.

Wagenbauer und Zimmermann: wagener, cymirman; czymmer, scheit, schaft, plancken, spon, leim, kirs-harcz; wagin, wayn, slete, sleyfe, rosbore 'von Rossen getragene Bahre'; karre; wagengeschirre, wagingeruste, langwagen, langwit; runge, runginstok; achse, rat, nabe in dem wayn, speiche, velge; cubil, kipphe, lusin, lone, lonse, lunse, luchse, lochze 'Splintnagel'; spannagel 'Schloßnagel'; leiterboum, sprosse, sprys, leitersprosse, leiter; zele 'episea, reda', retschemel 'versio', wagenkorp, vleczte, vlecte; disil, deisel.

Sattler: sateler, legermacher, seteler; satil, satel legel 'sellapendium', stegereif 'strepa', satelboum, satelkussen, darmgurtil, gegurte, tasche 'epirodium', vorbuge 'antela', aftirreif 'postena, postella'; czom 'frenum', czogil 'habena, pars freni', gebiz 'lorum', kinnenreif 'submentile', knebel 'chamus', halftir, campritel 'Halfter', kommet 'collopendium equorum'; geisel,

prickel 'stiga', pitsche, knotechte geissel 'scutia'; sporn; rosdecke.

Schmied: smit, sensensmyd, coppersmyt, hufsmit, vorsmit, smedinne; smide; hub-ysin, geczow 'fabrilia'; esse, oven, blosebalck, anebus, hamerslag, notstal 'Gebälk zum Einzwängen des Pferdes beim Hufbeschlag'; lote bolcze, slos, reyffe, kete.

Gerber: ledermacher 'coriarius'; leder, roleder, hozenleder 'farabulum'; loe 'frunium'; gerwer 'frunitor', gegerwet 'frunitus'; voller, altwalker 'fullo', walcker.

Färber: verwer, varbe, geel 'croceus', safferan 'crocus'.

Kürschner: korsener, korse, pelcz, vel, velcheyn.

Schuster: schuster, schustergasse, schuwurcht, aldbuzer; schuch, buntschuch 'coturnus', nederschu, reytestevel, weit breit schuch 'roher haariger Stiefel'; leyste, borste, bolcze, pforte 'foramen acus', ole, drot, sole, vlek.

Bergmann: ercz, glockspise, ysenbroch, synder 'Metallschlacke', ysenvorkoufer, glockengiser, messinck; salczwerck, sole, lake, gesalczen wasser, salczmesser 'salfactor', selczer 'salsinator'.

Fuhrmann: vurman, wagenknecht, wagentreiber; vure, furlon, furgeleite.

Schiffer: schif, schifunge, geruste 'fistrum, frustrum', kan, schifbauch 'carina', ancker, rudel, rudir, stewer, patsche 'amplustrum', spris 'pretentaculum', schifhoke, schifricke 'antempne', segel, mastboum; rudeler, schifman, schifhere, schifmacher, schiflon, verlon.

Handwerksbräuche. Die alten Zunftüberlieferungen sind mit der Umwandlung des Innungswesens fast ganz verloren gegangen. Die einst mit Stolz gepflegten Zunftstuben sind Museumsstücke geworden. Aber der eine und andere Zug hat sich doch ins heutige Handwerksleben herübergerettet, der ohne die Kenntnis der Formen und Bräuche, die einst das Innungsleben geregelt haben, unverständlich bleiben muß. Der Eintritt in die verschiedenen Stufen der Zunftgenossen, Lehrling, Geselle, Meister, war von der Kenntnis dieser Bräuche abhängig. Schmiede, Tischler, Töpfer, Weber bildeten meist selbständige Zünfte, doch vereinigten sich auch Weber

und Tuchmacher sowie Schmiede, Schlosser, Klempner, auch Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen, Schieferdecker u. a. An der Spitze der Innung, des 'Mittels', stand ein Obermeister, der die Zusammenkünfte, die 'Quartale', auf der Herberge leitete. Bei kirchlichen Feiern, Prozessionen und weltlichen Festen führten sie ihre eigene Fahne mit dem Bilde des Standespatrons, manche Zunft hatte auch ihren eigenen Altar mit dem Standesheiligen in der Kirche. So verehrten als ihren Patron die Fleischer die Heiligen Lukas und Bartholomäus, die Schuhmacher Krispin, die Schmiede Eligius und Petrus, die Maurer Andreas, die Zimmerleute die heilige Familie, die Bäcker Katharina und Josef, die Schneider den heiligen Homobonus. Die Genossen werden auf der Herberge in die Zunft aufgenommen; hier finden auch die Gesellen- und Meisterprüfungen statt. Der Obermeister richtet hier das Wort an die aufzunehmenden Lehrlinge und unterrichtet sie über ihre Pflichten. Der Lehrjunge hat gewöhnlich, wenn er Lehrgeld zahlt, drei Jahre zu lernen, ohne Lehrgeld vier; den Meisterssöhnen wird die Zeit gekürzt. Der Lehrling, 'Stift', tritt nach den Gesellen in die Stube, setzt sich nach ihnen zu Tisch, steht vor ihnen vom Essen auf und entfernt sich; er darf auch in ihrer Gegenwart nicht rauchen. Die Töpfer duldeten auch nicht, daß er gewichste Stiefel, Chemisett oder blaue Schürze trug; der Schornsteinfegerlehrjunge darf keinen Zylinder tragen. Das Gesellenstück war in den verschiedenen Städten durch alte Überlieferung festgesetzt. In Leobschütz mußte der Schmied einen breiten Ring und zwei Hufeisen, der Töpfer einen Topf, der Weber ein fehlerfreies 'Stück' (Schock) Leinwand, der Damastweber eine Serviette oder ein Tischtuch fertigen; der 'Raufanzkehr' mußte einen engen 'russischen' und einen weiten, besteigbaren Schornstein fegen; der Barbier mußte einen kurzen Haarschnitt machen und den Bart kunstgerecht einseifen. War der Lehrling vom Obermeister freigesprochen und wollte ihn der Meister nicht behalten, dann ging er auf Wanderschaft. Bei den Gesellen mußte er sich 'einkaufen', indem er ihnen etwas zum besten gab. Die Gesellen hatten ihre vom Herbergsvater verwaltete Gesellenherberge, wo sie sich wenigstens einmal monatlich vor dem geöffneten

Kasten, der Urkunden und Gelder enthielt, versammelten. Waren die Auflagen gezahlt und die Beratungen beendet, dann wurde bei geschlossenem Kasten getrunken und Karte gespielt. Der Wanderbursch wurde bis zum nächsten Dorfe begleitet; dort wurde der Abschied begossen und getanzt. Im Ränzel trug er den Arbeitsanzug, Bürste und Handwerksgerät, in der Hand den Stock. Abgebürstet trat er in die neue Herberge, nahm den Hut ab, ging drei Schritte vor und grüßte: Mit Gunst, guten Tag! Er legte ab, hielt Umschau nach Arbeit oder wartete unter dem Schilde seines Handwerks, das in der Herberge hing, um bei einem Glase Branntwein von den Gesellen seines Berufes Auskunft zu erfragen. Wer Umschau hielt, ließ dem Obermeister die Papiere, erhielt dafür von ihm das Abzeichen seiner Zunft und trat damit bedeckten Hauptes in die Werkstatt und fragte nach Arbeit mit dem Gruße: Mit Gunst! und der Schlußwendung: Glück zu, Meister und Gesell! Der erste Gesell und dann der Meister hießen ihn willkommen und fragten nach Herkunft und letzter Arbeitsstätte. Erhielt er Arbeit, dann wurde ihm das Abzeichen abgenommen; sonst bekam er den Zehrpfennig 'Viatikum'. Alte, arbeitsscheue Gesellen, 'Stromer', suchten auf den Herbergen die Neulinge auszubeuten, zur Bezahlung von Zechen zu zwingen. Fand der Geselle Arbeit, dann wurde er gegen Einstandsgeld in den Gesellenverband aufgenommen; das geschah vor der Lade unter formelhaften Wechselreden. Der Stolz jeder Innung war der Willkomm, der bis zwei Liter fassende Messing- oder Silberbecher, der an Festen, wie z. B. beim Zunftballe, den Meistern und ihrer Familie gereicht wurde; dafür schenkten die Gefeierten wohl als Schmuck am Willkomm ein geöhrtes Geldstück. Nach meistens dreijähriger Wanderzeit konnte der Geselle selbständig werden, sich niederlassen und einen Hausstand begründen. Er machte das Meisterstück; als Schmied beschlug er ein Rad, als Töpfer machte er einen in Farbe und Glätte fehlerlosen Topf; der Weber machte mit drei verschiedenen Farben, 'drei Schützen', ein feineres Stück als das Gesellenstück war; der Damastweber wob ein 3½ m langes, 2,4 m breites Tuch; der Barbier mußte glatt rasieren; der Schornsteinfeger beurteilte eine Feuerungsanlage und lieferte eine Zeichnung dazu.

Mit einem Meisterzeugnis wurde eine Belehrung über die Pflichten erteilt; es war besonders verboten, den anderen die Kundschaft zu 'stören' oder sie schlecht zu machen. Die neue Gewerbeordnung, die 1904 kam, hat gar manches geändert. Um Fastnacht herum hielten die Innungen bis in die letzten Jahrzehnte ihre Bälle; in Oppeln gab's Ball bei den Böttchern, Schneidern, Schuhmachern, Fleischern und Schiffern. Da zogen die Zunftgenossen nachmittags vor dem Ballabende mit Musik hinter ihrem 'Willkomm' über den Markt um das Rathaus und in den Tanzsaal. Natürlich konnten derartige Vergnügen leicht zu Ausschreitungen Anlaß geben; so finden sich in den Stadtverordnungen immer wieder Verbote, die sich besonders gegen die Übergriffe der Gesellen bei ihren Quartalen richten. Die Stadt Breslau verbietet im Jahre 1546 den Gesellen, sich nach ihrem Gefallen beim Trinken zu strafen, zu raufen, über Tisch und Bänke zu ziehen, zu schlagen und zu treten. 'Es soll auch hinfürder keine Zeche guten Montag halten. Auch sollen die Handwerksgesellen, wenn sie von einer Herberge in die andere oder zum Bade, oder zum Aus- und Einbeleiten gehen, weder große noch kleine Kannen vor sich hertragen lassen, noch bei Tag oder Nacht mit Trommelschlag dahinziehen. Auch wollen und setzen wir hinfür, daß die Gesellen, Hochzeitsknechte und andere beim Tanze sich nicht mit Frauen oder Jungfrauen schwenken, herumwerfen, reißen noch sonst irgendwie verdrehen, sondern sich ehrbar in den Arm nehmen und sich in gebührender Zucht verhalten.' Bestimmte Ruhetage im Jahre wurden auch bei den Berufen eingehalten, deren Arbeit ununterbrochen ihren Fortgang hatte. Ein Prediger des 15. Jahrhunderts (Hs. I. F. 285) beantwortet so die Frage: 'Ob die Müller sündigen, wenn sie an Festtagen die Mühle gehen lassen, aber am Tage des hl. Martin auf keinen Fall mahlen wollen, selbst wenn kein Mensch Brot hätte.' Und er entscheidet: 'Sagt ihnen, daß die Festtagsarbeit keine Sünde sei; die Ruhe am Martinsfeste aber haben die Müller aus eigener Überlieferung, und sollten sie daher an diesem Tage arbeiten, dann wäre das nur ein Verstoß gegen ihre Überlieferung, aber ebensowenig Sünde, als wenn sie an anderen Festtagen mahlen.'

Zimmerspruch. Jeder Beruf hat seine eigenen Bräuche und sprachlichen Überlieferungen, wenn auch nicht jeder dieser Bräuche an die Öffentlichkeit herantritt. Ein Festbrauch, der auch über den engen Kreis der Berufsgenossen hinaus wirkt, ist das Richtfest der Zimmerleute. Wenn das neue Haus aufgerichtet ist, wird aus Latten am Giebel ein Kreuz angebracht, das einen grünen Busch aus Baumzweigen trägt. An jedem Kreuzarme hängt ein Tuch für den Maurer- und den Zimmermeister. Der Polier steht neben dem Kreuze, weiter unten die Zimmerleute. Die Rede, die der Polier nach altem Brauch und in alten formelhaften Wendungen hält, schließt mit Hochrufen, die der Reihe nach auf den Hausherrn, die Frau, die Kinder, die Meister und die Gesellen und 'alle, die beim Bau nur eine Hand gerührt haben', ausgebracht werden. Darauf folgt der Hebeschmaus: Wurst, Bier, Branntwein. Die einst vorgetragenen langen, gereimten Zimmermannssprüche sind heute vergessen.

Gerberei. Nur wenige von den früheren Gewerben sind heute noch 'Handwerk', die meisten verfallen mehr und mehr dem Fabrikbetriebe, der die volkstümlichen Überlieferungen vernichtet. Zum Bilde unserer schlesischen Kleinstädte gehört heute noch der Betrieb der Lohgerberei, der den am Wasser gelegenen Gassen durch Altanen und alte Holzbauten oft ihr malerisches Bild gibt. Die Gerberei ist ein sehr altes chemisches Gewerbe; die heutige Lohgerberei soll von den Arabern stammen; der Name 'Korduanleder' wird von Kordova abgeleitet; weißgares Leder wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Frankreich, früher schon im Orient bereitet. Noch heute beruht die Gerberei mehr auf erprobter Überlieferung als auf Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung. Die sauere Grubengerbung mit Lohe aus Eichenrinde, die bis zu zwei Jahren dauert, ist heute meistens durch die Schnellgerbung verdrängt.

Färberei. Gerber und Färber wohnen im Städtchen nahe beieinander, da sie beide auf das Wasser angewiesen sind. Die Färberei hat in Schlesien immer eine hohe Bedeutung gehabt; ihre Entwicklung ging Hand in Hand mit der Entwicklung der Webindustrie. Zeugfärberei war bei den alten Indiern, Ägyptern und Babyloniern schon sehr ausgebildet. Zur Römerzeit färbte man wenig; man

kannte Krapp, Kermes, Rotholz und namentlich den Purpur. Als Beizen verwendete man unter anderem Alaun, Vitriole und Galläpfel. Um 1300 lernte man in Florenz die Orseille kennen; ihre Herstellung blieb aber hundert Jahre Geheimnis. Durch die Entdeckung Amerikas wurden die Farbhölzer Blau-, Rot-, Gelbholz und die Cochenille bekannt. Um 1530 wurde der Zinn-Cochenille-Scharlach entdeckt. Gegen Ende des Mittelalters kam die Indigküpe nach Europa und verdrängte nach hartem Kampfe den im 16. und 17. Jahrhundert auch in Schlesien vielgebrauchten Waid; 1740 wurde die Sächsischblau-Färberei erfunden. Im Anfange des 16. Jahrhunderts kam der Krappbau aus dem Orient nach Schlesien, Holland und später nach Südfrankreich. Um 1750 zog die Türkischrot-Färberei über Adrianopel nach Frankreich ein; 1785 kam sie nach Barmen, dann auch nach Schlesien. Seit 1859 ist das Gewerbe mit der Herstellung der künstlichen Farbstoffe eine chemische Industrie geworden.

Töpferei. Schlesien ist berühmt durch seine Tonwaren. Man unterscheidet bei den Tonwaren Tongut und Tonzeug. Tongut besitzt eine poröse Grundmasse, Tonzeug eine undurchlässige. Zum Tongut gehören Mauer- und Dachziegel, Töpfergeschirr und Steingut. Zum Tonzeug rechnet man Klinker, Steinzeug und Porzellan. Die Verarbeitung des Tons durch Formen und Brennen war den Ägyptern schon vor 6000 Jahren bekannt. Nach der Völkerwanderung wurde die Kunsttöpferei von den Mauren neubelebt, deren glasierte und bemalte Gefäße nach der Insel Majorka 'Majolika' genannt wurden. Die Erzeugnisse der Stadt Faenza in Italien erhielten im 15. Jahrhunderte den Namen 'Fayence'. In Deutschland war im 16. Jahrhunderte graues und braunes Steingut Gebrauchsgeschirr; Majolikaöfen waren verbreitet; im 17. Jahrhundert war holländische Delftware beliebt. China kannte seit dem 6. Jahrhunderte das Porzellan; aus China stammt unsere Tasse. Im Jahre 1695 gelang es in Dresden Tschirnhausen, aus geschlämmtem Tone Porzellan herzustellen, das fabrikmäßig von dem Alchemisten Böttger aus Kaolin seit 1709 in Meißen gewonnen wurde. Steingut, Steinzeug und Töpfergeschirr waren über dem

Porzellan lange in Vergessenheit geraten und zu Bauerngeschirr herabgesunken. Heute sind auch diese Tonwaren wieder geschätzt. Gemeines Steinzeug ist das altdeutsche Geschirr, das Gebrauchsgeschirr des deutschen Bürgers der Reformationszeit, Trinkkrüge und Geräte, meist grau mit blauer Bemalung und reich geschmückt, auch in brauner und roter Masse. Den Übergang zum gemeinen Töpfergeschirr bildet das altberühmte Bunzlauer Geschirr, außen mit alkalireichen oder mit Pottasche versetzten braunen Tonen glasiert (Lehmglasur), innen weiß durch eine aus Schlemmkreide und Feldspat gemischte bleifreie Glasur und bei hoher Temperatur gebrannt. Eine der bedeutendsten Leistungen der Töpferei ist ein im Jahre 1753 von dem Töpfer Gottlieb Joppe gefertigter Topf von 2,2 m Höhe und 4,2 m Umfang, dessen Gewicht 600 kg beträgt. Der 1813 von den Franzosen zerschlagene, aber mit einem Drahtnetz wieder zusammengeflickte Topf ist noch heute das Wahrzeichen der Stadt Bunzlau. Die Töpferfachschule der Stadt fertigt auch feines Steinzeug; aber die altbeliebten 'Punzeltöpfe' fehlen auf keinem schlesischen Jahrmarkte. Die Porzellanindustrie Schlesiens ist die bedeutendste in Preußen; sie hat 93 Betriebe mit 7000 Personen, gegen 295 Betriebe mit 10000 Personen in Preußen.

Glaserei. Das schlesische Gebirge ist von alters her Sitz einer bedeutenden Glasfabrikation gewesen; die Josefinenhütte gilt noch jetzt als die beste Kunstglasstätte Deutschlands. Das Glas gehört zu den ältesten Kulturerzeugnissen der Menschen. Die Ägypter der Pyramidenzeit kannten es und verstanden es zu formen und zu färben. Die Römer haben das Formen durch Blasen mit der Pfeife ausgebildet. Seit dem 10. Jahrhunderte trifft man Glashütten in böhmischen und bayerischen Wäldern, wo ein sehr widerstandsfähiges, etwas grünliches Glas geblasen wurde; 1366 wird die Glashütte 'in dem Schribirshau' erwähnt. Das heute bevorzugte wasserhelle geschliffene Kristallglas wurde zuerst in den böhmisch-schlesischen Bergen hergestellt. Maschinen beginnen heute die Glasbläser zu verdrängen; an die Stelle des Kleingewerbes tritt die Großindustrie. Aber die alten schlesischen Hütten der Gebirgsgegenden stellen Luxusartikel von höchstem künstlerischem Werte her; nur die

Massenartikel werden von großkapitalistischen Fabriken geliefert. Schlesien hat heute etwa 400 Betriebe (in Preußen 1196) mit insgesamt etwa 12000 tätigen Personen.

Schmiedehandwerk. Das Kunstschmiedehandwerk ist wie das der Goldschmiede in Schlesien seit langem gepflegt worden. Schmiedeeiserne Gegenstände gehören zu den schönsten Stücken schlesischer Volkskunst: Gitter, Türbeschläge, Turmkreuze, Wasserspeier, Feuer- und Kamingerät, Türklopfer, vor allem Schlösser und Schlüssel. In jedem Museum finden sich Beschläge gotischen Stils, quer über die Bretter der Tür reichend mit mondförmig oder in Rankenwerk mit Lilien und Blattformen auslaufenden Enden. Das 16. und 17. Jahrhundert entwickelt besonders das Gitterwerk zu Schmuckformen, wie sie der schöne Brunnen zu Neiße zeigt. Die Barockzeit zieht Wappen und Namenszüge in die Schmuckgebung des Eisengeräts hinein, besonders auf den Grabkreuzen, die noch jetzt manchem schlesischen Friedhofe seine Stimmung retten. Im 19. Jahrhunderte hat die billige Gußware die Schmiedekunst gefährdet, aber das Kunstgewerbe nimmt alte Motive wieder auf und bereichert sie.

Bergbau. Der Bergbau erstreckte sich wie in allen anderen Ländern zunächst auf Gold und Eisen. Um 1148 soll Magneteisenerzbau bei Schmiedeberg, um 1156 Kupferbergbau bei Kupferberg, Anfang des 13. Jahrhunderts Goldbergbau bei Goldberg betrieben worden sein. 2500 Bergknappen sollen vor 700 Jahren bei Goldberg in 13 Stollen gearbeitet haben. Durch Aushebung des fünften Mannes fochten 500 Bergleute im Jahre 1241 in Heinrichs des Frommen Heer in der Tatarenschlacht bei Wahlstatt. Um diese Zeit wurde schon in Reichenstein auf dem Serpentingange Gold und Silber gegraben. Nach der Chronik der alten Bergstadt Silberberg wurde dort im Jahre 1370 von Bergleuten aus Reichenstein und aus Sachsen Silberbergbau aufgenommen; 1573 gewann man Silber zu Ober-Weistritz und 1695 zu Hirschberg. Im Waldenburgischen fand bei Gottesberg anfänglich Bergbau auf Metall statt; später erst ging er auf die Steinkohlenflöze über. Auch in Oberschlesien sollen Blei- und Silbererzbergwerke zu Beuthen schon

im 12. Jahrhunderte betrieben worden sein; bei Tarnowitz stand der Bergbau im 16. Jahrhunderte in voller Blüte. Dort gewann man auch Galmei, der zur Herstellung von Messing Verwendung fand. Der Beginn des oberschlesischen Eisenhüttengewerbes fällt etwa in die Zeit um das Jahr 1365, zu der in der Nähe von Tarnowitz von Böhmen das erste Luppenfeuer erbaut wurde. Die Luppenfeuer wurden dann mehrfach in den Wäldern zerstreut von den Grundbesitzern angelegt, auch zum Verbrauch des sonst wertlosen Holzes. Schon die Hussitenkriege brachten dem Bergbau schwere Schäden; der Tiefstand aber war mit dem Dreißigjährigen Kriege erreicht; als Schlesien unter preußische Herrschaft kommt, beginnt der Aufstieg. Der erste Abbau von Kohle soll 1750 auf der Brandenburggrube bei Ruda stattgefunden haben; bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts aber wurde in der Neuroder Gegend Bergbau auf Steinkohle betrieben.

Auf den Bergbau fanden schon seit dem 13. Jahrhunderte Bergordnungen Anwendung, die aus Iglau in Böhmen und aus dem um 1300 von König Wenzel erlassenen Berggesetz, aus der Kuttenberger und seit 1548 aus der Joachimsthaler Bergordnung entlehnt wurden. 1528 wird vom Markgrafen Georg von Brandenburg die erste Bergordnung für die Beuthener Herrschaft erlassen. Die schlesischen Mediatherrschaften haben später ihre eigenen Bergordnungen, bis 1769 Friedrich der Große die Revidierte Bergordnung erläßt.

Auf die Goldgewinnung weisen die Ortsnamen auf '-seifen' hin, wie Flachenseifen, Schmottseifen, Lauterseifen, Steinseifen, Querseifen, Stuhlseifen; auf die Eisenverarbeitung die zahlreichen 'Hammer'. Der Hammer zinste der Herrschaft in Eisen; so zinst Meister Paetzold im Jahre 1391 in Deutsch-Hammer wöchentlich an die Trebnitzer Äbtissin 2 Stäbe Eisen und 2 Pflüge.

Zechennamen. Gern knüpft die Sage an die alten Zechen- und Stollennamen an, die in ihrer Seltsamkeit die Phantasie des Volkes erregten. Zuckmantel hat im Jahre 1360 eine Grube 'Zum alten Stein' und 'Zum freien Stein'; Reichenstein besitzt schon 1509 seinen sagenumwobenen 'Goldenen Esel' und weist 1526 die folgenden Zechennamen auf: des heiligen Leichnamszeche, sand Ludewig,

sandt Christoffluss, sandt Ursula (vorher: sandt Georgi), sandt Anna, Mattieschen zech, sandt Mertten; 1528 sandt Wolffgang, sand Marcus, sand Michel.

Walenbücher. Welche Anziehungskraft der Erzreichtum Schlesiens auf fremde Abenteurer hatte, zeigen die Walenbücher, die handschriftlich im Umlauf waren und den Weg zu den verborgenen Schätzen im Riesengebirge und am Zobten zu weisen versprachen. Als Verfasser des ältesten in Abschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts überlieferten Walenbuches nennt sich Antonius Wale aus Florenz, der 1410 die Genehmigung zur Niederlassung in Breslau erhielt und 1439 aus dem Breslauer Rate ausgestoßen wurde. Auf dieses älteste Büchlein führen wohl alle anderen Walen- oder Regierbüchlein zurück. Sein erster Abschnitt lautet:

Das ist eyn register op der Meysen grund; mercke is gar ebin. In dem namen gotis amen. Ich Anthonius Wale vormelde gote zcu lobe, manchem armen zcu trosste und meyner zele zcu seligkeyt, weme seyn mud, hercze und begyr stehet noch gutte und noch ere, der froge noch eyner stad, dy heysset dy Sytte (Zittau) und vorbas off eyn dorff, das heyssit Waltirsdorff und Luckendorff und fort uff Furtisdorff (Bertsdorf) unde gehe zcu dem Tolensteyne (Tollenstein bei Rumburg) den wegk, der do get kegin Ruckirsdorff (?) und von dem Tolinsteyne off dy hoe heyde durch eynen grund, und der grund leyt keygen der cleynen heyde; do wert ir gehen durch eyn fichtigk durch eyn Windgebirge. Und wen ir durch daz Windgebirge komet, so wert ir finden den Palmsteyn, do ist angehauen en bischoff, so gehe denne off dy rechte hant keygen dem mittage wol eyn gewende, zo werrt dir zcukomen eyn grund, der ist nicht langk, do wirstu sehen off der hoͤe des grundis eynen bom, der ist also gestald und hot eynen ast gleychir weyse, alzo eyner hette eynen arm ausgestracket, do habe ich Anthonius Wale gross gut undir behaldin, daz sich wol mochtin ir hondirt von neren, weme is got bescheret hette. Und stehet och yn dem grunde eyn bom, der ist geschaffin alzo eyn armbrost flussel und do leyt och vil guttis undir begrabin. Und so sullit ir den grund dirkennen bey eynem sulchin wortczeychin: ist daz ir dor eyn komt, zo sehe eyner den andern an, zo seyt ir allir bloe gestald vor grossim gute und swefil; der do yn dem grunde ist, der wirt finden moes, alzo tyff, daz her wil wenen, her welde dor ynne vorsincken. Zo tut das moss wegk mit den hendin und myt den fussin, zo wert ir finden eynen weyssin sant und yn dem weyssin sande wol eyner halben elen tyff, zo wert ir finden perlin, alzo dy erbis gross, und

gold, alzo dy snelle keulen lengelicht, und daz ist daz rechte wortczeychen. Und der grund ist geschaffin ader gestald alzo eyn schiff. Wen ich Anthonius Wale von den gnoden gotis gutis genugk habe an slossirn und an dorffern und darff seyn do nymme holen. Wyl abir do ymant zcu dem Schőberleyn gehen, so gehe desehalbe dy rothe heyde und sich den Tolenstein an zcu dem torme, und wen du wirst sehen zcu eynem fenstir eyn und zcu dem andern fenstir aus, zo sich dich umbe wol eynen armbrost schoss, zo wirstu sehen eyn kleyn bergeleyn, dorauss fleust eyn wesserleyn vorholen. Dorynne findestu kleyne goldeleyn, alzo dy wicken gross, alzo daz du sy magist mit gusseln geraffin, und seyn och in dem flosse forellen und golt, daz weschsit alzo dy finger und stehet dy forn. Und wer do hen gehen wil adir suchen, der sal sich alzo dorczu bereytin, daz her alle recht tuhen sal gleycher weyse, alzo eyner sterbin sulde, und sal II tage fastin zcu wasser und zcu brothe, ehe her gehen wil und yn dem dritten tage gehe her yn dem namen des almechtigin gotis, wen dy do metenandir gehen wellin, dy sullin enandir gleuben und getrauen und gewer seyn, zo wirt sy der allemechtige got berotin und irhoren. (Breslauer Stadtbibliothek Hs. R. 454, Miscellanea de Chrysopoeia.)

Bergmannsleben. Dem Bergmanne offenbaren sich die Wunder der Tiefe und erfassen seine Phantasie. In der Tiefe lauert der Tod; das macht den Bergmann ernst und wortkarg und öffnet seinen Sinn der Religion. Seit langem unterscheidet sich der Bergmann von der umwohnenden Bauernschaft durch Sprache, Tracht, Brauch und Glaube. Unter Tage herrscht das Schweigen; die Grubenlampe täuscht Schattenbilder vor. So sind im Erzbergbau volkstümliche Vorstellungen heimisch, die aber im Kohlenbergbau bei den meistens nicht ansässigen Arbeitern kaum Wurzel geschlagen haben. Nur die Sondersprache ist da geblieben. Man spricht von Tag- und Nachtschicht; jede Fortbewegung heißt 'Fahrung'. Der Bergmann trägt das 'Berg- oder Fahrleder' als Lendenschurz; die Grubenlampe leuchtet ihm. Der Gruß ist 'Glück auf!' Die Einfahrt beginnt mit einem Gebete im Zechenhause vor dem Bilde der Schutzpatronin Barbara und mit einem frommen Liede; dann werden die Namen vom Steiger verlesen, und mit dem Wunsche 'Gehet mit Gott' werden sie auf ihre Orte verteilt; dann fahren sie ein. Besonders bei Unglücken wird der Glaube an den Berggeist immer wieder lebendig. Vor Ort zieht der Bergmann seinen Kittel aus, macht das

Kreuz und beginnt die Arbeit. Kein Bergmann darf in der Gefahr, die ihn umgibt, fluchen, ja nicht einmal pfeifen. Der Berggeist erscheint als Bergmann, Steiger, aber auch als Zwerg. Bei seinem Anblick bekreuzt man sich, flieht oder wirft sich platt zu Boden. Verlangt er Feuer für seine Pfeife, so reicht der Bergmann die Grubenlampe mit dem Stiele der Keilhaue. Man muß seinen Befehlen auf der Stelle nachkommen; so rettet er aus Gefahren. Auch als Fliege, Spinne, Feuerkugel, Maus oder als blaue Flamme zeigt er sich. Er belohnt Ehrlichkeit und Redlichkeit. Einst hatten die Bergleute ihre Feste, die Bergpredigten; davon hat sich nur noch das Bergbierfest erhalten; früher dauerte es zwei bis drei Tage, heute nur einen Sommernachmittag. Da gibt die Verwaltung Freibier, Wurst und Semmel; dabei wird zur Musik der Bergkapelle getanzt. Am Barbarafeste (4. Dezember) ist feierlicher Kirchgang. Bei solchen Festen wird eine dunkle, mit schwarzem Samt- oder goldgesticktem Kragen und Samtaufschlägen versehene Jacke, das Fahrleder und die Grubenmütze mit einem Federbusche getragen.

Handel

Aus der Geschichte des schlesischen Handels. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wird ein Wallfahrts- und Handelsweg aus Böhmen über Glatz, Nimptsch, Breslau und Militsch zum Grabe des heiligen Adalbert in Gnesen geführt haben. Am Ende des 14. Jahrhunderts verhandeln Breslauer Kaufleute mit Händlern aus Nowgorod über Pelzlieferungen. Im 15. Jahrhundert hat Schlesien einen bedeutenden Verkehr mit dem Orient in sogenannten Nürnberger oder Kramwaren, Leinwand und Tuch, wogegen besonders Wachs zu gottesdienstlichen Zwecken und Vieh eingeführt wurde. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts besteht auch ein lebhafter Verkehr mit Venedig über Brieg, Oppeln, Kosel oder am Gebirgsrande über Ohlau, Wansen (später Brieg und Grottkau), Neiße, Leobschütz nach Ratibor, von da über Prerau ins Marchtal nach Wien und über den Semmering. So treffen wir in Breslau seit 1410 auch Florentiner wie den Wechsler Antonius Wale. Seit

1728 sind Bestrebungen bemerkbar, Triest an die Stelle von Venedig treten zu lassen; Breslau führt dorthin Webwaren, Tuche und andere Wollzeuge, 'Lein- und Tischgewandt', Strümpfe, Zwirne und Garne aus. Ein wichtiger Weg nach Venedig war im 15. Jahrhunderte die 'hohe Straße' über Liegnitz, Hainau, Bunzlau, über Lauban oder Görlitz nach Zittau und durch den Paß von Gabel nach Böhmen, über Weißwasser, Jungbunzlau nach Prag, und von da durch die österreichischen Alpenpässe.

Fuhrleute. Bei dem starken Frachtverkehr mußte sich ein eigener Stand der Fuhrleute mit besonderer Tracht und Sitte herausbilden. Die mächtigen Plauenwagen der Frachter gehören zu den malerischen Bildern, die der Autoverkehr noch nicht ganz vernichtet hat. Die Bauern von Schönwald bei Gleiwitz lebten unter Vernachlässigung ihrer Ackerwirtschaft jahrhundertelang hauptsächlich vom Fuhrwesen. Mancher Besitzer soll dort bis zu dreißig Pferden besessen haben. Sie verfuhren Salz, Kohle, Erz und Kaufmannswaren nach Sachsen, Polen, in die Mark, nach Österreich und Ungarn. So holte noch 1854 der Schulze des Dorfes Zitronen und Apfelsinen aus Triest. Die Schönwälder Fuhrleute trugen unterwegs ihren abgebrauchten Festtagsmantel, einen hohen steifen Hut, lange, unten umgekrempelte Hosen und einen breiten Ledergurt.

Münzen und Maße. Der Schlesier hat aus dem alten Münz- und Maßsystem Bezeichnungen in die neue Ordnung herübergenommen und an die neuen Begriffe angepaßt. Er spricht nicht gern vom Zehnpfennig, sondern vom Böhmen, 'bīma', und behält damit die mittelalterliche Wendung 'grossus bohemicalis' bei, wie nach der Vereinigung Schlesiens mit Böhmen im 14. Jahrhunderte die Bezeichnung für den Groschen lautete. So hört man auch noch den Namen 'Sechser' für Fünfpfennig, wohl auch von älteren Leuten die Berechnung nach 'Zwei Sibergroßen' und nach Talern. Die mittelalterlichen Ausdrücke: helbling 'stips', virdung 'ferto', schilling 'solidus', guldin 'aureus, florenus', ducath 'ducatus', heller 'hellensis', scherff 'obulus, as' (Hs. I. Q. 103 um 1480) sind rein formelhaft geworden, oder wie 'mark' in das neue Münzsystem übernommen. Fast außer Brauch ist die Messung nach 'Elle, Fuß,

Zoll, Spanne, Klafter, Metze'; 'Viertelkorb' und 'Sack' sind als ältere Maßbezeichnungen noch im Umlauf, 'Malter' ist auf den Müllereibetrieb beschränkt, 'Lot' hört man nur noch im Haushalt beim Kaffeemessen, 'Scheffel' ist überall bekannt, aber außer auf dem Lande nur in formelhafter Verwendung üblich, 'Unze' ist veraltetes Edelmetallgewicht. Die Verwendung der Bezeichnung 'Schilg' für Dutzend scheint nur auf den Gemüsehandel der Breslauer Gegend beschränkt zu sein. Die strengen Vorschriften der Handelspolizei haben rasch mit dem alten Maß- und Gewichtssysteme aufgeräumt.

Waffenspiel

Jagd. Der Wildreichtum Schlesiens bot den Bewohnern reiche Gelegenheit zur Jagd. Die Ausdrücke, die sich in den Wörterbüchern des 14. Jahrhunderts auf die Jagd beziehen (Hs. IV. F. 85 um 1400), erzählen von Hundezucht und jagbarem Wilde, aber auch da und dort von Jägerlatein.

Yeger, yacht, tirhof, baur 'cavea', tyrgarte, hack 'indago', druch, wolbesgrube 'decipula'; necze, tyrnecze, ebernecze; eberspis 'venabulum'; hunt, czohe 'canicula', hundekoppel, hundebant, hundeseil, koppel, hundestal; hundeslaus 'cicinus'; hundesdreck 'grecum album'; welf 'catulus', welfcheyn 'catellus', yagthunt, rôde, stocrode, leytehunt 'molosus', spurhunt 'lustria, lustralis, odorinsequus', bracke, halbhunt, halbwolf 'liscia', hunt von wolves geslechte 'linassa', heczehunt 'melampus', wintspil 'sparca'.

Bock, rebock, steinbuck, hirs, jung hirs, hinde, hindenkalb, haze, hezecheyn, wiltber, wiltswin 'aper', vochs, vochsinne, lochs, hamster, marder, hermel, greber, grebing 'Dachs', wolf, wolfinne, beer, berinne, kater, kacze, keczelein, eichhorn, merkacze 'spinx', affe, czebelle, merwunder 'sirena', garst 'rancor', waltezel, egel 'ericius', lebart 'leopardus', panther, pantir, lewe, lewynne, kamel, olpente 'dromedarius', elephant, elfenbein, elfenbeinin, einhorn 'unicornus, rinocerus'.

Waffen. Ritter und freie Bauern ebenso wie die Städter waren im Waffengebrauch erfahren. Die Ausdrücke, die sich in der Zeit der schlesischen Besiedlung auf die Bewaffnung beziehen, sind daher vielseitig (Hs. IV. F. 85 um 1400):

Wopen, sper, glicze 'Spieß', gliczenschaft, sperglicze, grelle 'Spieß', grellichin, vlite 'leichter Pfeil', roubirsglicze 'francisca', spereysen; schucze; phil, boge, kocherdecke, armbrust, wynde, bleyde 'Steinschleuder'; schilt, schiltknecht, schiltfurer, tartsche, grocze breyte tarczsche, beczogen schilt, pockel 'Buckel', pockelereysen, sarwechter (= sarworchte, Panzerschmied), panczer, dryvach panczer 'trilix', plate, brustblech; helm, ysenhůt, pekelhawbe; swertmacher, swertveger, swert, swertelein, schirmer swert 'macera', kampswert 'framea', halb swert 'semispata', stabswert 'sicta', breitswert 'spata', swertscheide, ortbant, yserinne keule.

Schützengilden. Die Landesfüsten sahen es gern, wenn sich die Bürger in den Waffen übten, weil sie in Zeiten der Gefahr die Verteidigung der Stadt übernehmen sollten. So entstanden um die Mitte des 15. Jahrhunderts schon die ältesten schlesischen Gilden, zu denen die von Breslau und Neiße gehören. Man übte zwei Arten des Schießens: aus der Armbrust, 'dem Stahle', nach dem Vogel und aus der Büchse, 'dem Rohre', nach der Scheibe. Die Gilden der schlesischen Städte luden sich gegenseitig zum Vogelschießen ein. Im Dreißigjährigen Kriege verkümmerten die Schützenbrüderschaften, das Armbrustschießen hörte ganz auf, die schönen Schützenkleinode, die vom Schützenkönige und dem Ritter getragen wurden, verschwanden großenteils. Erst das 19. Jahrhundert hat eine neue Blüte der Schützengilden gesehen, deren Feste und Trachten zum schönen Bestande der noch lebendigen Volksüberlieferung gehören.

V

Rätsel, Spruchweisheit, Volkslied

Rätsel

Die schlesische Überlieferung kennt Rätsel, die zu dem ältesten germanischen Rätselgute gehören. Das schon in Deutschland im Anfange des 10. Jahrhunderts in lateinischer Übersetzung bekannte Rätsel vom 'Vogel federlos', das in die altdeutsche Alliterationsdichtung gehört, findet sich auch in einer schlesischen Handschrift aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Hs. IV. Q. 102): Vidi avem sine pennis sedentem in arbore sine ramis vel foliis. Venit homo sine pede, comedit eum sine ore (Nivem). Aus den altgermanischen Rätseln, von deren Lösung sogar das Leben des Ratenden abhängen konnte, den Halslöserätseln, die von Welt- und Menschenschöpfung und Weltende handelten, gehen im Mittelalter die Rätsel- und Lügenlieder der Spielleute hervor, die nach anscheinend unmöglichen Dingen fragen, für deren Beantwortung scherzhaft Belohnung in Aussicht steht. Das heutige schlesische Rätsel freut sich an der Klangmalerei und an absonderlicher Wortbildung:

Gerumpelt, gepumpelt, gefitschelt, gefatschelt, und wenn die gerumpelte, gepumpelte, gefitschelte, gefatschelte nie weiter kann, so muß sie sie wieder heimschaffen. (Waschbrett.)

Es gingen fünfe jagen,
zwei brachten ihn getragen,
sie trugen ihn nach Wälgerwitz,
von Wälgerwitz nach Nagelwitz,
dort haben sie ihn erschlagen. (Peter Nr. 340.)

Onda zwee Braatla,
do druuf zwee Schtäckla,
do druuf a Korb,
do druuf ne Miehle,
do druuf zwee Lächer,
do druuf zwee Lichter,
do druuf a Wald,
drenne läft rem jong on alt.

(Mensch. Peter Nr. 353 und 354.)

Spruchweisheit

Das alte schlesische Sprichwort. Die Schlesier sind sprichwortfroh. Sprichwörter strömen heute von allen Seiten nach Schlesien hinein; ein großer Teil der in Wanders Sprichwörter-Lexikon gesammelten Sprüche ist auch den Schlesiern geläufig. Wollen wir aber das alte mitteldeutsche Gut der schlesischen Siedler feststellen, dann müssen wir in die Überlieferung des 15. Jahrhunderts zurückgreifen und die Wege aufspüren, auf denen die altdeutschen Sprichwörter herüberkamen und ins Volk eingedrungen sind. Es steht heute fest, daß das wichtigste Mittel für die Verbreitung des deutschen Sprichworts in Schlesien die deutsche Predigt gewesen ist; wir kennen heute eine weitverbreitete Sammlung von Predigten, die neben dem Kanzelspruche ein deutsches Sprichwort enthalten, dessen Sinn in geistlicher Weise gedeutet worden ist. Aus dieser Predigtsammlung läßt sich schließen, daß im Beginn des 15. Jahrhunderts in der Meißener Gegend eine lateinisch-deutsche Sammlung von wenigstens 500 Sprichwörtern bestanden hat, die zu erbaulich-klösterlichen Zwecken bestimmt war, und die ihren Namen wie auch einen kleinen Teil ihrer Texte Freidanks 'Bescheidenheit' entlehnte. Aus ihr sind viele der niederländischen 'Proverbia communia' geflossen; ein umfangreiches Bruchstück dieser Sammlung ist in Schlesien gefunden worden. Aus dieser Grundsammlung schöpfte ein Meißener Predigtwerk kurz vor der Mitte des 15. Jahrhunderts seine Themen, indem jede Predigt von einem Sprichwort ausging, das nach seinem weltlichen Sinne erklärt und dann geistlich gedeutet wurde. Luther hat diese Meißener Sammlung für sein Sprichwörterverzeichnis ausgenützt. Teilweise gekürzte Abschriften kamen nach Schlesien, nach Breslau, Sagan, Glogau, Frankenstein, die wichtigste und der Vorlage am nächsten stehende nach Frankenberg-Camenz. Von diesen schlesischen Texten muß jede deutsche Sprichwörterkunde ausgehen. Wieweit ihre Fassungen deutsche Originalsprichwörter darstellen, ist eine müßige Frage; auch die Einführung des Begriffs 'Lehnsprichwort' scheint unfruchtbar. Was sich im Volksmunde behauptet hat, beweist, daß es das Empfinden des

Volkes widerspiegelt und ist eben deswegen auch deutsch. Sinn dieser Sprichwörter ist im wesentlichen die Herstellung landläufiger, bequemer Maßstäbe für das Verhältnis zu Gott und Kirche, zur Entschuldigung eigener Schwäche und zur Kritik der Fehler des lieben Mitmenschen. Quellen sind: die gesamte mittellateinische Bildung, die Tiersage, die Beobachtung der religiösen, sozialen, Rechts- und Familienverhältnisse. Der Schwund vieler Sprichwörter beweist ebensowenig wie das Aufkommen neuer eine Änderung des seelischen Zustandes, sondern entspricht meistens der Änderung der Lebensführung und der sozialen Beziehungen. Das Wort 'sprichwort' ist in Schlesien schon um 1400 als Wiedergabe des lateinischen 'proverbium' bekannt.

Eine geschlossene, widerspruchslose Lebensanschauung ist bei der Vielseitigkeit der Herkunft und dem weiten Geltungsbereiche dieser Sprichwörter nicht zu erwarten; aber gewisse feste, durchgehende Linien sind doch darin erkennbar, nach denen sich das Verhalten des einzelnen wie der Gesamtheit in den verschiedenen Lebenslagen richten konnte. Wie das höfische Epos, so empfiehlt auch das volkstümliche Sprichwort die Selbstbeschränkung. Maß ist in allen Dingen gut. Vor allem im Glücke: Lache nicht zu sehr, es ist noch nicht aller Tage Abend. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Niemand preise sich glücklich, er sei denn über den Bach. Ende gut, alles gut. Wunderst du dich, daß ein Mensch fällt? Das Pferd hat zwei Füße mehr und fällt doch auch! Wer nie fiel, stand nie auf. Vertrau auf Gott; will er dein Wohl, dann kann niemand wider dich. Sei schlecht und recht, so gefällst du Gott. Gott weiß wohl, wer ein guter Pilgrim ist. Gibt er's nicht in Scheffeln, dann gibt er's in Löffeln. Den Teufel sollst du fällen mit Gottes Kraft. Bete und arbeite. Jung gewohnt, alt getan. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Nicht das lange Messer macht den guten Koch. Man kann das Meer nicht in eine Flasche schöpfen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Wer zwei Dinge zugleich erstrebt, verliert gemeiniglich sein Brot. Weh dem, der vielen Herren dient! Auf den ersten Streich fällt der Baum nicht. Kommst du nicht mit der Hand durch,

dann nimm den Mund zu Hilfe. Je mehr Hirten, desto üblere Hut. Wie wir's treiben, so geht es. Den Letzten beißen gerne die Hunde. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ein Abend ist besser als zwei Morgen. Halt den Sack auf, wenn man dir's Ferkel reicht. Der beste Freund auf Erden ist der Pfennig in der Tasche. Man kauft wenig Gold um ein Ei. Leere Hand kauft nichts. Armer Mann hat armen Mannes Kauf. Halt dich warm, so frierst du nicht. Auf ganzer Haut ist gut schlafen. Wer da hat, die klingen, der hat auch, die singen. Je mehr der Geier hat, desto mehr will er. Milder Hand gebrach nie. Große Gabe bringt großen Dank. Wer Gut haben will, muß Gut geben. Wo man nichts hinlegt, nimmt man nichts weg. Wer gut schmiert, fährt gut. Man soll sich vor dem Baume neigen, von dem man Schatten hat. Vor Fastnacht kurze Predigt und lange Bratwürste. Kommt der Aschtag, steck die Fiedel in den Sack. Wenn die Lust am größten ist, hör' das Spiel auf. Süße Bissen haben sauren Nachgeschmack. Nach großem Donner kommt gerne Regen. In der Freude lerne weinen. Guter Mut ist halber Leib. Nach Regen kommt Sonnenschein. Nichts ist so schlecht, daß es nicht auch sein Gutes hätte. Rom ist nicht an einem Tage erbaut. Weiter kommt, wer langsam geht, als wer in schnellem Laufe ermüdet. Schnelle Sprünge taugen nichts. Gute neue Märe soll jeder gerne hören. Es ist gut, etwas zu wissen. Wer die Weise kennt und kann, führt die Braut heim. Wer das Geschoß nahen sieht, wird selten verwundet. Nicht alles ist Gold, was glänzt. Alt sein ist ein Unglück; alt und töricht sein ist doppelter Schaden. Wenn das Pferd verloren ist, bessert man den Stall. Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen. Wer über sich hinaus will, überwirft sich leicht. Je höher der Berg, desto tiefer das Tal. Wen der Teufel schänden will, dem hängt er zuvor ein Ehrenkleid um. Viel reden macht wüste Köpfe. Hör', sieh und schweig', so lebst du in Frieden. Rede, wie dir der Mund gewachsen! Sprich die Wahrheit, auch wenn dir die Welt gram wird. Nichts Schlimmeres als der Heuchler. Den Freund erkennt man in der Not. Wie du dienst, so lohnt man dir. Eine Hand wäscht die andere. Hüte dich vor dem Schalke! Kein Haß ist schlimmer als geheuchelte Liebe. Frauendienst

lohnet nicht, Herrengunst erbet nicht. Was man im Leben sät, erntet man nach dem Tode. Je größer der Schalk, desto größer das Glück. Die Menschen wundern sich, wenn Esel gekrönt werden. Der Krug geht solange zum Wasser, bis der Henkel bricht. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wer andern einen Galgen baut, kommt leicht selbst daran.

Die Sprichwörter, die sich in verwandter Form in Luthers Meißener Sammlung wiederfinden, mögen im handschriftlichen Wortlaut hier folgen; die in Klammern gesetzten Ziffern geben die Nummer in Luthers Verzeichnis an.

1. Der ůber sich hȏhet, dem fallyn dy spene yn dy ogen (29).
2. Wen man dem hunde zu wil, zo hat her daz schmeer gessen (31).
3. Wer deme andern czuwil, der bricht ym eyne zache von eynem czawne (32.)
4. Wer den andern yaget, der rugeth selden (47).
5. Hutte dich, meyn phert schlet dich (55).
6. Jung gewont, alt gedonth (65).
7. Eyne cro clucket der andern nicht dy ogen aus (67).
8. Eyn iczlich gleyche suchit seynen gleychen (79).
9. Y heiliger mensch, y grusser anfechtung (97).
10. Yn sulchem waszer fehit man sulche fyssche (100).
11. Der ist gut an den reyen czu brengen, wer do gerne tanczt (108).
12. Lange sichen ist gewiser tod (112).
13. Der dy weyse kan, der furt dy braut hem (145).
14. Wer ee zcu der mole kumpt, der melet ee (146).
15. Der awes den augen ist, der ist ouch aus dem gemuthe (165).
16. Wenne man das ferkel beuth, so sal man den sag uff haldin (176).
17. Wo man hyn kommet, do fynt man den wyrt doheme, aber kommet gar schire (181).
18. Das man yn schalk vil undir dy banck stost, zo ragen yn yo dy fusse hervȏr (191).
19. Blint man, arm man (199).
20. Is ist besser eyn gedinge yn dem strawche, wenne yn deme stocke (200).
21. Eyn alt hunth ist bose bendigk zcu machen (236).
22. Wes dy kw ist, der czihet sy bey dem czayle (241).
23. Das myr libet, das let myr nymanth (246).
24. Wer ys yrbetyn (erwarten) kůnde, ys wůrde noch allis gut (259).

25. Der yn dem rôre siczit, der macht pfeyfen, wy her wil (260).
26. Du bist der sunden ledig als eyn hunth der floe umbe sinthe Johannistag (265).
27. Wen man eynen hengen wil, zo ist czur stauppen hawen kirmis (279).
28. Dem bawme sal man neygen, von deme man schaten hoth (291).
29. 'Eyn lip suchit gerne das ander lip', sprach der wolff und lugethe in den gensestal (304).
30. Zeit hot ere (322).
31. Den der teuffil schendyn wil, dem henget her eynen langyn mantyl an (325).
32. Der do vorhôrt, do wyrt ere ausz (331).
33. Man darff den teuffel nicht an dy want molen, her kompt wol ungemolt (356).
34. Ys ist aus, das man speck of kolyn brit (360).
35. Kuche heen, kuche herwedir; thue mir libe, ich tu dir wedir (382).
36. Is krummit sich yn der jogunt, das zcu eynem hocken werden wil (402).
37. Torhait macht arbayt (442).
38. An dem bestyn ist der beste koff (453).
39. Ist das ende gut, zo wirt allis gut (460).
40. Wenne das kint seynen willen hot, so weynt is nicht (467).
41. Was dich nicht bornet, dass lesche nicht (489).

Schreiberverse. Den engeren Lebenskreis des fahrenden Schülers und des Mönches spiegeln die Verslein wider, die meist lateinisch, dann und wann auch deutsch an das Ende des mühsam vollendeten Handschriftenbandes gesetzt werden und außer frommen Wünschen und der Bitte um das Gebet des Lesers auch den Wunsch nach klingendem Lohne, nach gutem Biere und sonstigen Genüssen des weltlichen Lebens, wohl auch satirische Ausfälle und Verfluchungen der Bücherdiebe enthalten. So schließt eine Handschrift vom Jahre 1422: Hier hat das Buch ein Ende. Gott uns sende in sein Reich, wo wir bleiben ewiglich. Ich habe das geschrieben; mir sind wenig Heller übrig blieben; sondern sie sind gegangen nach Wein und Bier jetzt und allezeit gar schier. Denn das macht den Menschen schön und zier. — Am Ende einer Heinrichauer Bibel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts: Nun hat das Buch ein Ende. Gott geb uns nach diesem Elende die ewige Ruh. Da helf Maria zu; etcetera, Schreiber, dem ist der Beutel leer. Darin müße er Pfennige

han und dazu ein Mägdelein wohlgetan. Der ist Ulrich genannt, geboren ist er zu Bayerland. — Peter Reimann aus Hirschberg, Mönch von Leubus, der in Schlaup sein Buch beendet, setzt darunter im Jahre 1476: Amen, nun gehts nach Jubelwitz mit den Hellerlein, die wir in Schlaup verdienten; die vertrinken wir im Kretscham.

Studentenverse. Lebenslust und Philisterverachtung offenbaren die Reimsprüche, die, an die volkstümliche Spruchweisheit anknüpfend, in der Zeit des Späthumanismus in Schlesien in den Kreisen der gebildeten Schreiber im Umlaufe sind. In einem Liederbuche eines Kaspar Hildebrand zu Breslau aus dem Jahre 1607 sind eine große Anzahl davon unter Volksliedern verstreut eingetragen. Da heißt es etwa: Geduld ist Unfalls Arzenei; Guter Mut ist halber Leib; Hüt dich, Narr, und nimm kein Weib! — Wer auf einem Pflaster rennt und auf einer Brücken sprengt und einer Jungfrau Herz nicht kennt, der bleibt ein Narr bis an sein End. — Großen Herren und schönen Frauen soll man viel dienen und wenig trauen; denn es ist in ihr Herz geschlossen, wie Wasser in ein Sieb gegossen. — Wenn die Henne kräht vor dem Hahn und das Weib redet vor dem Mann, so soll man die Henne braten und das Weib mit Prügel beraten. — Ach Gott von Himmelreiche, was sind der Fische im Teiche und der jungen Mägdlein auf Erden! Es muß mir noch eine zuteil werden. Es ist nichts Edleres auf der Welt als junge Mägdlein und viel Geld. — Ich bin ein Hofmann unerfahren, ich habe versoffen Stiefel und Sporen. Gott geb, Gott grüß! Versauf ich die Schuhe, behalt ich doch die Füß! — Lieber will ich mit Jungfrauen spazieren, als im Krieg Leib und Leben verlieren.

Stammbuchverse. Aus dem Spruchgute der älteren Zeit und der neuerweckten deutschen Dichtung fließen die Stammbuchverse des 19. Jahrhunderts, nachdem in der vorausgehenden Zeit das Stammbuch wesentlich in gebildeten Schichten anzutreffen war und überwiegend fremdsprachliche Einträge üblich gewesen sind. Das Biedermeierstammbuch mit den selbstgezeichneten Vignetten und Stimmungsbildchen, den feinen Stickmustern aus Haaren und bunter Seide war in Schlesien durchaus volkstümlich und gehört heute zu den Familienkunstschätzen. Die stark auf die Auswahl der Verslein

wirkende Volksschule hat mit den pädagogisch moralisierenden Sprüchen und wohlgemeinten, aber unkünstlerischen Mahnungen ebenso stark zum Verfalle dieser Volkskunstübung beigetragen wie die billige und geschmacklose Ausstattung der von den Warenhäusern vertriebenen Stammbücher der letzten Jahrzehnte. Die folgenden Stammbuchverse sind aus einem Otmachauer Stammbuche entnommen, in das sie 1810–1852 für einen Ignaz Six eingetragen worden sind. 1. Glaube, hoffe, liebe! Hältst du treu an diesen dreien, Wirst du dich selbst nie entzweien, Wird dein Himmel nimmer trübe. – 2. Die Hoffnung fehlt, die Wünsche trügen. Der Schein gibt nicht, was er verspricht. Drum, Freund, lern dich begnügen, so brauchst du Wunsch und Hoffnung nicht. – 3. Ich liebe, die mich wieder lieben, Und meide, wo man Falschheit übt. Doch dir schenk ich aus starken Trieben Mein Herz, was treu und redlich liebt. – 4. Wenn ich schon im tiefen Grabe jahrelang geschlummert habe, Dann lies diese Zeilen hier Und weih eine Träne mir. – 5. Wenn Teufel beten und Engel fluchen, Katz und Mäuse sich besuchen, Alle Mädchen keusch und rein, Dann hör ich auf, dein Vetter zu sein. – 6. Nur die Freundschaft windet Kränze, Nicht aus Rosen, nein, aus Immergrün. Denn die Rosen blühen nur im Lenze; Unsere Freundschaft aber bleibt ewig grün. – 7. Schreib du, o Freund, ins Herz mich ein, So wird kein Stammbuch nötig sein. – 8. Blumen blühen und welken. Des schönen Gemäldes Farbe verbleicht; alles in der Natur verweset, aber meine Freundschaft soll ewig währen. (So schreibt 1832 ein zehnjähriger 'Preparant'.) – 9. Wandle stets auf Rosen und vergiß mein nicht. – 10. Alles, was uns hier erfreute, schwindet an der Urne Rand. Doch die Freundschaft, sie begleite Uns ins stille Schattenland. Über weit entlegne Sterne Schwingt sich der Geist zu Geistern auf. Doch der Fernen größte Ferne Hemmet nicht der Freundschaft Lauf. – 11. Sei stets glücklich, daß man dich beneide. Beschließe jeden Tag in angenehmer Freude. Erfülle, was mein Herze spricht: vergiß mein nicht. – 12. Ein jedes Blümchen, das beperlt Mit Tau dein Finger bricht, Verwandle sich in deiner Hand in ein Vergiß mein nicht. – 13. Trennt uns auch Berg und Hügel, Teurer Freund, was liegt daran! Wahre Freundschaft hat doch Siegel, Die uns niemand

brechen kann. – 14. Solange weil mein Staub verwittert und meine Seele schon von Himmelswonne zittert, vergeß ich dich, Freund, nicht (1815, ein Weißgerbergesell). – 15. Rosen verwelken und Marmor zerbricht, Doch unsere Freundschaft im Grabe nicht. – 16. Rosen riechen, Dornen stechen, Nie soll unsere Freundschaft brechen. – 17. Wann ich einst tot bin, So komm zu meinem Grabe, Besuche mich und sage: Ach, der hier ruht, War mein Freund (1823, ein Buchbinderältester). – 18. Genieße stets des Lebens Freuden Mit heiterem Gesicht. Und trifft dich ja ein trübes Leiden, So sei es kurz wie dies Gedicht (1834, ein Gymnasiast). – 19. Ein Verschen nach der Mode Fällt mir jetzt nicht ein. Doch will ich bis zum Tode Dein treuer Freund stets sein. – 20. Wenn ich einst im Grabe Jahre lang gemodert habe, Schreib an meinen Grabesrand: Diesen hab ich auch gekannt. – 21. Hier liegen Degen und Pistolen. Wer es von uns beiden schlecht meint, den soll der Teufel holen. Sollt ich es aber sein, dann schlag das Donnerwetter drein. – Auf dem Einband hinten steht: Wer es besser meint als ich, der schreib sich hinter mich. – Dazu setzt ein zweiter: Ich bin so gut wie du. Ich schreib mich auch dazu. – Darunter ein dritter: Eins und eins macht zwei. Ich schreibe mich dabei.

Handwerkssprüche. Die Neigung, sich in Versen an den Käufer zu wenden, um ihm Mäßigung seiner Forderungen zu empfehlen, ist wohl am stärksten heute noch beim Fleischer zu finden. So steht in einem Münsterberger Laden: Wenn die Wurst wär ellenlang Und kostet nur 'n Dreier, So wär zu meiner Fleischerbank Der Zudrang ungeheuer. – In Habelschwerdt liest man: Ochsen, Ziegen, Kälber, Schweine Kaufen wir mit dem Gebeine. Darum muß beim Fleischverwiegen Jeder etwas Knochen kriegen.

Glockeninschriften. An Häusern finden sich in den letzten Jahrzehnten wieder häufiger Inschriften in Spruchform als Fortsetzung der einst beliebten lateinischen Verse. Auch auf Grabdenkmälern trifft man, wenn auch selten, deutsche Sprüche an. Die Aufmerksamkeit ist im Kriege erneut auf die oft sehr alten Glockensprüche gelenkt worden. So findet sich (in Neiße): Dum Anna sonat, omnia fantasmata fugat (Wenn die Annenglocke läutet, verscheucht

sie alle bösen Geister). – Vox mea sit terror daemonorum cunctorum (Meine Stimme sei der Schrecken aller bösen Geister. Patschkau). – Pestem fugo (Ich wehre der Pest). – Defunctos plango (Ich klage um die Toten). – Vivos voco (Ich rufe die Lebenden). – Excito lentos (Ich mahne die Lauen). – O rex gloriae, veni cum pace (O König der Glorie, komm mit deinem Frieden). – Hilf got, Maria berot alles, das wir beginnen. – Besonders in der Reformationszeit wird beliebt: Verbum domini manet in aeternum (Gottes Wort währt in Ewigkeit).

Ortsneckereien. In Prosa, mehr noch in Versen sind gegen die Schlesier insgesamt, aber auch von den Schlesiern gegen die Nachbarländer, gegen die Oberschlesier, von den einzelnen Städten und Dörfern gegen ihre Nachbargemeinden Ortsneckereien im Umlaufe, die zu bösen Fehden unter den Bewohnern führen können. Schon im 15. Jahrhunderte werden als Eigenheiten der Völker in einer schlesischen Handschrift (I. Q. 457) von einem Glogauer Vikar Christoph Fritze angeführt: Prahlerei der Griechen, Neid der Römer, Geiz der Lombarden, Wildheit der Franzosen, Dummheit der Sachsen, Trunkenheit der Slawen, Ausschweifung der Sarazenen, Reichtum der Juden, Gefräßigkeit der Deutschen. – Am Ende des 15. Jahrhunderts trägt ein Breslauer Augustinerchorherr in seine Handschrift (I. O. 44) ein: Polnische Brücken, böhmische Mönche, österreichische Soldaten, ungarische Frömmigkeit, bayerische Nonnen, englische Treue, böhmische Treue, Fasten der Juden, das alles ist keinen Dreck wert. – In der Humanistenzeit, zuerst bei Conrad Celtes taucht der Spottname der Schlesier 'Eselsfresser' 'esores asini' auf. Caspar Sommer hat darüber 1677 seine Dissertation 'De onophagia Silesiorum' geschrieben. Die Schlesier teilen den Namen mit anderen Gegenden oder Ortschaften in Deutschland. Die Erklärung ist noch umstritten. Um jene Zeit war Krakau die Universität der Schlesier. Die Krakauer Gründungssage kennt einen Drachen Olophagus 'Vielfraß'. Möglicherweise ist der in Onophagus 'Eselsfresser' entstellte Name nur ein Humanistenwitz, mit dem die schlesischen Studenten einst bezeichnet worden sind. Mit dem Pferdefleisch- oder Eselsfleischessen heidnischer Deutscher hat der Name

nichts zu tun, ebensowenig mit dem ‘Goldenen Esel-Stollen’ in Reichenstein. – Dem 17. Jahrhunderte gehört ein Lob- oder besser Spottlied auf Oberschlesien an, das die Vorzüge des Landes und seiner Ortschaften preist. Von den 21 vierzeiligen lateinischen Strophen seien hier nur Nr. 1 und 19–21 angeführt: Prosa seu jubilus Quadicus.

1. Salve sis nostra Quadia, Vere celestis patria, Quando te tantum video, Ex toto corde rideo (Heil dir, Oberschlesien! Du Land voll Himmelspracht! Wenn ich dich wiederseh, wie mir das Herz da lacht!) – 19. Merito, Quadi, plaudite, Quod vobis dico, audite, Nam vos quasi dei estis, Celum et terra est testis (Ihr Oberschlesier hört voll Freud, Was ich euch hier verkünde, Daß ihr wie kleine Götter seid. Wer's leugnet, dem ist's Sünde). – 20. O Germani vos stupidi, Et nobis Quadis invidi, Manete vos in Germania, Nos manemus in Quadia (Der Deutsche nur ein Stumpfbock ist, Ein Tausch würd' ihm so passen; Bleib, Deutscher, dort, wo du jetzt bist, Ich mag mein Land nicht lassen). – 21. Inde aquarum multarum Auditur vox celicolarum. Quis negat, nostra Quadia quod celestis sit patria? (Rauschen Ströme Regen nieder, Klingt's wie Engelstimmen süß. Unser Land ist, liebe Brüder, Wohl das ird'sche Paradies).

Diesem Oberschlesierliede entspricht das am Ende des 19. Jahrhunderts ‘gedichtete’ und viel gesungene:

Schwin-Schwin-Schwintochlowitz / Königshütte, Kattowitz, / Ruda, Zabrze, Morgenrot, / Da soff sich schon mancher tot.

[Mies-Mies-Mies-Mieslowitz, / Laurahütte, Schoppinitz / Oswiezim und Sosnowitz, / Dort trank mancher sich 'nen Spitz.]

Beuthen, Naglo, Borsigwerk, / Domb, Lipine, Redenberg, / Groß-Piekar, Klein-Piekar, / O wie weit liegt ihr vom Neckar!

Wer in Ruda noch sich hält, / Wird in Zabrze bald gefällt, / Laurahütte, diese Pfütz, / Schlimmer noch als Mislowitz.

Tost, Wessolla, Brzenstowitz, / Brzczinka, Slupna, Dziedzkowitz, / Krassow, Kosztow, Bialy-Bzeg, / Ach, was gibt es dort für Dreck.

Kop-Kop-Kop-Kopain, / Kopziowitz und Jnielin, / Zabrzeg, Chelm und Neuberun / Liegen schon in Kamerun.

Überall im Bergrevier / Fließen Ströme Wein und Bier, / Tarnowitz bei Ratibor, / Keiner kommt mir nüchtern vor.

Preiset darum dieses Land, / Das so manchmal wird verkannt. / Hier lebt man in Saus und Braus. / Doch das hält der Teufel aus.

Gedankenflug und dichterische Kraft in dem lateinischen Liede des 17. Jahrhunderts sind gewiß dem Machwerke des 19. Jahrhunderts überlegen.

Volkslied

Begriff des Volksliedes. Volkslied ist das Lied, das im Volke gern gesungen wird oder gern gesungen worden ist, ganz gleich, ob sein Verfasser bekannt oder unbekannt, sein Alter höher oder geringer, ob eine gewisse Stimmung darin nachweisbar ist oder fehlt. Die Weise von Volks- und Kunstlied ist ebensowenig deutlich zu scheiden wie ihre Texte, wenn auch das Volk gewisse einfache Tonfolgen und Rhythmen vorzieht. Kunstlied und Gassenhauer bilden das Volkslied noch heute weiter. Volkspoesie ist also alle Poesie, die im Munde des Volkes im weitesten Sinne lebt und hier nicht mehr als fremdes Gut empfunden wird, sondern so behandelt wird, als ob das Volk selbst der Schöpfer wäre. Schöpfer jedes dieser Lieder ist natürlich zunächst ein einzelner, der in sehr vielen Fällen nicht einmal ein Mitglied der niederen Volksschichten zu sein braucht. So sind diese Lieder zunächst Kunstlieder, und soweit wir Kunstdichter und Komponisten in solchen volksmäßig gewordenen Liedern nachweisen können, sprechen wir von 'volksläufigen' Liedern. Am fruchtbarsten erwies sich in der Schaffung von Volksliedern die Zeit vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte. Sammlungen, fliegende Blätter, auch musikalische Drucke verbreiteten sie; oft waren die Träger die fahrenden Gesellen, Spielleute, Musikanten. Einen breiten Raum nehmen die Lieder historischen Inhalts ein, die als Kampfgedichte im Streite der Völker und der Politik von großer Wirkung auf die Massen waren. Oft war die Melodie dieser Lieder, die meist einstimmig, manchmal in künstlichem Satze mehrstimmig gesungen wurden, für die Verbreitung ausschlaggebend. Solche Melodien werden gern auch für andere Lieder benutzt. Diese früheren Volkslieder wurden aber im 17. und 18. Jahrhunderte vergessen; die Kunstmusik dieser Zeit zeigt nur selten volksmäßige Melodien

verwertet; am ehesten finden sich noch Anklänge an die frischen Melodien des Tanzliedes. Nur selten sind auf den Flugblättern die Melodien angegeben. Dringt die Kunstdichtung heute in das Volk ein, dann wird sie so stark verarbeitet, bis sie volksmäßig anmutet; das gilt auch für die Melodien.

Aus der Geschichte des schlesischen Volksliedes. Die Aufzeichnungen des älteren Bestandes der Volkslieder in Schlesien sind ebenso wie in anderen deutschen Gegenden lückenhaft. Doch genügen die erhaltenen Nachrichten und Texte, um ein Bild von der Entwicklung und dem Inhalte des deutschen Volksliedes in Schlesien zu geben; auf dem Gebiete des religiösen Liedes können wir hier sogar klarer schauen als in manchen anderen deutschen Landschaften. Am dürftigsten ist die Überlieferung an älteren Liebesliedern; gelegentlich finden sich Andeutungen von Mönchshand in den Handschriften. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts ist ein schlichtes Verslein erhalten:

Lieb hab ich dich, viel lieber als du mich; keinen anderen als dich, das weiß Gott und ich.

Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammt der Liedanfang: 'Ach, Kätzlein, willst du mit mir' und aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ein Anfang eines balladenhaften Liedes mit Noten: 'Es hatt ein Mann ein Töchterlein, es wollte nicht mehr beim Vater sein', und ähnlich klingt ein anderer Anfang: 'Ich kam auf einen Anger vor'.

Der Pflege des religiösen Liedes boten die schlesischen Klöster eine günstige Stätte. Aus der mittelhochdeutschen Blütezeit sind in Schlesien geistliche Dichtungen in kunstvoller Form nachweisbar; das älteste Stück aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts ist ein deutsches Lob von 25 vierzeiligen Strophen auf Maria aus dem Trebnitzer Kloster. Gleich alt, aber erst später überliefert sind die durchaus volkstümlichen kurzen Rufe oder Leise. Der bekannteste von ihnen scheint nur in Schlesien vollständig überliefert zu sein; es ist der Ruf, mit dem sich die deutschen Krieger in der Schlacht auf dem Marchfelde im Jahre 1278 in den Kampf stürzten: 'Sancta Maria, Mutter, reine Magd, all unser Not sei dir geklagt! Nu hilf

uns zu dem Himmel ein, zu der rechten Hand deines Kindes, daß es uns gnädig sei! Kyrie eleison.' Diesen Rufen treten andere einstrophige Lieder zur Seite, in denen das Volk die Haupttatsachen aus der Heilsgeschichte besang. Zu Weihnachten sang man im Jahre 1422 in Sagan: Eyn kindeleyn zo lobelich ist uns geboren hewte von eyner iuncfrawen wuniclich, got troste unsser armen lewte. Were das kyndeleyn nicht geborn, zo were wir alczu mole vorloren. Das heyl ist unsser alle. Eya, du suser Jesu Christ, zo du nu mensche worden bist, behute uns vor der helle. — Zu Ostern pries das Volk die Auferstehung (1440): Alzo heilig ist der tag, das en nymand mit lobe dirfollen mag, wen der heylige gotes soen, der dy helle obirwant unde den ledigen tawfil dorynne bant. — So rief das Volk in gemeinsamem Liede den heiligen Geist vor der Predigt an und bekannte den Glauben in einem anderen Liede, das mit den markigen Worten beginnt: 'Wir gleubin alle an eynen got, got scheppher hymmels unde der erdin.' Einen neuen Aufschwung nimmt das deutsche Kirchenlied in Schlesien im 15. Jahrhunderte. In Böhmen war zur Zeit Karls IV. der religiöse Geist neu belebt worden; neue Augustinereremitenklöster entstanden; das Volk beteiligte sich eifriger an den kirchlichen Kulthandlungen. Deutsches Gebet und deutsches Lied wurden von Eremiten und Kartäusern, vor allem in den Frauenklöstern gepflegt. Bald wird jetzt dem lateinischen Liede ein deutscher Kehrreim angeschlossen, wie in einem schlesischen Liede die Verse: Eya, eya, eya, libes kyndelin, du zalt uns genedig seyn, tu uns dyne hulfe scheyn! Bald versuchen sich die Nonnen in der Verdeutschung lateinischer Hymnen. Darin scheint besonders das Breslauer Klarenstift mit Glück tätig gewesen zu sein. Den Volkston treffen hier am besten Krippenlieder, von denen eines in Dialogform an das Kindelwiegen anknüpft, das im Weihnachtsspiele so beliebt war:

Joseph hoho! — Ist das neue Kindelein geboren? — Jo, jo! — Wo, wo? — Zu Bethlehem Juda; das steht geschrieben in Michea. — Ist das wahr? — Ja es ist wahr. — Gott sei gelobt in der Höhe!

Joseph, hoho! — Möchten wir das Kindelein geschauen? — Jo, jo! — Wo, wo? — Hie liegt er in dem Krippelein, gewunden in die Tüchelein. — Wiegt ihr's auch? — Ja, ich wieg's. — Sause, liebe Ninne!

Joseph, lieber Zimmermann! — Was do? was do? — Mach dem Kind ein Wiegelein. — Jo, jo! — Denn Gottes Sohn vom Himmelreich muß in der Krippen liegen. Zimmer, lieber Zimmermann, das Kindlein muß ein Wieglein han, ein Wieglein han.

Das 16. Jahrhundert fügt zu diesem Bestande die Umdichtung weltlicher Lieder im geistlichen Sinne, sogenannte Kontrafakte. Das aus dem Kommersbuche bekannte 'Tumme Brüderlein' erscheint im Anfange des 16. Jahrhunderts in folgender geistlicher Form (Hs. I. Q. 147):

Wo zal ich mich hin keren, / Ich armer sunder gros? / Mit sunden binn ich beschweret, / von togent binn blues. / Das mus gebusset seyn. / Ich fürchte der schweren peinn, / O, dy mir ist bereitet / vor dy sunden meyn.

Ich weis auff dieser erdenn / keyn zuflöcht nicht zu han, / denn zu Marian, der vil werden, / dy wil ich ruffen an / auss herczensinnikait, / sy mag mir helffin aus leit, / sy mag mich auch erlosen / von der peyn, dy mir ist bereit.

Tzwen schauffel und eyn kreutze, / das ist meyn wenen frey; / Nottern, schlangen und cröten, / zu itzlicher seyten drey, / dy vorczeren mir meyn leip / wol zu der zelbigen zeit, / wen ich von hin zal scheiden / von dieser werlit weit.

Im 17. Jahrhunderte entstehen unter den Schrecken des Krieges eindrucksvolle Lieder auf die Vergänglichkeit des Lebens und den Tod, ähnlich wie im 14. Jahrhunderte die Pestzeit Lieder und Gebete um ein glückliches Ende hervorgerufen hatte. Zu uns aber klingen noch heute die Weihnachtslieder aus dem 15. Jahrhunderte herüber, und wie einst singt in der Dorfkirche das Volk die fast unverstandenen Strophen der lateinisch-deutschen Mischpoesie:

In dulci jubilo — Nu singet und seid froh, — unsers Herzens Wonne — leit in praesepio — und leuchtet wie die Sonne — matris in gremio, — qui Alpha est et O, — qui Alpha est et O.

O Jesu parvule, — nach dir ist mir so weh. — Tröst mir mein Gemüte, — o puer optime. — Das ziemt sich deiner Güte, — o princeps gloriae. — Trahe me post te, — trahe me post te.

Ubi sunt gaudia? — Nirgends, denn allda, — da die Engel singen — nova cantica — und da die Schellen klingen — regis in curia. — Eia, wärn wir da! — Eia, wärn wir da!

Gerade das geistliche Lied des späten Mittelalters hat ein durchaus volkstümliches Gepräge. Das liegt an der bekannten Stellung,

die es dem Gottesdienste gegenüber hatte. Sein Überhandnehmen war ja keinesfalls bei den geistlichen Behörden gern gesehen. So ist das deutsche geistliche Lied dem Efeu vergleichbar, der den Eichenstamm der lateinischen Liturgie umrankt und aus ihm Nahrung zieht, der aber, wenn er zu überwuchern droht, auch unbarmherzig beschnitten oder vernichtet wird. Diese Lage hat dazu beigetragen, daß nur Wertvolles fortlebte, Lieder, in denen sich die Stimmung des ganzen Volkes ausprägte, und zwar, da diese Lieder nie den lateinischen Gesang der Liturgie ersetzen durften, in naiver, volksechter Weise. Daher wirken diese Liedchen noch heute auf uns so ursprünglich wie vor Jahrhunderten auf unsere Vorfahren.

Einem Lande, das wie Schlesien in ständigen kriegerischen Verwicklungen seiner Fürsten untereinander und mit den Nachbarstaaten dahinlebte, kann auch das Volkslied geschichtlichen Inhalts nicht fremd sein. So hat ein Mönch des 15. Jahrhunderts auf dem Deckel einer Handschrift (IV. Q. 97) ein Lied von 21 Strophen eingetragen, das uns wohl nur deswegen erhalten ist, weil er die Bitte darunter setzte: 'Lieber Bruder, vernichte es nicht.' Der darin besungene Vorgang fällt in das Jahr 1446. Der Feldhauptmann Leonhard Hassenheimer, der vom Breslauer Magistrat des Verrats bezichtigt worden ist, wird auf Betreiben der Breslauer von den Neumärktern widerrechtlich ergriffen, verurteilt und enthauptet. Herzog Wladislaus von Glogau und Teschen sagt daraufhin den Breslauern Fehde an; der Streit wird drei Jahre später durch Bischof Peter beigelegt. Vor Beendigung der Fehde entstand als politisches Kampfmittel das Lied. Der Dichter kehrt auf einem Schlosse (zu Teschen) ein und findet den Fürsten in höchstem Zorne, die Fürstin in Tränen über den Verlust ihres Dienstmannen Leonhard. Der Fürst schwört Rache. Es war Friede zwischen den Breslauern und dem Herzoge. Die Breslauer haben ihn gebrochen. Sie können dem Hassenheimer nicht ehrlich zuleibe und lassen ihn durch Verrat von den Neumärktern ergreifen. 'Es ist von den Breslauern nie gehört, — nu ist es ein gemeines Wort, — man spricht: sie haben ihre Ehr verlorn.' Auch die Neumärkter sind Verräter: 'sy sint och is alzo vorhatczt, als der mawshunt is gesatczt, der do vorne

leckit und hindene craczt.' Hassenheimer reitet im Vertrauen auf freies Geleit nach Neumarkt zum Hofding, wird aufgehoben und im Einverständnis mit dem Neumärkter Rate enthauptet. Herzog Wladislaus droht Rache zu nehmen; für ihn hat der Dichter das Lied verfaßt: 'Kyppinberger, der em des hehlis gegan'; mit diesem Heilwunsche schließt das Lied. – Ein ähnliches Ereignis führt 1490 zu einem anderen historischen Liede. Der Breslauer Stadthauptmann Heinz Dompnig war der Untreue und des Verrates der Ratsbeschlüsse überführt worden und wurde unter Glockengeläut und dem Gesange der Schüler hingerichtet. Die Bitten einer edlen Frau von Pilsnitz, die ihn im Ratsgefängnisse, dem 'Zeisgebauer', aufsuchte, waren nicht erhört worden. Das Lied entstand unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses.

Heinz Dompnigs Tod.

Nu wolt yr horen ayn newhes geticht,
wy es Heyncz Domnig hot awsgericht
und wy es ym hot ergangen:
Heyncz Domnig ist gefangen.

Dye stadtknechte gingen vor des heuptmanns thur:
'Herr hauptmann, yr wolt mit uns gehen;
das sagen wyr euch vorwore,
dye harn habens uns befolen.'

Do ehr auf das radthaws kwam,
dye herrn dy sogen yhn ernstlich ahn;
sy hissen yhn nydersiczen:
Heyncz Domnig mochte wol schwiczen.

Her saczt sich nider auf ein banck,
die brief gaben sie ym yn seine handt,
er must sye selber lesen,
wy er hot gefurth seyn wesen.

'Ja, lieben herrn, ich habs gethon,
wolt mirs zcu gnoden lohn;
ich habe mirs gethon zu schande,
dorczu dem ganczen lande.'

Dye stadtknechte trotten ym nohent entczu,
sye furten yhn czu dem tzeyßkengebawer erczu.
Heyncz Domnig must siczen,
Heyncz Domnig mocht wol schwiczen.

Es wars dye frawe von Pylsnicz gewar,
sye macht sich auf und kwam alldar
mit höffelichen sytten,
vor Heyncze Domnig wolt sye bythen.

Und do sye auf das radthaus kwam,
des burgermeysters nahm sye war:
'Liben herrn, ich wolt euch haben gebeten,
das yr wolt schonen seyner ehren.'

'Und lybe fraw, loth euher bythen seyn!
Es kan und mag nicht anders geseyn.
Zcum tode mus er kysen,
sein leben mus ehr vorlysen.'

Sy nam sich großes leydes ahn,
sye czu dehm czeißengebauhr tradt:
'Got gruße euch, lieber öhme,
es gehet euch leyder ubel.'

Got dancke euch, libe mume meyn,
es kan und mag nicht anders geseyn.
Zcum tode muß ich kysen,
mein leben mus ich vorlysen.'

Er saß bis an den drytten tag,
Heyncz Domnig czu dem czeyßengebauhr austradt:
'Das der ewige got walde,
Maria mit yrem kynde!

Und richter, liber richter meyn,
und hawhe ag frisch mit freuden doreyn
mein heuptlein zcu der erden,
das der ewige got musse walden.'

Und yben (ehe wenn, bevor)) das heuptlein zcu der erden sanck,
das horte gar manchen glockenklang,
dy glocken hort ys klyngen,
dye schuller hort ys singen,
dye kerczen hot is sehen burnen.

So bemächtigt sich später das historische Lied auch der geschichtlichen Sage vom Tatareneinfalle im 13. Jahrhunderte.

Der Tataren Rachezug.

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daß ich sing'?
Von der Tatarprinzessin schön,
Wie's der zu Neumarkt ging.

Nach Breslau in Schlesien
Eine große Reise sie macht;
Nach Neumarkt kam sie gefahren
Und blieb allda zur Nacht.

Da sprach der Wirt zun andern:
'Eine Heidin wohnt bei mir.
Sie hat viel Gold und Edelstein;
Die laß ich nicht von hier.'

Gute Nacht, Prinzessin schöne,
Ihr lebt nicht bis zum Tag!'
– Und wandte sich behende,
Gab ihr den Todesschlag.

Und all ihr Hofgesinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgte sie groß und kleine
Mit seiner eignen Hand.

Mit seinen eigenen Händen
Begrub er allzumal
Gar tief im kalten Keller,
Ihr Geld und Gut er stahl.

Er zeigte drauf den andern
Seine Hand von Blut so rot,
Von Gold und Edelsteinen
Die Hälfte er ihnen bot.

Die nahmen sie so gerne
Und schwiegen von der Tat.
Doch was nicht früh wird gerächet,
Das straft der Himmel spat.

Der Tatarenfürst, der hörte:
Zu Neumarkt ist Euer Kind
Gemordet und beraubet arg;
Den Körper man noch find't.

Da rief er seinen Haufen:
'Auf, nehmet Spieß und Schwert!
Nach Schlesien wollen wir ziehen,
Es ist des Ziehens wert!'

So kamen sie in Scharen
Ins ganze Schlesierland
Und sengten, brannten und stahlen;
Der Welt ist's wohlbekannt.

Der Fürstin Tod zu rächen,
Bei Wahlstatt ging es trüb,
Zu Ehren der Heidenprinzessin
Ein christlicher Herzog blieb.

So ward am Lande gerächet,
Was Neumarkt hat getan. –
Herr Gott, mich selbst regiere,
Fang ich allein was an!

Singhefte. Im 19. Jahrhunderte führt das Volkslied sein Dasein nicht mehr in der alten Fruchtbarkeit, aber auch in Schlesien wird noch viel gesungen, und aus dem Munde der Sänger ist viel altes Gut in den letzten Jahrzehnten aufgezeichnet worden. Zahlreich sind die Singhefte, in denen ohne Ordnung, ganz nach dem persönlichen Geschmack und nach Gelegenheit Lieder aus der Schulzeit, aus der Erinnerung, von einzelnen Blättern, auch aus gedruckten Liederbüchern aufgeschrieben werden. Die Beschreibung eines einzigen derartigen Heftes, das im Jahre 1875 in Görlitz von einer Frau zusammengeschrieben worden ist und 75 Lieder enthält, gibt ein Bild von der Zusammensetzung und dem Werte aller dieser Singhefte. Nr. 1 Ritter Ewald (Erk I Nr. 112a mit starken Abweichungen. Wohl 18. Jh.). Nr. 2 Einsam bin ich nicht alleine (P. A. Wolff, Preziosa. 1820). Nr. 3 Treu geliebt und still geschwiegen (Friedr. Zehelein 1791). Nr. 4 So manchen Kranz hat sie gefunden (7 vierzeilige Str. Hochzeitslied). Nr. 5 O Glück beglückt, wer die Geliebte findet (10 vierzeilige Str.). Nr. 6 Ist denn lieben ein Verbrechen (Erk II Nr. 645, vor 1810). Nr. 7 Wie hat das Gott so schön gemacht (3 achtzeil. Str.). Nr. 8 O widmet der Freude die Stunden (3 achtzeil. Str.). Nr. 9 Nun wärn se doh die ahlen Stoore (8 × 4). Nr. 10 Als der Mond schien helle / Kam ein Häslein schnelle (5 × 4). Nr. 11 Traute Heimat meiner Lieben (Joh. Gaud. v. Salis-Seewis, um 1780). Nr. 12 Entschuldigen Sie, wenn ich störe (Polterabendgedicht). Nr. 13 Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt (G. A. Bürger, 1774). Nr. 14 Stehe ich am eisern Gitter (10 × 4. Die Gefangene, wohl vor 1870). Nr. 15 Über Reisen kein Vergnügen (Gedicht. 14 Verse). Nr. 16 Nach des Friedhofs dunkler Mauer (20 × 4. Die Waise). Nr. 17 Leutchen, Leutchen, wollt ihr wissen (Couplet). Nr. 18 Im Kreise froher kluger Zecher (7 × 6. Freiheit und Gleichheit, vor 1808). Nr. 19 Do wor ich nachten ei der Schenke (Gedicht vom russisch-türkischen Kriege). Nr. 20 Ich weiß nicht, ob ich der Hanne (Monolog, Verse und Prosa: Die eifersüchtige Frau). Nr. 21 Wahre Freundschaft soll nicht wanken (6 × 4. Hoffmann Nr. 108: Mädchentreue). Nr. 22 So leb denn wohl, du stilles Haus (Raimund, 1828). Nr. 23

Mädchen, wenn ich dich erblicke (Erk II Nr. 566; Hoffmann Nr. 160). Nr. 24 Schleswig-Holstein meerumschlungen (M. Fr. Chemnitz, 1844). Nr. 25 Guter Mond, du gehst so stille (von 7 Str. nur Str. 1–5, um 1780–1800). Nr. 26 Mutter, ich freue mich (6 × 5. Parodie auf Körners: Vater, ich rufe dich; Tanzgedicht). Nr. 27 O seht auf leisen Flügeln (5 × 6. Gebet im Frühling). Nr. 28 Näher rückt die trübe Zeit (4 × 7). Nr. 29 Immer muß ich wieder lesen (Luise Hensel). Nr. 30 Der Winter ist ein rechter Mann (Matthias Claudius: Ein Lied hinter dem Ofen zu singen). Nr. 31 Vöglein im hohen Baum (W. Hey 1854). Nr. 32 Herr Heinrich sitzt am Vogelherd (Joh. Nepomuk Vogl). Nr. 33 Als die Preußen marschierten vor Prag (Erk II Nr. 328 mit starken Abweichungen). Nr. 34 Die Blümlein alle schlafen (steht zuerst bei A. Kretzschmer und Zuccalmaglio, Volkslieder II Nr. 355, v. J. 1840). Nr. 35 Im Wald und auf der Heide (Wilh. Bornemann, 1816; stark geändert). Nr. 36 Mit hunderttausend Stimmen ruft hurra (6 × 5. Wanderlied). Nr. 37 In der Heimat ist es schön (Karl Krebs, 1830–35). Nr. 38 An der Saale hellem Strande (Fr. Kugler, 1826). Nr. 39 Ich weiß nicht, was soll es bedeuten (H. Heine, 1823). Nr. 40 Erschalle, hohes Siegeslied (6 × 4. Gleim, Preuß. Kriegslieder). Nr. 41 Der alte Barbarossa (Fr. Rückert, 1815). Nr. 42 Wilhelm, komm an meine Seite (Erk II Nr. 347: Abschied der Königin Luise, um 1810). Nr. 43 Wenn die Schwalben heimwärts ziehen (K. Herloßsohn, 1830). Nr. 44 Ein Sträußchen am Hute (Conr. Rotter, Oberlehrer am Breslauer Matthiasgymn., 1835). Nr. 45 Es waren einmal zwei Bauernsöhne (Erk I S. 172). Nr. 46 Ein preußischer Husar (Erk III Nr. 1318, nach 1793). Nr. 47 Ach, wie ist's möglich dann (Helmine Chécy, gest. 1856). Nr. 48 Steh ich in finstrer Mitternacht (W. Hauff, 1824). Nr. 49 Es braust ein Ruf wie Donnerhall (M. Schneckenburger, 1840). Nr. 50 König Wilhelm saß ganz heiter (Erk II Nr. 365: Dr. Kreusler, 1870). Nr. 51 Sie sollen ihn nicht haben (Nik. Becker, 1840). Nr. 52 Holde Nacht, dein dunkler Schleier deckt (Erk III Nr. 1342, schon 1813–1815). Nr. 53 Gedenke meiner in der Ferne (4 Zeilen Stammbuchverse, dann:) O zarte Sehnsucht (6 Zeilen aus Schillers

Glocke, dann:) Erinnrung führt mich an der Hand (4 × 8); alles zu einem Gedichte vereint. Darauf: Rezept wider den Winter. Zehn Klafter hartes Holz verbraucht usw. Nr. 54 Weil mich meine Sünden drücken (Satire: Die beichtende Nonne). Nr. 55 Ei, seht, wie dick die Amme tut (Gedicht: Die junge Magd). Nr. 56 Hinaus für König und Vaterland (25 × 7. 'Worte des Gebets zum Wohl der ausgezogenen Krieger zu schützen König und Vaterland 1870. Mel.: Aus tiefer Not'). Nr. 57 Holdes Grün, wie lieb ich dich (7 × 4. Deutsches Freiheitslied). Stammbuchverse. Nr. 58 Komm, mein Julchen, komm ins Grün (5 × 4). Nr. 59 Kein Feuer, keine Kohle tut brennen so heiß (Erk II Nr. 507; Hoffmann Nr. 131). Nr. 60 Freund, ich bin zufrieden (J. H. Witschel, vor 1800). Nr. 61 Fordre niemand mein Schicksal zu hören (Holtei, Kosciuszko). Nr. 62 Kleine Blumen, kleine Blätter (Goethe, 1771). Nr. 63 Das Kanapee ist mein Vergnügen (schon 1740). Nr. 64 Willst du dein Herz mir schenken (angeblich Seb. Bach, 1725). Nr. 65 Auf, Matrosen, die Anker gelichtet (Wilh. Gerhard, 1817). Nr. 66 Herbei, zu meinem Gesang (Kartoffellied, um 1840). Nr. 67 In Warschau schwuren tausend auf den Knien (7 × 6; um 1831). Nr. 68 Ich bin der vielgereiste Sänger (Goethe 1804, zu den echten 3 Str. 6 neue). Nr. 69. Lebe wohl, geliebtes Ländchen (6 × 4). Nr. 70 In Myrtills zerfallner Hütte (J. F. Schlotterbeck, um 1790). Nr. 72 Zwei Namen grub ich tief in eine Buche (3 × 4). Nr. 72 Teuerster, du brachst den Schwur der Treue (9 × 4; 'Nachruf eines verlassenen Mädchens an ihren treulosen Geliebten'; Amft Nr. 685). Nr. 73 Dicht von Felsen eingeschlossen (3 × 6; 'Liebesschmerz'). Nr. 74 Ach, wenn's doch der König wüßt (Ed. Mörike, Die Soldatenbraut, 1838). Nr. 75 O wie herb ist das Scheiden (3 × 6). Den Schluß bilden Kochrezepte.

Man sieht, solche Hefte bergen wenig Gut aus dem 18. Jahrhunderte, meist gar nichts aus der Frühzeit des Volksliedes, viel von dem Allgemeinbestande des deutschen Liedes, wie er durch die Drucke vermittelt worden ist, dafür verschwindend wenig schlesisches Sondergut. Das ist ganz natürlich; der Schreiber legt das Heft für sich selber an, um seine eigenen Kenntnisse zu erweitern, hat aber keinen

Grund, das, was er an überkommenen Liedern im Gedächtnisse hat, aufzuschreiben. Liederhefte zeigen somit zunächst nur, wie das Volkslied sich wandelt und erneuert; man beachte den starken Anteil, den das patriotische Lied an der Sammlung hat, worin der Krieg von 1870 seine Wirkungen äußert. Wer einheimisches Liedergut, auch der älteren Zeit, besonders religiöse und Liebeslieder sammeln will und ihre Melodien erfahren will, muß aus der mündlichen Überlieferung als der lebendigen Quelle schöpfen.

Dem Singhefte einer Frau möge auszugsweise das Notizheft gegenübergestellt werden, in das der Füsilier Herm. Baumgart aus Mittel-Leisersdorf, Kr. Goldberg, vom 7. Grenadierregiment in Liegnitz 1888 neben vielen anderen Dingen seine Lieblingslieder eintrug; er tat es im Garnisonlazarett.

1. Die schöne Liese. O schönes liebes Lieselein, / du aller Jungfern Jungfräulein, / ich liebe dich im Herzen mein. / Du Venusloses Bübelein (!) / Das hat mich in dem Spiegel fein / verwundet in des Herzens Schrein. – O Lieselein! O Lieselein, / ich kann dein nicht vergessen. / Ich liebte dich so brennend heiß, / so wie man sagt, zum fressen. / Und wenn ich jemand fressen seh, / so denk ich an mein Lieselein.

2. Der Füsilier auf Posten (Erk III Nr. 1427, um 1815?) An der Katzbach gegen Osten (5 × 4).

3. An der Saale kühlem Strande (Franz Kugler, 1826).

4. Lebewohl. Der Himmel ist so trübe (Leop. Fr. Günther v. Göcking, 1787; das vierstrophige Lied ist zu 7 Strophen umgedichtet).

4. Maria saß weinend im Garten (3×8. Unter dem Titel: 'Die Verlassene' im Deutschen Soldatenliederbuch 1892; darin 5 Str.).

5. Wenn ich mich nach der Heimat sehn (Jos. Ferd. Nesmüller, im Theaterstück 'Die Zillertaler' 1848; in unserem Hefte mit der Überschrift 'Der Pole und sein Kind').

6. Das stille Haus. So leb denn wohl, du stilles Haus (F. Raimund, 1828).

7. Verlorne Liebe. Einst ging ich am Ufer der Donau entlang (Erk II Nr. 708 a).

8. Nicht weit von Württemberg und Baden (Hohenzollernlied. Erk III Nr. 1359).

9. Jägerlied. In Böhmen liegt ein Städtchen, / das kennt wohl jedermann; / die allerschönsten Mädchen / trifft man darinnen an. — Und dieses schöne Städtchen / hat eine Garnison / von lauter jungen Jägern / ein ganzes Bataillon. — Und jeder von den Jägern / der liebt ein Mädchen fein. / Und jedes von den Mädchen / möcht einen Jäger frein. — Für Vater und für Mutter / ist's eine große Ehr, / kommt so ein junger Jäger / mit ihrer Tochter her. — Sie lebten in dem Städtchen / die guten Leute fort / viel Jahre, und die Jäger / sie hielten alle Wort. — Sie holten sich den Segen / im väterlichen Haus, / bis daß sie treu gedienet / und ihre Zeit war aus. — Im Jahre sechsundsechzig / da ging der Jammer los, / da jammerten die Mädchen, / da weinte klein und groß. — Zum Abmarsch wird geblasen / hinaus zum blutgen Krieg, / zu kämpfen für den Kaiser, / zu streiten für den Sieg. — Vom Abmarsch laßt uns schweigen, / von diesem Trauerklang, / trotz seiner Freud und Leiden / ich dran nicht denken mag. — Beim letzten Händedrücken, / beim letzten Scheideblick / ruft jeder: Lebet glücklich / und kehret bald zurück! — Dort liegen sie beisammen / zwölftausend an der Zahl, / getroffen von dem Eisen, / vom mörderischen Stahl. — Gemein und Offiziere / sie ruhn in einem Grab, / und die zum Abmarsch bliesen, / sie sanken mit hinab. — Sie kehren niemals wieder, / sie bleiben ewig fort; / so half hier kein Verlesen, / half kein Kommandowort. — Am Zaun der Montabelle / grub man ein tiefes Grab. / Da senkte man die Braven, / die Tapfern all hinab. — Nur sieben sind geblieben, / die kehren bald zurück / in die geliebte Heimat / mit grauenvollem Blick. — Zwei Hörner hört man blasen, / die klangen hell und laut. / Da freut sich jede Mutter, / da freut sich jede Braut. — Sie laufen vor die Türe, / das andere man vergißt. / Ein jedes hofft zu finden, / was ihm das liebste ist. — Doch starr vor Todesschrecken / die Hände wanden sie, / als sie das kleine Häuflein / als Invaliden sehn. — Da flattert keine Fahne, / es drängt zu keinem Schmaus, / es schallt auch kein Kommando / besonders vom Major. — Doch zwei Hornisten blasen / in dumpfem

Trauerton: / Wir sind die letzten sieben / vom ganzen Bataillon. – Dieses nach der Schlacht von Montebello 1859 entstandene und auf den Krieg von 1866 umgeformte Lied (Erk II Nr. 1383) war bisher nur in einer sechsstrophigen Form (MSG. VII, 14 [1905], S. 96) aus Schlesien bekannt.

Wert und Pflege des Volksliedes. Die Blütezeit des Volkslieds liegt schon Jahrhunderte hinter uns. Damals war die Seele des Volkes noch jung, fähig zu starkem, leidenschaftlichem Innenleben, das zum Ausdruck drängte: damals war die Masse des Volkes noch wesentlich eine Einheit, beseelt von gleichen Gefühlen und daher auch gewöhnt an gemeinsame Kunstsymbole, in denen sich Gefühl und Phantasie offenbarten. So waren die Grundlagen gegeben für Schöpfungen der Volkskunst von typischem Gehalt, und unter diesen Schöpfungen war das Volkslied die ursprünglichste, vertrauteste und seelisch wirksamste. Was einer in gespannter Innerlichkeit, begnadet mit Empfinden für sprachlichen Rhythmus, für Wohlklang und bildhafte Anschaulichkeit sang, konnte widerklingen in den Seelen der Berufs- oder Schicksalsgenossen, wurde für die gleichen Gefühle der anderen willkommener Ausdruck, ersehnte Entspannungsmöglichkeit für Leid oder Freude vieler, weckte Mitempfinden und wurde so ein Mittel sittlicher Bildung. Doch als das Volk seine seelische Gleichförmigkeit preisgab, die einst kraftvoll genug war, um die starken gesellschaftlichen Gegensätze zu überbrücken, mit dem Augenblicke, in dem die Verflachung des Gefühlslebens eine Volkskrankheit wurde, waren auch die nährenden Quellen des Volksliedes vergiftet, und so mußte es zwei Jahrhunderte lang dahinsiechen. Die Krankheit offenbart sich in der Hinwendung der gebildeten Schichten zum griechisch-römischen Kunstideale, wodurch die seelische Entfremdung zwischen dem schlichten Volke und den Besitzern der neuen, fremdländischen Bildung verschuldet wird. Bildung erscheint nur noch als Angelegenheit des Verstandes und des Geschmacks, nicht mehr als Angelegenheit des Gefühls und des sittlichen Wollens. Dann legt im 18. Jahrhunderte die Aufklärungszeit die Axt an die Wurzeln des religiösen Lebens und vernichtet in weiten Kreisen die stärksten seelischen Spannungen, das ehrfurchtsvolle

Erschauern vor dem Unendlichen, Göttlichen, und so leidet unter den Übertreibungen der Verstandeskultur ganz allgemein die seelische Fähigkeit zu hochgespannten Gefühlen, und die Kraft zur Schöpfung wertvoller Volkslieder schwindet fast ganz. Das verspottete Volkslied wird wie jede Heimatsüberlieferung am Beginne des 19. Jahrhunderts durch die nun einsetzende Freizügigkeit in seiner Pflege bedroht. Wer nach der Großstadt oder in eine fremde Landschaft zieht, gibt in kurzem auch seinen heimatlichen Liederschatz preis, der im engen Heimatverbande in gemeinsamer Übung lebendig geblieben war. Bänkelsängertexte, die Opernmelodien des Leiermanns und die Grammophonplatten bieten großstädtischen Ersatz.

Sollen wir versuchen, das Volkslied durch geeignete Pflege wieder zu beleben? Ist nicht gerade das Individuelle dem einstig Volkstümlich-Gemeinsamen gegenüber Wesenszug des modernen Menschen? Ist dann bewußte Pflege des Volksliedes nicht Rückschritt? Gewiß werden wir die Eigenkunst hochwertiger Persönlichkeiten für einen Gewinn erachten und uns an ihr erheben. Aber wir werden auch wieder zu gemeinsamem Erleben fähig werden müssen, wenn wir die völkische Zerrissenheit überwinden wollen. Das Volkslied, das einst Ausdruck sozialen Gefühls gewesen ist, kann uns auch heute wieder das Seelenleben des Volkes erschließen und das Innenleben weiter Kreise vertiefen helfen; es kann hinführen zum Verständnis edler Kunst, zur Freude an rhythmischer Betätigung, zum Genusse musikalischer Schönheit; es kann ein Mittel froher und ernster Geselligkeit, Ausdruck menschlichen und religiösen gemeinsamen Fühlens werden und ein wertvolles soziales Band bei aller Verschiedenheit des Denkens und Arbeitens, ein Bekenntnis der gemeinsamen Grundlagen unseres deutschen Volkstums, eine Belebung alt und matt gewordenen Heimatsinnes. Die Stimmung, die der Pflege des Volksliedes dient, ist in der Jugendbewegung bereits vorhanden; gesundes Gemeinsamkeitsgefühl, die Fähigkeit, Leid und Freude des Gefährten zu verstehen, die Laute und viel freie Luft, Wander- und Weihestimmung werden den Liederborn von selbst zum Quellen bringen; so werden auch

Neuschöpfungen von Wort und Weise gelingen, die über das ererbte Gut hinaus in die besondere geistige und seelische Art des Volkes der Gegenwart hineinführen wollen.

Das Volkslied der polnisch redenden Oberschlesier. Das polnisch-oberschlesische Volkslied ist für die Volkskunde durch den deutschen Arzt Julius Roger erschlossen worden, der 1863 in Breslau: Pieśni Ludu Polskiego w Górnym Szląska mit 546 Liedern veröffentlichte. Das oberschlesische Volkslied ist einfach, jugendfrisch und, wohl infolge der Berührung mit den deutschen Schlesiern, dem deutschen Liede ähnlich. Eine Reihe von Liedern ist von Hoffmann von Fallersleben verdeutscht worden in dem Buche: Ruda, Polnische Volkslieder der Oberschlesier, Kassel 1865, von Albert Weiß, Album polnischer Volkslieder, Leipzig 1867, und von Emil Erbrich, Straduna, Breslau 1891. Die Lieder lassen sich inhaltlich in erzählende und rein lyrische Poesie teilen; die lyrischen Lieder überwiegen. Die Niederschriften stammen fast alle frühestens aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, doch bergen die balladenhaften Lieder manchen Zug aus Mythen und alten Bräuchen. So erzählt ein Lied, wie eine Mutter ihre Tochter durch einen Fluch in einen Baum verwandelt; aus den Gräbern unglücklich Liebender sprießen Blumen; Träume künden schweres Unheil an; es begegnet die Symbolik volkstümlicher Zahlen, auch der alte Rechtsbrauch, nach dem der Henker durch die Heirat ein zum Tode verurteiltes Weib retten kann. Balladenstoffe wie die wiedergefundene Schwester, Necklieder vom armen Häslein, Tierhochzeiten, Lügenmärchen, scherzende Liebeslieder, 'Haschelieder', Klagelieder der unglücklichen Frau, der Nonne, Lieder von der Linde, von der Nachtigall, der Taube, dem Rosmarin als Liebessymbol sind Lieblingsmotive des polnischen Liedes. Die Darstellung ist denkbar einfach; gern wird der Parallelismus verwendet, der zwei Vorgänge in vergleichender Form nebeneinanderstellt. Beiworte, Zahlen, Schilderungen, Gruß- und Segensformeln sind typisch geworden; Umschreibungen deuten manches verhüllt an. Gern beginnt das Lied mit einem Naturbilde, das im Menschengeschick dann sein Gegenstück findet. Auch das Sprunghafte ist der polnischen Volkspoesie wie der deutschen eigen. Kehrreime sind selten.

Volkstümliche Musik. Im 15. Jahrhunderte kannte das schlesische Volk unter anderen Musikinstrumenten schalmey, pfeyffe, seytinspeyl 'manucordium', speyl mit czen seytin 'clavicordium', rotte 'rota', salter 'psalterium', sowie den Leiermann 'leyre', die 'leyrerynne', den 'harffer' und 'fedeler' (Hs. I. Q. 103 um 1480). Volkstümlich ist die Musik, die den Schein des Bekannten erweckt; das Bekannte kann nur eine Stimmung, eine Empfindung sein; sie wird durch die Musik vertieft oder erregt. Die Worte, die diese Stimmung ausdrücken, können ähnlich wie bei der gehobenen Sprechweise, aus der einst der gregorianische Choral entstand, von selbst eine musikalische Form annehmen. Sind diese in der Musik ausgedrückten Empfindungen allgemein zugänglich, so ist die Musik volkstümlich. Im Volksliede sind Wort und Weise innig vermählt; im volkstümlichen Liede kann der Träger der Empfindungen sowohl der Liedtext wie auch die Melodie sein; somit kann das eine das andere überdauern. Die hohe Kunst in der Musik will über das Wort herrschen; sie zerstört die Volkstümlichkeit, indem sie dem Klangreize huldigt. Volkstümliche Musik fordert zur tätigen Mitwirkung des Volkes, zum Gesange auf. Gleichwertig dem Liedertexte ist die rhythmische Betätigung im Tanz oder Marsch; die ungesungene Tanzmusik stimmt mit dem Volksliede überein. Das alte Lied wurde in der Pflege des Kunsthandwerks mehrstimmig, indem zur Tenormelodie zunächst eine obere, dann eine untere Begleitmelodie gesetzt wurde; so wurde das Lied immer kunstvoller. In Breslauer evangelischen Kirchen gab es zeitweise Choräle mit bis zu sechzig Stimmen. Unser Ohr ist erst dadurch zur Harmonie erzogen worden, so daß wir heute das einstimmige Lied ablehnen. Unser Volk muß sich wieder klar über seine Empfindungen werden, ehe es für die Pflege volkstümlicher Musik reif ist. Wenn wir heute immer noch von einem Volksliede sprechen können, so ist die volkstümliche Instrumentalmusik fast ganz verschwunden. Um ihre Reste zu retten, ist 1913 ein Aufruf an mehr als zwölftausend Gemeinden ergangen. Es sollten die alten Turmsignale, Rufe, Fanfaren und umfassendere Musikmotive aufgezeichnet werden, wie sie in den Stadtpfeifereien gepflegt wurden. Früher hatten gewisse Zünfte

auch ihre eigene volkstümliche Musik. Derartige Motive sind oft zu musikalischen Wahrzeichen einzelner Orte geworden. Auch die Ausrufe der Straßenverkäufer gehören hierher. Aus Schlesien sind auf den Aufruf hin die meisten Eingänge erfolgt. Volkstümliche Musik und Volkslied sind in gleicher Weise durchsetzt mit musikalischen Kunstelementen. Die Eigenart volkstümlicher Musik liegt in ihrer Einfachheit. Sie verlangt natürliche, leicht zu treffende Töne. Dur liegt dem Volke leichter als Moll. Solche Musik hat immer den Charakter des Rhythmischen und Melodischen. Sie zerlegt sich in einfache Perioden. Terz, Quint, Quart, Oktav werden bevorzugt. Bei Mehrstimmigkeit herrscht immer harmonische Konsonanz. Die Instrumentalmusik wird als volksmäßig empfunden, wenn sie Sangbarkeit aufweist. Den Klängen der Postillon- und Soldatensignale sind fast immer Worte untergelegt; sie sind auch gesungen worden. Unsere moderne volkstümliche Musik schwebt in der Gefahr, den Zusammenhang mit der guten, alten deutschen Überlieferung zu verlieren, und vor allem die heutige Operette hat englisch-amerikanische Flachheiten eingeschmuggelt. Unsere Kantoren und Organisten sollten wieder bewußt Kunsthandwerker werden und unter Schonung der Liedmelodien sich auf die Unterstreichung und Herausarbeitung der uralten Tonschritte beschränken, die am besten die Empfindungen ausdrücken. Die Freude an diesem guten Kunstgewerbe, dem Volkstümlichen, Handwerksmäßigen kann in der Schule geweckt und gepflegt werden.

Bänkelsänger. Das Bänkelsängerlied ist im Volksliede das, was die Haupt- und Staatsaktion für das deutsche Schauspiel bedeutete. Das Bänkelsängerlied verzichtet auf seelische Werte, ist auf Sensation eingestellt, will auf die Nerven wirken, indem es Unglücksfälle, Verbrechen und Hinrichtungen in moralisierendem Kleide unterstützt durch marktschreierische Bilder dem Festwiesen- und Marktpublikum in die Ohren orgelt. Freilich sind die Übergänge von der Schauerballade zum Volksliede zahlreich, und im Einzelfalle wird der Sammler auch dieser Gattung volkstümlicher Kunst ein Stelle in den Volksliedern nicht versagen. Die aus einem halben Bogen (8 Seiten) bestehenden Heftchen, die dem Volke, sechs

Stück für 10 Pfennige, verkauft wurden und, nachdem die erste Strophe zur Drehorgel vorgetragen war, stark begehrt waren, weil sie 'das Weitere und Schönere von dieser Geschichte' enthielten, sind großenteils in Parchwitz in Schlesien bei Robert Hartmann gedruckt, während als Verlag August Schmidt in Schurgast, Frau Kalbe in Berlin, Fritz Schröder in Berlin genannt sind. Die schlesische Industrie hat also einen guten Abnehmerkreis; die Zahl dieser Parchwitzer Drucke übersteigt 135. Jedes Heft enthält ein eindrucksvolles Titelblatt, die grausige Begebenheit in Prosa und das Lied dazu. Einige Proben: Nr. 112 Bruderliebe oder Treu bis in den Tod. Nr. 120 Die neue Heimat im Eisgebirge oder Schwere Prüfung und frohes Wiedersehen. Nr. 131 Die unglückliche Mutter. Geschehen in Pinsk in Russisch-Polen in neuester Zeit. Nachdruck verboten. Nr. 132 Die Tochter des Försters oder Folgen beschränkter Liebe. Eine traurige Begebenheit, welche sich kürzlich in Böhmen zugetragen. Nr. 133 Der Verrat an der Kapelle. Nr. 135 Eine Doppelhinrichtung zu Hirschberg in Schlesien am 17. Februar 1903.

Die Tochter des Försters. Wenn einst in ein junges Herze / Zieht die wahre Liebe ein, / Treibt dann, Eltern, keine Scherze / Mit der Kinder Liebespein. / Trauet nur voll Zuversicht, / Treue Liebe wanket nicht. — So auch Heinrich und Marie / Liebten sich mit Zärtlichkeit; / Doch den Vater spät und frühe / Mußten flieh'n sie nah und weit, / Bis er bei süßem Hoffen / Und Küssen sie getroffen. — Und in eine finstre Kammer / Wurde sie dann eingebracht; / Mußte hier bei großem Jammer / Seufzen so bei Tag und Nacht, / Bis sie mit Entschlossenheit / Aus dem Kerker ward befreit. — Heinrich holt sie aus dem Keller, / Worin sie verweilt mit Ruh', / Beide fliehen dann gleich schneller / Von dem Haus dem Walde zu; / Wollen so am andern Ort / Lieben sich stets fort und fort. — Noch im Wald zu übernachten / Waren sie gesonnen gleich; / Doch nicht beide hier erwachten, / Marie war am Morgen Leich'; / Und beim nächsten Sonnenschein / War verschwunden ihre Pein. — Heinrich, der Verzweiflung nahe, / War das Leben nicht mehr lieb: / Als Marien tot er sahe, / Es auch ihn zum Selbstmord trieb, / Bracht mit einem jähen Schuß / Dieser Welt den Scheidegruß. — Als der Vater hört die Kunde, / Hielt er's länger nicht mehr aus, / Er ward wahnsinnig zur Stunde, / Man bringt ihn ins Irrenhaus, / Wo er dann in großer Not / Starb einen jammervollen Tod.

Bruderliebe. Es waren einmal zwei Knaben, / Die hatten einander so lieb, / Den Abschiedskuß sie sich gaben, / Ach, wenn es doch immer so

blieb! / Das Schicksal es oft anders will, / Du Menschenkind mußt halten still! — Auch er mußt bald Abschied nehmen / Von der trauten Heimat bange. / Er sollte Soldat auch werden; / Die Zeit, die dauert ihm lange, / Doch bald, da kommt er wieder heim, / Und wohnt in seinem Hüttelein. — Als er wieder nach Hause kam, / Feinsliebchen ihn vergessen hat. / Dies er sich so zu Herzen nahm, / Daß er vollbracht die blut'ge Tat; / Doch ach, es war der Bruder sein, / Den's traf in stiller Nacht allein. — Da scheint der Mond in stiller Nacht / Aufs liebe Aug' des Bruders sein. / O, hätt' er nie die Tat vollbracht, / Gekommen wär' er nicht in Pein! / Der Schmerz macht ihm das Herz still stehn, / Im Himmel gibt's ein Wiedersehn.

Der Leiermann. Heute tauchen die 'Hoffänger' in den größeren Städten auf; ob sie einmal als Träger neuer Melodien von Bedeutung werden können, ist bei dem völligen Fehlen von Überlieferung und beruflicher Vorbildung dieser Leute recht fraglich. Einst gingen mit fest überliefertem Liedergute die Harfenspieler durch die Häuser; die alte blinde Harfenjule ist noch in der Erinnerung vieler Breslauer. Träger volkstümlicher Melodien waren noch vor kurzem die wandernden 'böhmischen Musikanten' und, wenn auch seltener, der vielbestaunte Dudelsackpfeifer. Ihr aller Erbe hat der Leiermann angetreten, der freilich seine Lyra mit der Drehorgel vertauscht hat. Er verbreitet immer wieder volksmäßige Opern- und Operettenmotive und stand noch vor dem Kriege im Dienste der vaterländischen Gedanken, indem er gern gehörte patriotische Lieder spielte. Die heutige Drehorgel, ein von Barberia in Modena verbessertes Instrument, hat im 19. Jahrhunderte die mittelalterliche Bettler- und Bauernorgel ganz verdrängt.

Volksliedersammlungen. Das Ende des 18. Jahrhunderts kennt in Schlesien nur die Liedersammlungen religiösen Inhalts. Das 'Allgemeine und vollständige Evangelische Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schles. Lande' von Johann Friedrich Burg, das 1796 mit 1929 Liedern bei W. G. Korn in Breslau erschien, enthält unter vielen zu Volksliedern gewordenen Texten auch die mittelalterlichen Lieder: Der Tag, der ist so freudenreich (Nr. 390), Ein Kind geborn zu Bethlehem (Nr. 393), In dulci iubilo (Nr. 419), Also heilig ist der Tag (Nr. 576), Christus ist erstanden (Nr. 580). Diese Wahrung alten Volksliedergutes fällt um so vorteilhafter auf,

wenn man die gleichzeitigen Bestrebungen beobachtet, in durchaus rationalistischer Weise aus dem katholischen Liederschatze alles alte volksechte Gut zu beseitigen. Der Verfasser des bei Korn 1778 erscheinenden 'Allgemeinen und vollständigen Catholischen Gesangbuchs', Ignatz Franz, ein Breslauer Vikariatsassessor, sagt in der Vorrede zu dem 368 Lieder enthaltenden Gesangbuche: 'Wir haben bisher in unsern Kirchen Gesänge gebraucht, deren einige über dreihundert Jahre alt sind und Ausdrücke in sich fassen, die mit der heutigen Tages üblichen deutschen Sprache nicht übereinstimmen; bei andern fehlt es am Wohlklange, am richtigen Silbenmaße, an gehöriger Ordnung. Es würde weit schwerer gewesen sein, alle diese Fehler zu verbessern, als neue Lieder zu verfassen.' Das heißt, die alten Volksliedtexte werden aus der Kirche gewiesen und durch eigene geistvolle 'Lieder' ersetzt. So 'singt' der Verfasser in einem Liede zu Ehren der heiligen Hedwig (Nr. 201): 'Den Bedrängten beizustehn, armer Leute Füße küssen, in entlegne Kirchen gehn in dem Schnee mit bloßen Füßen, war für dieses starke Weib ein vergnügter Zeitvertreib'; oder von der heiligen Thekla (Nr. 198): 'Löwen, Stiere, Schlangen müssen ihrem Wink gehorsam sein, denn sie fallen ihr zu Füßen unempfindlich wie ein Stein, wo sie durch ein sanftes Lecken viel Bewunderung erwecken'; oder unter der Überschrift 'Die Religion ist notwendig und nützlich' (Nr. 279): 'Ich lebe mäßig und gesund; der Friede im Gemüte ist meines langen Wohlseins Grund, weil ein verdünnt Geblüte frei durch die engen Adern fährt, die Lebensgeister stärkt und nährt.' Die Zeit der Romantik und die Begründung der Wissenschaft der Germanistik mußten in der Bewertung des Volksliedes auch in Schlesien einen Wandel schaffen. Die erste wissenschaftlich gearbeitete Sammlung schlesischer Volkslieder ist die von Hoffmann und Richter, die im November 1842 erschien. Ludwig Erks 'Deutsche Volkslieder' enthalten viel schlesisches Gut, das von dem Lehrer F. A. L. Jacob (1803–1884) in Konradsdorf bei Hainau beigesteuert wurde, der gegen 600 Volkslieder gesammelt hat. Die Volkslieder der Grafschaft Glatz hat Georg Amft 1911 in einem stattlichen Bande, der 736 Texte mit ihren Melodien enthält, herausgegeben. Volkslieder aus dem

Eulengebirge veröffentlichte 1912 Wilhelm Schremmer. Zahlreiche Beiträge zu dem von der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde geplanten großen Schlesischen Volksliederwerke sind in den Mitteilungen der Gesellschaft enthalten. Auf Grund der umfangreichen Sammlungen der Gesellschaft hat im Jahre 1916 Fritz Günther eine Vorarbeit zu der Ausgabe unter dem Titel 'Die schlesische Volksliedforschung' erscheinen lassen. Theodor Siebs und Max Schneider haben 1924 ein Bändchen 'Schlesische Volkslieder mit Bildern und Weisen' herausgegeben.

VI

Volksbelustigung, Unterhaltung, Schauspiel

Volksbelustigung

Der Tanz im Mittelalter. Das Gründungsbuch des Klosters Heinrichau berichtet zum Jahre 1254: ‘Michael, der Sohn des Dalibor, grenzte damals mit seinem Besitz an unseren Klostergarten. Er strebte, dem Kloster Ungelegenheiten zu bereiten; daher siedelte er auf seinem Grunde Deutsche an. Als das geschehen war, kamen die deutschen Frauen und Mägde an den Festtagen in unseren Obstgarten und führten dort ihre Tänze auf. Das sah unser damaliger Herr Abt Bodo, und tiefe Besorgnis erfüllte seine Seele, denn er sprach in seinem Herzen: ‘Wenn diese Tänze hier von Geschlecht zu Geschlecht forterben und zur Gewohnheit werden, dann werden sie für viele Seelen in unserem Kloster zur größten Gefahr.’ Und um diesen Unflat vom Kloster, soweit er es vermochte, fernzuhalten, trat er in Unterhandlungen mit jenem Michael wegen eines Besitztausches’. Michael geht darauf ein und erhält 80 Mark Silber und den Gutshof Niclawitz mit allem Zubehör dafür. Dieser Bericht zeigt, wie die deutschen Siedler gern dem Tanze huldigten und mit wie ernstem Auge die Kirche auf solche Volkslustbarkeiten blickte. Noch in einer Handschrift des beginnenden 15. Jahrhunderts (I. Q. 463) aus dem Glogauer Kollegiatstifte heißt es in einer Predigt: ‘Besser ist es, an Festtagen zu graben oder zu pflügen, als mit Frauen zu singen und im Tanze zu springen’. Als warnendes Beispiel wird daher in den Predigten wiederholt die Geschichte von den Tänzern von Kölbigk erzählt, die im Jahre 1021 den Weihnachtsgottesdienst störten und verflucht wurden, ein volles Jahr zu tanzen (Hs. I. F. 311; IV. F. 63). Aber gerade durch diese Predigtwarnung erfuhren die Hörer das alte deutsche Tanzlied, das die Tänzer an jenem Feste gesungen hatten: ‘Equitabat Bovo per silvam frondosam; ducebat secum Merswindam formosam. Cur stamus. Cur non imus?’ Und auch von anderen Tanzliedern hören wir (I. F. 311), wenn als Beispiel für die Sünden gegen das zweite Gebot die

Tanzlieder von 'Wesenburg' und von der 'Melzerinne' angedeutet werden. So hören die Schlesier immer wieder eine auch anderwärts bekannte Predigt gegen den Tanz, die mit der kraftvollen Behauptung beginnt: 'Chorea est circulus, cuius centrum est diabolus', was eine Wiener Handschrift deutsch gibt (Altd. Blätter I, 52): 'Der umme gênde tantz ist ein ring oder circkel, des mittel der tufel ist.' Die Tänzer sind des Teufels Streiter; die Festtage werden entheiligt; Ausschweifung und Kleiderprunk geben anderen Ärgernis. Alte Weiber lehren die jungen in dieser Sünde. Ein anständiges Mädchen sollte an solchen Tagen daheim bleiben. Aber wenn die Weiber die Männer tanzen sehen, hält sie nichts daheim. Dann wird das Weib zur Priesterin des Satans. Flöten und Pauken sind die Glocken, die zu seinem Dienste rufen. Wie der Hirt ein Ferkel quietschen läßt, damit die verlaufenen Ferkel wiederkommen, so läßt der Teufel die Weiber singen, auf daß alle herbeieilen. Der Tanzende sündigt gegen alle Gebote; sein Schritt führt nach links, das heißt zum Teufel. Der Tänzer kümmert sich viel weniger um seinen Wochenlohn als um den Sonntagstanz (Hs. I F. 655, Anf. 15. Jh.). Eine Predigt aus dem Jahre 1454 (Hs. I. Q. 152) beurteilt den Tanz schon milder. An sich sei er nicht sündhaft, wenn dabei kein Ärgernis erfolge, wenn man nicht vor Mönchen oder auf dem Markte, zur Trauer- oder Bußzeit, während der Messe, Predigt oder Vesperzeit tanze, wenn böse Absicht und leichtfertige Lieder fehlen. Aber zum Schluß kommt die Warnung: Leichter im Krieg ohne Wunde als im Tanz ohne Sünde! – So spielen Teufel und Tanz auch in die Sage hinein; eine um 1624 in Schweidnitz geschriebene Chronik (Hs. IV. F. 140) erzählt vom Fastnachtstage (22. April) 1587, daß in Ernsdorf bei Reichenbach zwei Knechte sehen, wie drei Tanzpaare in die Stube kommen; der eine sieht die Tänzer, der andere hört die Musik; der erste wird gegen seinen Willen zum Tanze gezwungen; dann verschwindet der Spuk. Immer wieder finden wir in den Dreidingverordnungen (z. B. Hs. II. F. 20 v. J. 1602): 'Abendt Tencze, Rockstuben seindt ganz unndt gar verbotten.'

Schlesische Tänze. Die Tanzfreudigkeit lebt heute weiter wie einst; wie im Mittelalter werden auch Greise und bejahrte Frauen

von der alten Tanzlust ergriffen, wenn die Gelegenheit bei Hochzeiten, Erntefest und Kirmes gegeben ist. Dann finden sich wohl auch noch an Stelle von Shimmy, Foxtrott, Boston und anderen Fremdtänzen die altüberlieferten schlesischen Tänze: der alte deutsche, der Würgewalzer, der Trempelwalzer, der Tanz vorm Ofenloch, der Fuhrmannswalzer, Bauernreigen, Bauernmenuett, Korbtanz, Besentanz, Jungferntanz oder die nach dem Lied benannten: Freut euch des Lebens, Tanzt och mit der Muhme, oder landschaftliche Sonderformen wie im Riesengebirge: Krausebenjes Brauttanz.

Alte Volksbelustigungen. Dem schlesischen Volke war einst jedes auffallende Geschehnis, wenn es die eigene Person nicht etwa ungünstig berührte, ein Fest; auch das Ausstäupen am Pranger und die Hinrichtung armer Sünder wurde leicht zum Volksfeste. Schon der Aufputz des Gefangenen war sehenswert. 'Anno eodem (1563) kam auf, daß die arme Sünder schwartze Hütte und Trauer Mäntel bey der Außführung tragen mußten. Diese trug zum ersten ein Becker, welcher 9 Morde gethan und an etlichen Orten Feuer angelegt; ward mit glüenden Zangen gerißen und geradebrecht' (Hs. IV. F. 148 über Brieg). Die Chroniken sind voll von solchen Berichten. 'Ein kleiner zugk. Den 23 Oktober seindt die Meurer mit auffgerackter Fahnn, drommell und pfeiffen vor den Rabenstein gezogen, ihnn allendthalben, wo es vonn nohten gewest, aussgebesserdt und in einem tage fertig wordenn' (Breslau; Hs. IV. F. 118 z. Jahre 1590). – 'Meurer zihenn hinauss. Den 8. December seind zum gericht hinauss mit drommell und pfeiffen, desgleichenn mit auffgerichtem fahnn gezogen, die Maurer jung und alt, mit ihnen die Zimmerleuthe, haben newe Balckenn eingestrackt und eingezogen. – Schlosser hinaussgezogen. Den 14. December zogen gleicher gestalt hinauss die Schlosser, haben eine newe thur ahngehenngt, vohrschlossen und beschlagen gemacht (Breslau; Hs. IV. F. 118 z. J. 1598). Ähnlich berichtet die Schweidnitzer Chronik v. J. 1624 (Hs. IV. F. 140) unter dem 8. Jan. 1583, daß Maurer und Steinmetzen mit Trommeln, Pfeifen und Fahne hinauszogen, den Galgen auszubessern; ebenda zum 8. Aug. 1612: 'zogen die Zimmerleut unndt Schlosser mit auffgerecktem fahn

undt drommel allhier auss der stadt zum galgen, schoben newe balcken undter desselbten Bühnen, da die Alten Massten verfaulett, unndt machten ein newe thür darein, weill die alte weg genommen von Losen Leutten'; das wurde am 30. August 1623 wiederholt. Als man ebenda am 25. Sept. 1566 den Galgen derart in Stand gesetzt hatte, gab's am Freitag danach ein neues Fest: da wurden drei gehenkt und einer geköpft. Man gab sich aber auch mit anderen Schauspielen zufrieden. Zur Fastnacht war wohl auf dem Markte ein von Gesellen aufgeführter Schwerttanz zu sehen (Hs. IV. F. 140 z. 18. II. 1561). Oder wir hören unter dem Jahre 1577 aus Breslau (Hs. IV. F. 118): 'Allerley kurzweill gehalten. Es waren auch draussen auff dem Schweinzer annger zuegericht drey kegellplahnn, auf dem einen Schub mahn umb Ochsenn, auff dem anderen umb Zinen gefesse, auff dem dritten umb bahr geldt. Da manngelte kein geldt nicht. Mehr schob mahnn zum Narren; mehr waren zwey Rastellbennke; auff der einen warff mahnn die wurffell durch einen Trichter; auff der anderen so bloss auss der handt, und wardt vill geldt vorworffen; mehr warff mahnn mit gedreheten holzern nach einem hanne; da wardt auch vill geldt unnuzlichen vorworffen; mahn gab von einem holz einen anderthalbenn, und wehr denn hahnn erwarff, der behilt ihnn und ein Quardt kennlein darzue'. – Oder man konnte Turniere erleben: 'Es stochen alhier Zuer Schweidniz auff Rossen sitzende 2 Par fleischerknechte für der apteken mit einander mit Stangenn' (Hs. IV. F. 140 zur Fastnacht, 19. Febr. 1613). Im Jahre 1493 werden in einer Saganer Handschrift (I. Q. 137) unter anderen Volksbelustigungen angeführt: Schinstreckin, Spryngin, Steynwerfin, balspil, Tolenspil, kuleley, Ryngen, Ritterschaft lewfyn, Schissen, Fechtin, Ebetewern etc. In der Mitte des 17. Jahrhunderts gibt es in Breslau Pferderennen, auf dem Schießwerder Weiberrennen, bei dem 8 bis 16 nach einer Stange mit Kleidungsstücken laufen, auch nach dem Pelz; Fechterwettkämpfe, Schwerttänze der Kürschner und Hahnenschlagen der Schneider in Pöpelwitz.

Volksbelustigungen von heute. Die meisten dieser Belustigungen haben sich bis in die Gegenwart erhalten, wenn sie auch

seltener und meistens nur Bräuche für besondere Volks- oder Kinderfeste geworden sind. Bis zum Jahre 1810 war in Winzig am Gallustage ein Schülerfest üblich. Die Schüler zogen, jeder mit einem bekränzten Hahne um den Ring, und sangen: 'Gottlob, das Gallusfest ist wieder gesund erlebt, da Hahn und Hahn sich tapfer beißt und schmeißt darnieder auf unserm Schul- und Tugendplan; drum hört man schon das Hähnefechten mit Kikriki.' Nach jeder Strophe schrien die Knaben ihr Kikriki. Dann ließen sie unter Aufsicht der Lehrer die Hähne kämpfen, und die Besitzer der drei tapfersten wurden als Galluskönige in weißem Oberhemd mit Krone und Zepter um den Ring geleitet. Vor dem Kampfe hatte jeder Knabe für den Lehrer einen Silbergroschen zu zahlen. Im 17. Jahrhunderte ist dieses Fest auch in Öls nachweisbar. – Noch heute ist während der Kirmes an manchen schlesischen Orten das Gänsereiten üblich. Auf ungesattelten, mit Blumen, Bändern und Decken geschmückten Pferden reiten die Knechte mit einer bewimpelten Lanze hinter Harlekinen und Musikanten einher, während die Mägde paarweise folgen. Auf einem Brachacker hängt von einem Holzportal eine geschlachtete Gans so hoch herab, daß sich die durchreitenden Knechte recken müssen, um sie am Halse zu packen. Wer dabei König bleibt, wird zu Bier und Tanz in den Kretscham geleitet. – Goliatschlagen und Schimmelreiten waren zwei Volksfeste noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Beim Goliatschlagen, das an einem Sonntage zwischen Pfingsten und der Ernte stattfand, schlugen Knechte mit verbundenen Augen nach einer Strohpuppe, die man auf einem Pferde nach der Festwiese geleitet hatte. Unterdessen verteilten die Mägde gegen kleine Geschenke Sträußchen und Getränke; abends zog der Sieger mit seiner Jungfer an der Spitze des Festzuges zu Bier und Tanz ins Gasthaus. Etwa um Martini fand das Schimmelreiten statt. Zwei Knechte, eine Leiter, Strohwische und ein Roßhaarschweif wurden zu einem 'Kamel' zusammengebaut, mit grauen Rapstüchern behangen und an der Kette von einem Knechte durchs Dorf geführt neben einer als 'Bär' verkleideten Person und einer buckligen Gabensammlerin (einem gleichfalls verkleideten Knechte mit einem Korbe). Eine johlende Schar begleitete

den Zug. Abends kamen die Knechte in die Höfe zum 'Kuchenplatzen', d. h. zum Peitschenknallen, wofür es wieder Geschenke gab. Den Schluß machte ein Tanzvergnügen. — In der Strehlener Gegend wird etwa fünf Tage vor Weihnachten in manchen Dörfern ein durch einen Sack in einen Esel verkleideter Knecht auf allen Vieren durch das Dorf geführt, wobei in jedem Hause Gaben gesammelt werden. Im Februar wird ein in Bohnenstroh gehüllter Knecht als Bär umhergeführt, der sich aber so sträuben muß, daß er von Jungen auf einen Wagen geladen und gezogen wird. Mitlaufende Leute hacken vor dem Wagen den Boden auf. Der Wagen wird in eine Pfütze gefahren und bleibt dort stehen. — In Guckelwitz ist um den Johannistag das Hanswurstfest Sitte. Jungen ziehen ein Wägelchen, das mit Immergrün geschmückt ist, mit einem 'Junggesellen', d. h. einer kleinen ausgestopften Figur mit Larve. Dahinter laufen die 'Jungfern', etwa fünf weißgekleidete Mädchen. Voran läuft der bunte 'Hanswurst', der sich auf die Erde wirft, mit der Peitsche knallt und mit einer Rodehacke den Weg vor dem Wagen hackt. Die Jungen tun, als ob der Wagen nicht vorwärts könne. Vor jedem Hause bleiben sie stehen und sammeln Gaben. Auf einer Wiese wird der 'Junggeselle' auf einen Stuhl gesetzt. Die 'Jungfern' laufen auf ihn zu, aber der Hanswurst wirft sich vor ihnen hin, damit sie über ihn fallen. Die Jungfer, die den Junggesellen erreicht, tanzt mit ihm herum. — In all diesen Spielen erscheinen einstige ritterliche, vom Volke übernommene Übungen, verbunden mit alten Volksbräuchen, die teilweise sogar mythologischen Untergrund haben.

Würfel- und Kartenspiel. Als Unterhaltung der Erwachsenen gelten im Kretscham Würfelspiel, Knobeln und zahlreiche Kartenspiele. Auch hier liegt, wenigstens für das Würfelspiel, alte und hartbekämpfte Volksüberlieferung in Schlesien vor. Eine Predigt aus dem Breslauer Dominikanerkloster vom Jahre 1412, die ein Mönch aus Halle mitbrachte (Hs. I. F. 614), vergleicht die drei Würfel mit drei Teufeln und das Spiel mit dem Teufelsalphabet; die 21 Punkte der Würfel sind den 21 Buchstaben vergleichbar, mit denen man lateinische Bücher schreibe. Die Sechs besagt, daß der

Spieler nie kommen werde zu: Patriarchen, Propheten, Aposteln, Märtyrern, Jungfrauen und Bekennern; die Fünf, daß Christi fünf Wunden dem Spieler nicht geblutet haben; die Vier, daß die Worte der vier Evangelien vergeblich geblieben seien; die Drei, daß die Trinität den Spieler nie begnaden werde; die Zwei, daß Maria und Johannes unter dem Kreuze nicht für den Spieler beten; die Eins, daß jede Himmelsfreude dem Spieler versagt und die Hölle allein sein Los sei. – Über Kartenspiele erfahren wir erst in der neueren Zeit manches, was uns die recht schwer erklärbaren älteren Spiele deutet. Nach dem Zeugnis des 'Breslauer Schlendrians' vom Jahre 1731 gehört das Karnöffelspiel zu den Lieblingsunterhaltungen des Schweidnitzer Kellers. Nachweisbar als ein listiges und bei Strafe verbotenes Kartenspiel ist es schon in einem Elsasser Weistume vom Jahre 1448. In einem politisch-satirischen Liede des Meißners aus der Mitte des 15. Jahrhunderts wird uns näheres darüber angegeben; eine satirische Auslegung erfährt es auch in den religiösen Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts. Jetzt ist der Trumpfunter der Karnöffel; dieser obersten Karte folgen die Drei bis Zehn, dann Ober, König, dann erst Daus mit dem Bilde des Kaisers, dann die Unter, die nicht Trumpf sind; diese heißen der 'faule Fritz'. Die Sieben ist die böse Sieben oder der Teufel; sie ist semperfrei, das heißt sie kann nicht gestochen werden. Andere Karten tragen mit Anspielung auf die Apokalypse Tiernamen. Diese Form wird im Dreißigjährigen Kriege in Schlesien in Landeshut eingeführt. Der Spieler darf seinem Mitspieler durch Grimassen und Zurufe seine Karten verraten; Prahlen und Lügen sind notwendige Eigenschaften, um den Gegner irrezuführen; es war also ein recht lebhaftes Spiel. Der Name ist eine Ableitung von dem Worte Kardinal oder Karnal, womit man ursprünglich die vier höchsten Karten bezeichnete, die die Bilder der vier Kirchenlehrer Augustin, Ambrosius, Hieronymus und Gregor trugen. An die Stelle dieser Bilder trat dann der Lanzknecht, auf den die Bezeichnung Karnöffel überging.

Fahrendes Volk. Für das fahrende Volk haben die schlesischen Handschriften meist die Bezeichnung 'histriones'; doch werden diese fahrenden Gesellen auch als 'clerici, buffanici (buffanes), ioculatores

seu goliardi' bezeichnet (Hs. I. F. 621 aus Sagan, Tract. de casib. reserv., Anf. Quia circa litteram; Mitte 15. Jh.). Verboten sind in Kirchen oder von Klerikern aufgeführte 'ludibria vel teatrales ludi', Possen und Schauspiele (z. B. Hs. II. F. 4; 15. Jh.). Schon Augustin hält es für ein großes Laster, den Histrionen etwas zu schenken (Migne, Ser. lat. XXXV 1891). Auch Synoden verbieten, an Histrionen und Jongleure Almosen zu geben. Der moderne Erbe des Joculators ist ja der Zirkusclown. Die ungeheuere Beliebtheit, deren sich diese Gesellen bei allen Ständen erfreuten, zwang auch die kirchlichen Stellen zu einer milderen Beurteilung. So antwortete Nikolaus von Kosel um 1417 auf die Frage: 'Darf man fahrenden Musikanten den Leib Christi reichen?': Da ist zu unterscheiden. Manche sind Schauspieler, die nur unanständige Reden führen und ihren Herren die Hand zu Arglist und Verbrechen bieten; diese sind aus der Kirche zu weisen, und ihnen ist der Leib des Herrn zu verweigern. Andere aber sind Schauspieler, die auf ihren Musikinstrumenten spielen. Auch hier gibt es zwei Arten: die einen besuchen die Wirtshäuser und scheren sich nicht darum, ob sie gut oder böse handeln; auch diesen ist der Leib des Herrn zu versagen; die anderen leben an Königs- oder Fürstenhöfen oder auf den Besitzungen ehrbarer Bürger und dienen ihnen, um ihnen das Leben zu erleichtern, wenn ihr Haupt sorgenschwer und ihr Angesicht kummervoll ist; diese dürfen zum Sakramente zugelassen werden; auch darf man sie für ihre Arbeit entlohnen. – Über die Künste dieser Spielleute gibt eine Handschrift des 15. Jahrhunderts (I. Q. 152) Auskunft. 'Manche verkleiden und bemalen in schimpflicher Weise ihren Leib und führen halbnackt ihre schimpflichen Gebärden und Tänze vor ... Manche tun das nicht, aber sie treiben absonderliche Späße, haben kein festes Heim, ziehen an den Höfen der Großen herum und reden Spott und Schimpf über die Abwesenden ... Sie heißen herumziehende Possenreißer, 'scurre vagi', und sind zu nichts gut als zum Fressen und Schmähen. Manche haben Musikinstrumente, um die Menschen zu erheitern; auch sie sind doppelter Art. Die einen suchen öffentliche Tanzvergnügen und Gelage auf und reizen die Menschen zu Ungebührlichkeiten auf ... Andere besingen die Taten

der Fürsten und das Leben der Heiligen und bringen so den Menschen in Zeiten der Krankheit und Sorge Aufheiterung, ohne daß sie ausgelassene Tänze aufführen und ungehörige Spiele vorführen oder mit Zauberkünsten den Menschen Verwandlungen vorgaukeln. Diese sind zu dulden, und ihnen darf man Gaben reichen, vornehmlich wenn sie arm sind und sich auf kein anderes Handwerk verstehen, von dem sie leben könnten.' — Von einem solchen Zauberkünstler berichtet die Chronik (Hs. IV. F. 118) zum Jahre 1577: 'Ein Schwarzkünstler alhier (in Breslau): 'Es haben auch ir keyserliche Majestat ahn irem hoff einen vornemen Schwarzkünstler gehabt, Sckota genandt, hat alhir viell Selzame possen getrieben, aller dinges nicht zue erzehlen und zue schreibenn. Hat lezlichenn zue Dannzig ein boses Ende genommen'. — Zum Jahre 1549 erwähnt eine Chronik (Hs. IV. Q. 30): 'Den 10. August bringt ein fremder man einen grossen Löwen auf Bresslau in einem hölzenen gatter; wer ihn sehen wolte, muste gelt geben'. — Dieselbe Chronik meldet zum Jahre 1546: 'Am 14. July fuhr ein Abentheurer den Ratsturm aufm sail herunter'. — Diesen Vergnügen sind die Schlesier treu geblieben. Der Bärenführer, der Kameltreiber, der Mann mit der gelehrigen Ziege, die Kunstreiter, Seiltänzer, Schnelläufer, Degenschlucker, Taschenspieler, Gummimenschen, die fahrenden Musikanten und die Schausteller aller Art gehören zur Volksunterhaltung, und ein Jahrmarkt ohne Wahrsager und Verkäufer von Planetenzetteln ist kaum denkbar; wenn der Zukunftsdeuter auf seine Glassäule gelehnt darin die sonderbare kleine schwarze Figur erscheinen läßt, dann ahnt der Jahrmarktsbesucher wohl kaum noch, daß es sich um eine Teufelsbeschwörung handelt, die in die festüberlieferten Worte gekleidet ist: 'Steige herab aus deinem Kontor, kleiner Mann, durchschaue das Herz und prüfe den Sinn eines jeden!'

Unterhaltung

Volksbücher. Daß die Volksbücher vom Dr. Faust, den Haimonskindern, Genovefa, Schildbürgern und ähnliche ältere Volksromane in Schlesien stärker verbreitet gewesen seien, kann man

nirgends wahrnehmen. Hier sind die Lesestoffe vielmehr vor dem Eindringen der heutigen 'Schundliteratur' Ritter- und Räubergeschichten gewesen, Serienlieferungen, die meist sorgfältig aufbewahrt und zum Schluß gebunden worden sind, mit möglichst schaurig-sentimentalen Inhalten, mit Entführungen, Kerkerszenen und wundersamen Errettungen, bei denen meistens der Doppeltitel mit der nötigen Klarheit den Inhalt lockend vor die Phantasie der Lesehungrigen zauberte, wie etwa der in zwei starken Bänden einst in der Grafschaft Glatz verbreitete 'Roman': Der letzte Graf von Teufelsburg, oder die Geheimnisse der Totengruft. Natürlich handelt es sich hier nicht um bodenständige Produktion, sondern um Berliner Kolportageunternehmungen.

Zeitung. An ihre Stelle ist fast überall der Zeitungsroman getreten, da heute fast in jedem Hause eine Zeitung mit 'Feuilleton' gelesen wird. Die Anfänge des schlesischen Zeitungswesens fallen so ziemlich mit den Anfängen des deutschen Zeitungswesens überhaupt zusammen; die Breslauer 'Wöchentliche Zeitung' ist nur wenige Jahre jünger als die älteste Straßburger Zeitung vom Jahre 1609. In der Zeit der Türkenkriege gab der Schlesier Gotfried Johnisch von 1680 bis 1683 den 'Neuankommenden Kriegskurier' heraus. Am Anfange des 18. Jahrhunderts sorgten die 'Breslauer Novellen' für das Lesebedürfnis des Publikums; neben ihnen der 'Schlesische Novellenkurier'. Durch Privileg von 1741 verwandelte der Buchhändler Korn seine 'Relationen' in die 'Schlesische Zeitung', die 1742 zum ersten Male erschien. In das Jahr 1820 fällt die Gründung der 'Breslauer Zeitung' durch Karl Schall. Von 1836 bis 1849 besprach die 'Schlesische Chronik' die Angelegenheiten der Provinz. Der bei Leopold Freund erscheinende 'Breslauer Anzeiger' brachte blutrünstige Lebensbilder von Verbrechergrößen und allerlei Geschichten; er erfreute sich bei den Breslauern großer Beliebtheit. Aus diesem Blatte entwickelte sich 1853 die 'Morgenzeitung'; 1869 geht aus den 'Breslauer Hausblättern' die 'Schlesische Volkszeitung' hervor. Daneben sorgen auch in anderen schlesischen Städten Gründungen jeder Art dafür, daß jeder Geschmack und jede geistige und politische Richtung im breiten Volke befriedigt wird.

Volksschauspiel

Larven. Mit voller Deutlichkeit tritt uns, seitdem Handschriftenüberlieferungen für Schlesien vorliegen, eine starke Neigung der Schlesier für Larven und Mummenschanz entgegen. Hier liegen älteste Überlieferungen des Volksbrauchs vor, Ansätze zu dramatischer Betätigung auf mythologischer Grundlage. In den Zeiten des Jahres, in denen die schädigenden Dämonen umherziehen, sollten wohl die Umzüge von Larventrägern mit ihrem geradezu mythologischen Lärme dazu dienen, die bösen Geister zu schrecken und zu verscheuchen. Und wenn heute in gleichen Zeiten um den Advent herum und in der Fastnachtszeit auch nur noch Kinder und Toren von dem Drange nach solchen Vermummungen geplagt werden, so erinnern die zu dieser Zeit in den Schaufenstern regelmäßig ausgehängten Tier- und Dämonenfratzen und die Larven, mit denen die Kinder einander und Erwachsene erschrecken, an die einstmals durch die Straßen ziehenden Scharen und geben noch ein schwaches Bild von altschlesischem Treiben. Freilich sind auch hier in den Predigten, die dieses Treiben bekämpfen wollen, ebenso wie im heutigen Fastnachttreiben viele Einzelzüge erst durch Herübernahme aus dem römischen und romanisch-mittelalterlichen Festbrauche zu uns gekommen; doch wird damit das Wesen der schlesischen Überlieferung kaum verfälscht. Der Gnesener Erzbischof erläßt unter dem Jahre 1326 auch das für die Schlesier geltende Verbot (Hs. I. F. 658): 'Kein Kleriker oder Laie soll sich unterstehen, mit monströsen Larven die Kirchen oder Kirchhöfe zu betreten, besonders während des Gottesdienstes ... Wir setzen hinzu, daß Kleriker oder Laien, die nach der Unsitte mancher Orte bei den kirchlichen Umzügen vor der Geburt des Herrn abergläubische Spiele aufführen, die gleiche Strafe (des Kirchenbannes) erleiden sollen.' Ein Prediger (Hs. I. F. 509, Anf. d. 15. Jh.) vergleicht mit fliegenden und hüpfenden Heuschreckenschwärmen die, die um Fastnacht in Scharen angetan mit Frauenkleidern wie Narren umherziehen. Eine Weihnachtspredigt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (Hs. I. Q. 335) spricht von dem Frevel derer, die in dieser heiligen Nacht in die Wirtshäuser zu Würfelspiel und anderen noch

schlimmeren Torheiten und Werken des Teufels eilen. Von den Ausartungen, die bei solchen Umzügen unvermeidlich waren, geben die Breslauer Chroniken beredtes Zeugnis. Zum Jahre 1553 wird gemeldet (Hs. IV. F. 118): Am 24. Dezember, am Christabende, sind viele böse Buben allhier, darunter auch Weiber, zusammengekommen. Und am Abende, an dem man Gott loben und für seine Menschwerdung danken soll, haben sie sich vermummt und verkleidet in Mönchskappen, sind in die Häuser gegangen, haben Mummenschanz geschlagen, böses Geld gehabt und die Leute damit betrogen, daneben ein böses epikuräisch Leben geführt. Man konnte nicht erfahren, wer sie gewesen sind. Am 26. Dezember, am Abend des Stephanstages, auf die Nacht zu, haben sich wieder lose Buben gefunden, haben angefangen beim Nikolaitore an der gemauerten Pechhütte und haben die ganze Reihe entlang um die Türme hinter der Mauer alle Fenster zerschlagen, gläserne, papierne, niemandes geschont und alles in allem großen Mutwillen getrieben. — Solche Berichte lassen die Silvesternachtsansammlungen am Neumarkte zu Breslau vor dem Gabeljürge und die lärmenden Straßenumzüge als ein durch alte Übung wohlerworbenes Recht erscheinen.

Ob aus solchen Umzügen und Verkleidungen auch in Schlesien Fastnachtsspiele hervorgegangen sind, ist bei dem Mangel an schriftlichen Überlieferungen nicht zu ersehen. Immerhin hat sich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Einlage in eine Handschrift (II. F. 60) ein langes Papierblatt erhalten, das Einleitung und Schluß eines Fastnachtsspieles bringt, also eine 'Rolle'; es ist nicht ausgeschlossen, daß der Text schlesischen Ursprungs ist. Es handelt sich um die Werbung um eine Jungfrau; Bauer, Ritter, Mönch und Schreiber werben um sie; der Schreiber bleibt Sieger. — Das Fastnachtstreiben hatte in Schlesien im 15. Jahrhunderte die Bezeichnung: allermanne fasenacht.

Religiöse Spiele. Die kirchliche Liturgie war in vieler Hinsicht dazu angetan, durch Veranschaulichung der religiösen Heilstatsachen im Volke die Grundlagen für seine eigene Betätigung in dramatischen Formen zu kräftigen und die Stoffe dafür in Formen,

die der dramatischen Kunst entsprachen, darzubieten. Eine Lichtmeßpredigt vom Jahre 1354 (Hs. I. F. 660) führt solche kirchliche Bräuche an: 'Die kirchliche Überlieferung hat viele Gleichnisse beibehalten, die die Heilstatsachen mit ihrer Wahrheit den Gläubigen näherbringen und einfältige Herzen zur Frömmigkeit führen, indem solche Zeichen äußerer Verehrung zur heiligen Herzensandacht führen. Daher errichten wir zur Erinnerung an das Leiden des Herrn in der Kirche Kreuze, daher bringen wir hoch oben, etwa am Triumphbogen Fahnen an zur Zeit von Mariä Himmelfahrt, daher bringen wir durch Bilder die Wunder und Martern der Heiligen vor das Auge des Beschauers. Deshalb ist es auch ein alter Brauch, daß heute die Gläubigen mit Wachskerzen zur Kirche kommen und sie in der feierlichen Messe weihen lassen, um sie dann den Geistlichen zu schenken.' — So wurde (Hs. I. F. 731 v. J. 1456) das 'Kreuzige ihn' der Juden vor Pilatus, das 'greesliche geschrey', angedeutet 'in dem leuten der clappern', das einen ähnlichen verworrenen Klang hervorbringt. — Prozessionen haben schon an sich starke dramatische Elemente. Die bedeutendste, die Fronleichnamsprozession, seit dem Jahre 1264 angeordnet, wurde nach einer Fronleichnamspredigt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Schlesien schon in eindrucksvollster Weise begangen (Hs. I. F. 650): 'Die Priester, gekleidet in die besten Gewänder, tragen das heilige Sakrament in die verschiedenen Kirchen. Das gewöhnliche Volk zieht hinter ihnen; die Geistlichen singen; die Musiker spielen, die Lichter strahlen; grünes Gras, Zweige von Bäumen und Blumen werden gestreut über den Fußboden der Kirchen und auf den Gassen. Jünglinge und Greise gehen geschmückt mit duftenden Kränzen und Blumenschmuck um das Haupt. So tragen heute alle insgemein mit Jubel, Freude und Jauchzen bei zum Schmuck der Prozession, indem sie Christum, ihren Herrn, aus seiner Wohnstätte geleiten und wieder heimbegleiten.' An dramatische Bilder denkt man auch, wenn die Handschriften (Trebnitzer Psalter um 1350; Hs. I. Q. 234) in den Kalenderbildern den Teufel nackt, nur mit blauem Lendenschurz bekleidet, bärtig, mit zwei Hörnern, Klauenfüßen, Schwanz und Flügeln darstellen, die zur Hälfte rot und zur Hälfte grün sind. Von

solchen Aufführungen spricht eine Predigt, die 1456 in Breslau geschrieben, aber von dem Wiener Prediger Johann Gens verfaßt zu sein scheint (Hs. I. F. 274, Sermo de chorea): 'Die dritte Frage ist, ob zum Scherz oder Spiel in der Fastnachtszeit oder zu irgendeiner Jahreszeit zulässig sei, daß sich die Menschen verkleiden, Männer Frauen- und Frauen Männerkleidung anlegen und solche Rollen spielen ... Das braucht nicht Sünde zu sein, wenn es geschieht, um das Leiden oder die Auferstehung des Herrn oder sonst eine Heilsbegebenheit den Menschen zur Erinnerung zu bringen. So ziehen zu Ostern Schüler Frauenkleider an, um zu zeigen, wie Maria Magdalena und Maria Jacobi und Salome zum Grabe Christi kamen, um den Leib des Herrn zu salben, und wie sie vom Engel hörten, daß Christus erstanden sei ... Die vierte Frage ist, ob es erlaubt sei, daß zum Scherz oder Spiel ein Mensch seine Gestalt oder sein natürliches Menschenaussehen verunstaltet, indem er sich durch Bemalung oder Verhüllung ein furchterregendes Äußeres gibt oder Schrecklarven aufsetzt oder Teufelsfratzen trägt und sich benimmt, als sei er etwas anderes als ein Mensch, wie etwa zur Fastnachtszeit, oder wenn er sich ein Eselsfell oder ein Bärenfell umnimmt, als ob er ein Esel oder Bär sei. Desgleichen fragt es sich, ob ein mit gesunden Sinnen begabter Mensch wie ein Narr auftreten dürfe, um zu scherzen oder zu spielen, ob es einem Jongleur erlaubt sei, auf den Händen zu laufen und den Kopf nach unten und die Beine in die Luft zu strecken oder ob sie auf dem Seile laufen dürfen.' Das wird alles als lasterhaft verboten. Der Anteil des Volkes an all diesen dramatischen Spielen spricht aus allen angeführten Stellen.

Auferstehungsfeier. Die gelegentlichen Hinweise in der Predigt setzen für Schlesien das Vorhandensein von liturgisch-dramatischen Szenen voraus. In der Tat finden sich hier die dramatischen Osterfeiern, die die Urzelle aller religiösen Schauspiele Deutschlands gewesen sind, in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, und darüber hinaus ausgestaltete Osterspiele nebeneinander im 14. und 15. Jahrhunderte im Gebrauch. Aus dem Kloster der Kreuzherren mit dem doppelten roten Kreuz in Neiße besitzen wir einen Ordo divini officii, der auf eine Gottesdienstordnung zurückgeht, wie sie in

Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge üblich war. Aus der Handschrift (I. Q. 175) läßt sich der altjerusalemer Gottesdienst mit seinen dramatischen Prozessionen erschließen, und es läßt sich beweisen, daß auch die dramatische Osterfeier ihren Ursprung am heiligen Grabe gehabt hat und von da ins Abendland und in unserem Falle von den Kreuzherren nach Schlesien übernommen worden ist. Die in dieser Handschrift überlieferte älteste Stufe der Osterfeier hat folgende Form. Drei junge Geistliche kleiden sich nach alter Übung in Frauenkleider. Vom Altar aus gehen sie auf das heilige Grab zu, indem sie ein goldenes oder silbernes Gefäß mit Salböl tragen. Voran gehen Leuchterträger und Weihrauchfaßträger. Die Jünglinge singen dreimal: O deus! Quis revolvet? An der Grabestür stehen zwei Kleriker in weißen Gewändern mit Kerzen, das Haupt umhüllt, die fragen: Quem queritis? Die Frauen: Jesum Nazarenum. Die beiden Kleriker: Non est hic, quem queritis. Die Frauen treten ins Grab, beten kurze Zeit und gehen zurück mitten in den Chor und verkünden laut singend: Alleluia. Resurrexit. Aber (so fährt der Text fort) diesen Besuch am Grabe machen wir jetzt nicht, weil zuviel Volk da ist. – Was hier schon für die Kreuzzugszeit in Jerusalem als außer Brauch gekommen erwähnt wird, ist in Schlesien noch für längere Zeit, wenn auch nicht überall und unumstritten, Übung. Im Brevier des Breslauer Bischofs Prezlaus a Pogarella, das wohl 1343 entstanden ist (Hs. I. F. 444), enthält die folgende, schon einer späteren Entwicklungsstufe angehörende Form: Drei in (weiße) Alben gekleidete Brüder gehen Spezereien tragend vom Chore zum Grabe und singen halblaut, als ob sie miteinander redeten: Quis revolvet? Zwei Knaben, die schon vorher in das Innere des Grabes geschickt worden sind, fragen sie: Quem queritis? Sie antworten ihnen: Jesum Nazarenum. Jene sagen: Non est hic. Währenddessen treten die drei ins Grab, beräuchern es und gehen zurück durch den Chor unter dem Gesange des Verses: Ad monumentum venimus bis zum Altare. Dann eilen zwei Brüder, gleichsam einen Wettlauf nachahmend, zum Grabe, während der Chor singt: Currebant duo simul. Im Grabe nehmen sie die Grabtücher, spannen sie vor allem Volke aus und singen: Cernitis, o socii. Darauf kehren sie

zum Chor zurück und singen die Antiphon: Surrexit dominus de sepulcro. – Den gleichen Ritus enthalten die Consuetudines ecclesiae Wratislaviensis nach einer Glogauer Handschrift vom Jahre 1402 (I. O. 54), nach einer Saganer Handschrift vom Jahre 1496 (I. O. 55) und einer Neißer Handschrift des 15. Jahrhunderts (I. Q. 173).

Osterspiele. Während die Breslauer Ritualbücher somit nur die liturgisch gebundene Form der Auferstehungsfeier bieten, ist uns bruchstückweise wenigstens in einer Breslauer Dominikanerhandschrift der mit Singnoten (Neumen) versehene Text eines ausführlichen lateinisch-deutschen Osterspiels erhalten, das zu den besten deutschen Überlieferungen gerechnet werden muß; diese Bruchstücke sind noch am Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben und umfassen eine schöne Marienklage und die Szene, in der Maria Magdalena den Herrn, der ihr als Gärtner erscheint, erkennt. Maria ruft darin unter dem Kreuze den Tod, daß er sie mit ihrem Sohne sterben lasse: Awe tot, awe tot, tot, nim uns beide, daz her ich alleyne von diszer werlde scheide alzo iemerlichen! Eyn not mich notet, seyn blůt mich rotet, seyn tot mich totet mit ym yemerlichen! Awe mir, nu ist her tot, dar von newet sich myn not und myn yemerliche clag, dy ich clegelichen trag! – An diese eindrucksvolle Lyrik reicht ein anderes deutsches, in Schlesien entstandenes Osterspiel des 15. Jahrhunderts nicht heran. In diesem tritt schon eine derbere Komik hervor, wie sie den deutschen Spielen dieser Zeit allgemein eigen ist; auch auf die trefflichen Mazzes, die Mosanzen, die man am Breslauer Dome kaufen könne, sowie auf den Otmachauer Weichkäse wird darin empfehlend aufmerksam gemacht. – Es bedurfte nicht erst der reformatorischen Bewegung in Schlesien, um diese Spiele und die dramatischen Formen der kirchlichen Liturgie einzuschränken. Immerhin ist es lehrreich zu sehen, wie man sogar zu Tätlichkeiten schritt, um solche liturgischen Überlieferungen zu stören und zu unterdrücken. Die Schlesische Chronik des Johann Scholz vom Jahre 1568 berichtet aus Breslau unter dem Jahre 1547 (Hs. IV. F. 120): 'Den 3. Aprilis am Palmtage habenn die jungen unnd Bosen buben vnnd auch etliche handwercksgesellen ein Rumor und

lermen angefangen zu unser lieben Frauwen ynn der Kirchenn, da die selbigenn Chorherrn noch alter papistischer weyse unnd gewonheit yr affenspil gehalten unnd begangen habenn: Percutiam pastorem etc. Der Hirt wirt geschlagenn, und die Schaffe werden zurstreut; wie sie dann allewegs ein geheuss dorzu habenn mit schönen Tücherenn bedeckt unnd der prior hienein gekrochen, unnd ein ander hot yhn mit eynem subtilenn Rohr dorzu verordnet geschlagenn, da fahrenn die jungenn zu unnd stissen das geheuss auff den hals dem, der ynn dem grabe lag, unnd zerbrechens gantz unnd gar, unnd zerrissen den Chorherrn die chorkappen unnd stissen eynn Chorherrn hin, den andern her unnd der Hoffmeister doselbst wolt sich mit dem gewehr rücken, dessgleichen die handwerksgesellen, und wer balt ein grosses schlahenn ynn der kirchen worden. Das Evangelium ist nu eine lange Zeit gepredigt wordenn, unnd wellen doch von yhrem nerrischen fürnemen nicht ablassen, das ir auch die kinder, aus gottes verhengnis, spotten unnd ir äffisch fürnemen stüren unnd verhindernn.' — An die Palmsonntagprozession in ihrer alten dramatischen Form erinnern noch die hölzernen Palmesel, auf denen die Figur Christi mitgeführt wurde; heute sind es Museumsstücke.

Theatergesellschaften. Die Bürger, die an solchen älteren Überlieferungen ihre Darstellungskunst gebildet hatten, griffen natürlich auch zu Schauspielen, die der neuen, seit dem Humanistenzeitalter aufkommenden Geschmacksrichtung entsprachen. Im Jahre 1522 führen Breslauer Handwerker in Bürgerhäusern Komödien auf; das Pfarramt von Elisabeth richtet aber an den Rat das Ersuchen, seine Erlaubnis zu widerrufen. Im 17. Jahrhunderte führten die Schultheater auch Christkomödien auf; so wurden in Görlitz 1667, 1668 und 1688 von Christian Funcke verfaßte Weihnachtsspiele gegeben. Bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts waren solche Aufführungen von Schauspielen durch bürgerliche Theatergesellschaften in Schlesien üblich; wie die Akten der Kriegs- und Domänenkammer in Breslau erweisen, vor allem in der Grafschaft Glatz. Die Beamten der Kammer waren fast durchweg Gegner dieser Schauspiele und drängten auf ihre Ausrottung.

Die Bürgergesellschaft von Neurode führte 1775 in der Fastenzeit geistliche Schauspiele im Rathause auf, wöchentlich zweimal, Sonnabends und Sonntags. Das Gutachten des Kriegsrats Schröder darüber lautet: 'Da die Bande aus lauter Pfuschern besteht, die wild und ohne gehörige Direction agiren, leidet bei diesen Schauspielen offenbar die Tuch-Manufactur, da sowohl die Acteurs als die Zuschauer größtenteils Tuchmacher sind, die eines Teils durch den Geldbeitrag enerviret, andern Teils durch dergleichen Gaukeleien von ihren Berufsgeschäften abgezogen werden.' Er rät dem Könige, die Spiele wie in Wünschelburg zu verbieten. Von neuem wurde 1783 die Erlaubnis zur Aufführung von Schauspielen vom Leiden Jesu und aus der biblischen Geschichte, die von katholischen Geistlichen verfaßt seien, nachgesucht. Diesmal hielt nicht nur der Herr Kriegsrat, sondern auch der Dekan der Grafschafter Geistlichkeit solche Darstellungen für unschicklich. 1787 wird die Erlaubnis zur Aufführung von Komödien in der Spinnstube des Neuroder Rathauses verweigert. In Wölfelsdorf fanden unter dem Pfarrer Seliger und seinen Kaplänen am Anfange des 19. Jahrhunderts geistliche Aufführungen statt; ihr Inhalt mag den Prozessionsspielen in Habelschwerdt entsprochen haben. Hier wurde am Karfreitage von einer großen Menge 'das bittere Leiden Jesu Christi' aufgeführt. Der Zug bewegte sich von der Kirche über den Ring. Ein Mann trug die rote 'Blutfahne'. Die Stadtväter ritten hinter ihm als Richter und Ritter verkleidet, in offenem Wagen folgten in schwarzem Talare, weißem Kragen und schwarzem Barett die Hohenpriester und Schriftgelehrten, scheinbar in der Schrift lesend. Landleute trugen ein Gerüst mit der Darstellung: Jesus am Ölberge. Dieses wurde wiederholt niedergesetzt; die Figuren waren von Personen dargestellt, die unbeweglich blieben. Andere Bilder waren: Jesus vor Pilatus, Dornenkrönung, Jesus trägt das schwere Kreuz. Jedem Bilde folgten Personen in graue Büßerkutten gehüllt, die nur die Augen freiließen; sie trugen Kreuze; andere geißelten ihren bloßen Rücken mit Stricken. Am Schluß wurde die Darstellung des Gekreuzigten getragen, ein Bild aus Papiermasse, an dem aus den Wundmalen infolge einer mechanischen Vorrichtung von Zeit zu Zeit

Blut floß. Daneben gingen Männer mit Hacken und Spaten, die scheinbar das Straßenpflaster aufrissen, 'um das Grab zu bereiten'. Die Domänenkammer untersagte auch diese Prozession. Aber die Neigung zu solchen Passionsspielen ist im schlesischen Volke bis heute lebendig. Unter der Leitung von Berufsschauspielern und Geistlichen haben im Sommer 1922 die Grafenorter Bauern 'das heilige Spiel vom bitteren Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilands Jesu Christi' im Parke des Grafenorter Schlosses vor großen Zuschauermengen eindrucksvoll aufgeführt, und das gleiche Passionsspiel ist in Breslau von nichtberufsmäßigen Spielern geboten worden.

Mundart im Schauspiel. Die Verbindung mit dem Volkstümlichen hat auch das schlesische Renaissancedrama nicht ganz preisgegeben. Im Jahre 1586 läßt der Kayserliche offenbare Notarius und deudtsche Schulmeister zu Görlitz Georg Göbel ein Stück drucken: 'Die fart Jacobs des Heiligen Patriarchens und der Ursprungk der Zwölff Geschlecht und Stämme Israel, aus dem Buch der Schöpffung Comedienweise auff Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet.' Darin läßt er die Hirten Matz, Contze und Hentze in zwei Auftritten in schlesischer Mundart ihre Erlebnisse austauschen; so spricht etwa Hentze: 'Ich kust e wing mit Labans Urben, / Der saate mir grosse schwinde maer. / Ihm het ettran ä Schoff ä Baer / Und wer zu pusch mit een gewuscht, / A het seine humbde hä noch gehuscht. / Den grussen der so meuse faal, / Und den klen mit dem grussen zaal. / Die wern ihm uff den halss gehockt. / Und ass hä mit den förder tatzen / Hatte wolt noch den humbden kratzen / Und sich su tapffer hat geweert, / So hatt es Maul ern uff gespert, / Do waren raus gefallen das Schoff, / Pleck, pleck, pleck, pleck, e vollem loff / Hat sichs zur herde zu gemacht. / Ich haell ich hatte mich zulacht, / Es wer mirs maull baal uffgerissen.' Auch der Löwenberger Arzt Tobias Kober zieht mundartliche Stellen in sein Schauspiel 'Idea militis vere Christiani', das in Liegnitz 1607 erschien. Noch viel stärker durchsetzt mit volktümlichen Zügen sind mehrere Schauspiele des Andreas Gryphius.

Schlesische Weihnachtsspiele. Schlesien ist heute wieder in ganz Deutschland bekannt als die Landschaft, die bis in die Gegenwart am treuesten die volkstümlichen Weihnachtsspiele gepflegt hat. Durch das Werk, das Friedrich Vogt über diese Spiele geschrieben hat, ist geradezu eine Neubelebung ihrer Aufführung im deutschen Volke eingeleitet worden. Es sind hier drei einst durchaus getrennte Spiele zu unterscheiden. Das erste ist das Adventspiel. Es tritt teilweise in Verbindung mit dem zweiten, dem Spiele von Christi Geburt, auf. In einfacher Form ist es in Nieder- und Mittelschlesien nachweisbar, in ausführlicher Gestalt im Riesengebirge; auch die Gegenden von Charlottenbrunn, Striegau und Reichenbach haben verwandte Fassungen geliefert. Das Grafschafter Christgeburtspiel enthält das Adventspiel als Einlage. In Volpersdorf ist das Adventspiel in Verbindung mit dem Spiel vom Guten Hirten vorhanden. Nicht in der Grafschaft, aber in anderen Teilen Schlesiens findet sich im Adventspiel ein 'Kehrweibel', das in der Kleidung einer alten Bauernfrau mit gebeugtem Rücken vor den Personen des Stückes herkehrt; in der Kreuzburger Gegend hat diese Person den Namen 'Karbasche' (Zeitschr. f. deutsch. Altert. 29, 108). In Oberschlesien eröffnet statt des Kehrweibels der 'Laufer' die Aufführung, ein Mädchen in Knabenkleidung mit Larve, Klingel und Rute; hier tritt auch außer dem Engel Gabriel, dem Engel Manuel und dem Christkinde der Nickel in dem Stücke auf. In der Leobschützer Gegend ist Josef und Maria und das Kindelwiegen in das Stück einbezogen. Der Nickel, aber auch das Christkind selber nehmen Züge des Schimmelreiters an. Das Verbreitungsgebiet des Adventspiels umschließt auch Deutschböhmen, Deutschmähren, Deutschungarn, das Erzgebirge, Thüringen bis hinein nach dem Harz und Niederdeutschland. Es hat im 17. Jahrhundert in Inhalt und Form gelehrte Züge aufgenommen, aber die ältere Form zeigt deutliche Beziehungen zu den alten Nikolausspielen und -umzügen, zu den Weihnachtsläufern des 14. Jahrhunderts und Neujahrsumläufen des früheren Mittelalters, vielleicht knüpft es an an die heidnischen Vorstellungen von den Umzügen der Frau Berchte und ihres Begleiters Berchtold oder Ruprecht. – Das neuere Spiel von Christi

Geburt zeigt deutliche Beziehungen zu dem hessischen Christgeburtspiel des 15. Jahrhunderts, die kirchlich-volkstümlichen Bräuche und Lieder konnten leicht darin Aufnahme finden; auch die Weihnachtskomödien des 16. Jahrhunderts haben in Sprache und Versform stark eingewirkt. Das Paradiesspiel und auch die Schäferei vom Guten Hirten, das Kunstdrama des 17. Jahrhunderts haben ihre Spuren hinterlassen; wörtliche Anklänge sind nachweisbar im Berliner Weihnachtsdrama von 1589 und in dem Texte von 1693, bei Hans Sachs, in deutsch-ungarischen, kärntischen, steirischen und oberbayrischen Spielen. Die wertvollste Überlieferung hat der Text von Batzdorf bei Mittelwalde geboten. – Das Herodes- und Sternsingerspiel zeigt klare Beziehungen zu den Spielen von Christi Geburt und zu dem älteren Sternsingerliede. Die beste Fassung des Sternsingerspiels stammt aus Schmiedeberg; Sternsingerlieder boten die Baberhäuser und Batzdorf. Unter den Herodesspielen ist in Schlesien das älteste erhalten in der Handschrift des Breslauers Karl Friedr. Jung, der es etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts in 'neiderländischer' Mundart aufzeichnete. Eine Abschrift liegt in dem Hefte der Breslauer Stadtbibliothek Nr. 2500 vor. Das Herodesspiel hat an der Heuscheuer und in Friedersdorf bis in den Beginn dieses Jahrhunderts weitergelebt. Friedrich Vogt hat neben der großen Ausgabe, die die gründlichen Untersuchungen über den 'ganzen Entwicklungsgang dieser merkwürdigen Denkmäler deutscher Poesie vom Mittelalter bis zur Gegenwart' neben den von ihm und Mitgliedern der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde aus dem Volksmunde aufgezeichneten Texten bringt, eine kleine für die Aufführung berechnete Ausgabe (Teubner 1914) erscheinen lassen. Wer nun noch in Verlegenheit ist, wenn er nach Weihnachtsspielen für seine Vereinsbühne sucht, dem kann nicht geholfen werden.

VII

Seelen- und Dämonenglaube. Sage

Seelenglaube

Schichtungen im Seelenglauben. Wer mitten im Volke steht und seine Vorstellungswelt und die daraus entspringenden Handlungen als Ganzes überschaut, wird leicht der Meinung sein, daß er es mit innerlich einheitlichen, harmonisch ineinandergreifenden Überlieferungen und Bräuchen zu tun hat. Nicht mit Unrecht, insofern alle diese Äußerungen des Volkstums Äußerungen deutschen **Lebens** sind, also mit dem einheitlichen Lebenswillen und den gemeinsamen Lebensgrundlagen des deutschen Volkes in vollem Einklang stehen unter Ausscheidung alles Überlebten und jedes den deutschen Lebensformen fremden Gehaltes. Anders sieht das Bild dagegen aus, wenn wir die Volksüberlieferungen auf ihre Herkunft prüfen. Da sehen wir, wie Kulturabschnitt auf Kulturabschnitt Sonderschichten niedergeschlagen hat, die wie die Jahresringe eines Baumes oder die Ablagerungen in der Erdrinde noch heute Zeugnis vom Werden und vom Alter unseres Bildungsgutes ablegen. Da sehen wir, wie zum deutschen Eigenbestande Fremdgut hinzutrat, das oft dem heimischen Volkstum widersprach, immer aber durch sein Eindringen zur Auseinandersetzung herausforderte, erhöhte Lebenserscheinungen auslöste, die wir als Kulturkrisen ansehen, bis das Gift der Fremdstoffe überwunden, die gesundheitsfördernden Stoffe in den Volkskörper eingebaut waren, die innere Einheitlichkeit der Überlieferungsmassen wiederhergestellt und somit eine neue Kulturhöhe erreicht war. So wird dem Forschenden das Überlieferungsgut des Volkes das schätzbarste Mittel zur Erschließung der deutschen Kulturwandlungen überhaupt. Diese Voraussetzungen lassen es uns verstehen, daß die überlieferten Vorstellungen von dem Wesen der Seele als Zeugnisse aus ältester Zeit von besonderem Werte sind, gleichzeitig aber auch wegen ihres religiösen Gehaltes die stärksten Wandlungen erlitten haben müssen und noch heute dem so oft widerspruchsvollen Anschauungs- und Stimmungsgehalte des

Lebens und den verschiedenen Volksschichten entsprechend als Ganzes betrachtet nicht widerspruchslos sein können. Auch auf klare Begriffsgrenzen wird man hier mehr noch als bei anderen volkskundlichen Gegenständen verzichten müssen. Der Übergang vom Glauben an Seelen zu den Vorstellungen von den Naturdämonen und Elementargeistern ist überall fühlbar, und manche Bräuche und Vorstellungen sind heute noch nicht eindeutig geklärt und werden wohl immer je nach Gegend, Zeit und Blickrichtung des Betrachters bald aus der einen, bald aus der anderen Gruppe gedeutet werden.

Hausgeister. Nehmen wir unsere ältesten Erscheinungsformen des Seelenglaubens, die aus dem heutigen Volksbrauche noch zu uns sprechen. Von der Verehrung, die den Seelen der Vorfahren gezollt wurde, zeugen die Opfergaben, die noch jetzt beim Umzuge in eine neue Wohnung von der Hausfrau in die Ofenröhre gestellt werden, Brot und Salz und eine kleine Münze; natürlich ist das Brotopfer der älteste Bestandteil dieser Gabe an die Hausgeister. Wenn das Kind sein erstes Milchzähnchen verliert, bringt es dieses Stück seines Leibes den Seelen der Vorfahren zum Opfer. Mit dem Sprüchlein: 'Mäuschen, hier hast du ein Zähnchen von Bein, gib mir ein Zähnchen von Stein', wirft es sein Opfer über, hinter oder in den Ofen und stellt sich so unter den Schutz der Hausgeister. Der Glaube, daß die Seelen sich in der Gestalt gewisser Tiere, der 'Seelentiere', offenbaren, denkt sich hier die Seele in der Gestalt einer Maus. Daß Mäuselöcher an Gräbern die umgehende Seele verraten, ist besonders lebendiger Glaube in Zeiten von Seuchen gewesen; als Mäuschen verläßt ja auch die Seele den Mund, wenn sie als Alp drücken gehen muß. Wenn in der Sage vom Rattenfänger von Hameln die Mäuse oder Ratten – gemeint sind die kleinen europäischen Hausratten – die Stadt plagen, dann sind damit unzufriedene Seelen gemeint, wie der Rattenfänger selber der Seelengott Wotan, später der Teufel ist, der die Seelen der Kinder holt. Seelen sind auch die Mäuse, die den hartherzigen Hatto von Mainz auf seinem 'Mäuseturme' auffressen, ein Sagenzug, der auch in der polnischen Königssage wiederkehrt. Ein Seelentier ist auch die Hausotter, die bis in die jüngste Zeit im Kuhstalle in Schlesien

gepflegt und mit Milch genährt wurde, und deren Tod oder Verschwinden Unheil brachte; ein Seelentier ist wohl auch das Wiesel, das in der Grafschaft Glatz den bezeichnenden Namen 'Gevatterle' führt. Anzeichen geben die Seelen durch das Picken der Totenuhr, d. h. das Geräusch, das der Holzwurm in der Wand verursacht, in herabfallenden Bildern, beim Stehenbleiben der Uhr; der Glaube an die Erscheinung der weißen Frau, der Ahnfrau, hat hierin seine Erklärung. Daß die Vorfahren als im Hause, am Herde weilend vorgestellt werden, geht zurück auf den Brauch der Urzeit, den Familienvater unter dem heiligen Herde im Hause zu bestatten. Gehört der Glaube an Kobolde in diesen Vorstellungskreis? Es ist eine sehr alte Sitte, im Hausgrunde Töpfe und Opfergaben zu vergraben. Es handelt sich bei den Funden, die man an verschiedenen Stellen in Schlesien, in Breslau, Goldberg, Wohlau, Ratibor, Liegnitz, aber auch außerhalb in Brünn, Olmütz, auch Braunschweig, beim Abbruche alter Häuser im Erdkörper gefunden und gesammelt hat, um Töpfe, Becher, Schüsseln, Schalen, mit oder ohne Henkel, in verschiedener Form, auch glasiert und teilweise mit einfachen Verzierungen versehen. Die ältesten dieser Tonwaren gehen bis ins 14. Jahrhundert zurück. Nirgends sind bei ihnen Gebrauchsspuren nachweisbar. In oder bei ihnen fand man linke Unterkiefer von Haustieren. In Brünn sind sogar für die Aufnahme solcher Töpfe tiefe Schächte in die Grundmauern eingebaut worden. Schon im 13. Jahrhunderte wird dieser Brauch in der aus dem Raudener Zisterzienserkloster überlieferten Schrift eines Bruders Rudolf bekämpft: 'In neuen Häusern, so sagt er, oder in solchen, die sie etwa neu beziehen, graben sie Töpfe, die mit verschiedenen Dingen angefüllt sind, an verschiedenen Ecken und bisweilen hinter dem Herde in die Erde für die Hausgeister, die das Volk 'stetewaldiu' nennt. Daher lassen sie auch nichts hinter den Herd gießen. Und von ihren Speisen werfen sie bisweilen dorthin, damit sie den Hausbewohnern günstig gesinnt bleiben. Sollen wir das nicht Abgötterei nennen?' Über die Natur dieser Hausgeister herrscht noch keine Einigkeit. Es scheinen hier die altdeutschen Kobolde oder Gutholden, die einst reine Naturgeister gewesen sein mögen, den Charakter der Hausgeister

angenommen zu haben, denen man Opfergaben bringt; die Vorstellungen von der Verehrung von Seelen, die unter dem Herde wohnen, sind wohl damit zusammengeflossen.

Feindliche Seelen. Den Überlieferungen von Seelengeistern, die schützend im Hause walten, steht in unvereinbarer Schroffheit eine große und im Volksbrauche noch stark nachwirkende Masse von altem Glauben gegenüber, in dem der Tote als Schädiger und Feind empfunden wird, vor dem man sich schützen muß, der möglichst dem Hause fernzuhalten ist. Daraus erklären sich die vielen Begräbnisbräuche, die darauf abzielen, der Seele den Weg ins Freie zu bahnen und die Rückkehr des Toten zu verhindern. Die Erklärung für das unvermittelte Nebeneinander solcher gegensätzlicher Volksanschauungen ist vielleicht darin zu suchen, daß in vorgeschichtlicher Zeit eine alte Volksreligion einst überflutet worden ist von einer fremden Religion, die etwa mit einem Siegervolke eindrang, so daß heute in dem Volksglauben Reste von zwei Religionsschichten vorliegen.

Vampirglaube. Eine beträchtliche Zahl von Nachrichten aus schlesischen Chroniken der letzten Jahrhunderte und sogar Zeitungsnachrichten der Gegenwart zeigen, daß das schlesische Volk von jeher an wiederkehrende Tote geglaubt hat, die die Menschen überfallen und ihnen das Leben rauben, indem sie ihnen das Blut aussaugen. Mit der Vorstellung von solchen wiederkehrenden Toten verband sich in Schlesien auch der Glaube an Tote, die im Grabe ihre Leichentücher verzehren und dadurch magisch ihre nächsten Verwandten oder die Heimatgenossen nach sich ins Grab ziehen. Solche Volksvorstellungen haben vor allem in den Zeiten der Hexenverfolgungen und der großen Pestepidemien neue Nahrung erhalten. Das Verfahren des Volkes, um sich von solchen Wiedergängern und Nachzehrern zu befreien, war ebenso einfach wie grausam. Wer im Verdacht stand, ein solches Wesen zu sein, wurde, oft in Gegenwart der Ortsbehörde, ausgegraben, der Henker oder Totengräber stach der Leiche das Haupt ab, trieb ihr einen Pfahl durch die Brust und begrub sie mit dem Kopfe zwischen den Beinen. Kehrte das Gespenst trotzdem wieder, so wurde die Leiche verbrannt. Als sich endlich die

kirchlichen Organe gegen diese Grabschändung wandten, begnügte man sich damit, der verdächtigen Leiche mit Erde Mund und Nase zu verstopfen und sie mit dem Gesicht nach unten zu begraben. Fälle von Vampirfurcht lassen sich noch in neuester Zeit in Schlesien nachweisen. Den Namen Vampir haben wir für solche umgehende Tote im 18. Jahrhundert den Serben entlehnt. Die Polen bezeichnen diese Schädiger als Upior und Upierzyca oder einfach Stržia. Wie hier die Vorstellungen von Nachzehrer und Hexe ineinander übergreifen, zeigt die Notiz eines Schlesiers in den Schlesischen Provinzialblättern vom Jahre 1796, S. 84, die einem Manuskript 'Historie der Grassation der grossen Menschen-Pest von An. 1701 biss 1716 cap. 5 § 2' entnommen ist.

'Unter anderen Merckwürdigkeiten dieser Fraustädtischen Contagion ist auch nicht zu vergessen, daß einige die Ausbreitung der Pest daselbst vornemlich einer zauberischen Krafft an der zuerst daselbst verstorbenen Frauen zuschreiben wollen, gleich als wäre dieselbe eine Hexe gewesen, welche daher mit gar gräßlichen Geberden im Tode, feuerrothen Gestalt im Sarge, mit einem grossen Raben beim Begräbniß, und bey ihrer Wiederaufgrabung mit einem blutigen Angesicht wäre zu bemerken gewesen; die man daher in die Classe der in dem Grabe schmatzenden und nachfressenden Todten zu setzen, auch die Landstreicher hiervon auf öffentlichen Märckten Lieder abzusingen keine Scheu getragen. Wie man denn dergleichen Leichen auch in selbiger Nachbarschaft, an einem Römischen Orte, aufgegraben und dieselben gantz blutig und befressen wolte befunden haben: denen man dahero nach dem gewöhnlichen, meist unbedächtigen Procedere, endlich die Köpffe abstoßen lassen.'

Alp. Das Aufhocken und Blutsaugen haben diese wiederkehrenden Seelen mit dem Alp gemeinsam; auch beim Alp denkt die Volkssage gern an Weiber, die der Hexerei verdächtig sind, aber auch andere Menschen können verurteilt sein, Menschen und Bäume drücken gehen zu müssen. Als weißes Mäuschen entspringt die Seele dem Munde, und der Leib bleibt leblos zurück, bis das Mäuschen wieder zurückgekehrt ist. Man schützt sich vor dem Druckgeiste durch Zaubersprüche, die dem Plagenden unmögliche Aufgaben auferlegen, ehe er kommen darf; man kann sich durch kräftiges Zupacken retten, wobei man meist einen Strohhalm in den Händen behält, den man zerreißen soll, damit der Alpgänger selber einen

Leibesschaden davonträgt, oder man verspricht ihm das Alpbrotel, das sich dann am Morgen meist ein altes Weib holt, die der Druckalp gewesen ist.

Werwolf. Nur selten ist in der schlesischen Überlieferung von Menschen gesprochen, die als Wölfe verwandelt den Menschen auflauern müssen; es dringen zwar von auswärts solche Nachrichten ein, ohne aber die bodenständige Überlieferung zu finden, mit der sie sich vereinen könnten.

Hexe. Eine besondere Beachtung verdient dagegen der schlesische Hexenglauben, weil uns hier die mittelalterlichen theologischen Quellen die Möglichkeit geben, den Werdegang dieses Glaubens und seine germanischen und romanischen Wurzeln in mancher Hinsicht klarzulegen. Es handelt sich hier zunächst um die mittelalterliche Vorstellung von Weibern, die mit einer Göttin durch die Lüfte fahren. Daß Diana-Hekate mit Weibern durch die Lüfte fährt, ist antikrömischer Glaube. Für Diana tritt in christlicher Zeit auf römischem Boden bereits Herodias ein. In dieser Form enthält die Lebensgeschichte des Papstes Damasus I. (304—384) eine auf eine römische Synode vom Jahre 367 bezügliche Stelle: 'Desgleichen wollen wir, daß auch jene Weiber aus der Kirche ausgewiesen werden, welche, durch Phantome der Dämonen getäuscht, meinen, daß sie in nächtlicher Stille mit der Herodias und einer zahllosen Weiberschar auf gewissen Tieren reiten und vieler Länder Räume in tiefstiller Nacht durcheilen und deren Befehlen wie einer Herrin gehorchen und in gewissen Nächten zu deren Diensten gerufen werden.' Auf romanischem Boden wurde die Stelle durch die Aufnahme der Minerva erweitert in dem Augustin zugeschriebenen, aber erst im 12. Jahrhundert wohl von dem Zisterzienserabte Isaac de Stella verfaßten Traktate 'De spiritu et anima', wo es heißt: 'Sie reiten mit Diana, der Heidengöttin, oder mit Herodias und Minerva und einer zahllosen Weiberschar'. Daß dagegen die germanischen Strigen oder sonst Menschen durch die Lüfte gefahren wären, davon sagen weder die altgermanischen Gesetze noch die Bußordnungen bis ins 10. Jahrhundert noch die mythologischen Überlieferungen etwas. Dagegen war noch im 11. Jahrhundert die Vorstellung von dämonischen

Weibern, den früheren Walküren, lebendig, die zum Kampfe durch die Luft ritten. Die nordische Überlieferung kennt ferner elbische Frauen, die auf Tieren ausreiten; ähnlichen Glauben können wir auch für Deutschland vermuten. Die im Walde wohnenden Hludana (Kauffmann, Paul u. Braunes Beiträge 18 [1894], S. 134) und die dämonischen Waldweiber, die sich plötzlich zeigen und ebenso verschwinden, mußten in christlicher Zeit ebenfalls zu einer Schar unheimlicher Geister werden, die in ihrer Gesamtheit wohl als 'unhulþo' bezeichnet werden konnte. Sollte also die antike kirchliche Verbotstelle von den Nachfahrern für germanische Verhältnisse Sinn haben, dann mußte aus der Schar der menschlichen Weiber eine Schar Dämonen bei der Übernahme in deutsche Bußordnungen werden. Diese Umformung nahm Regino von Prüm († 915) vor; er spricht anstatt von der Weiberschar von einer Dämonenschar, die in Weibergestalt verwandelt ist, 'daemonum turba in similitudinem mulierum transformata'. Antik bleibt dabei immer noch die Annahme, daß die einzelne Zauberin mit dieser Dämonenschar auszieht. Mit dieser Formulierung kommt der Glaube an Hexenfahrten nach Deutschland. Damit mußte die Volksphantasie in eine ganz neue Bahn gelenkt werden. Burchard von Worms († 1024) übernimmt Reginos Fassung. Am Ende des 14. Jahrhunderts begegnen wir in Schlesien der ersten Nachricht von Blocksbergfahrten; die aus der Handschrift I. F. 250 entnommene Stelle wird in der Grimmschen Mythologie (4. Aufl. S. 879) fälschlich ins 15. Jahrhundert verlegt; sie lautet: 'Weder das sacrament sunden die ketzer und die am gloubin czwifeln und dy unglouben an en han als peleweis (Bilwisen, Hexen) und mulkenstelerynnen und die off den brockesberg varen.' An einer entsprechenden Stelle aus dem 15. Jahrhundert (Hs. I. F. 624) heißt der Berg 'bruchkilsperg'. Hier erfahren wir, daß diese Bilwisen auch die Milch stehlen. Der Glaube an die Möglichkeit und Wirklichkeit der Nachtfahrten, der bisher immer bekämpft worden ist, scheint hier bereits in kirchlichen Kreisen geteilt zu werden. In der Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir in einer Anweisung für die Beicht (Hs. II. F. 39) die Frage: 'Ob der Beichtende versucht hat, durch Zauberei die Milch der Kühe des

Nächsten zu stehlen.' Neu kommt seit der Albigenser- und Waldenserzeit der Glaube hinzu, daß sich der Teufel in Katzengestalt verehren lasse. Mit Beginn der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts steht der Hexenglaube in Schlesien in voller Blüte. Im Jahre 1465 predigt in Grünberg der Saganer Augustiner-Chorherr Michael Taschner (Hs. IV. Q. 82): 'Solche Träume haben auch manche törichten Weiber, die im Irrglauben leben. Wenn sie auf ihrem Lager schlafen, gibt ihnen der Teufel schlimme Wahnvorstellungen ein, so daß es ihnen erscheint, als ob sie auf Stangen, Besen, Spinnrocken und Stöcken oder manchmal auf Tieren ausreiten, und dann kommt es ihnen vor, als ob sie zu einem prächtigen Berge mit wunderschönen Wiesen kämen und dort tanzten und all ihre Lust stillen könnten und auch ihre Buhlen dort sehen. Auch glauben sie, daß sie sich in schwarze oder weiße Katzen verwandelten und dort miteinander kämpften ... Und nachher ist es ihnen, als ob sie in herrlichem Geleit nach Hause zurückkehrten.' Der Prediger hält das für teuflische Eingebung im Traume; daß er an ältere Überlieferung anknüpft, zeigt eine andere Stelle (Hs. I. Q. 103), in der die gleiche Angabe fast wörtlich unter einer Reihe von theologischen Fragen vorkommt, die in der Zeit der Wiclefisten, also noch im 14. Jahrhundert, entstanden sein müssen. In dieser Glogauer Handschrift ist noch von wiederkehrenden Toten, die wegen ihrer Sünden keine Ruhe finden, die Rede. 'Und solche Seelen nehmen mit Gottes Erlaubnis menschliche Gestalt an und erscheinen den Menschen in wachem Zustande und belästigen sie durch allerhand Lärm.' Es sind also Poltergeister. Eine ausführliche Hexengeschichte erzählt ein Breslauer Dominikaner im 15. Jahrhundert (Hs. I. O. 53): 'Ein Predigermönch versuchte vergeblich, ein altes Weib von ihrem Nachtfahrerwahn zu bekehren. Auf Verabredung kommt er zu ihr, als sie wieder einmal in ihrem Troge zu ihrer Herrin Herodias, Venus oder Minerva fahren will. Sie liegt ohne Regung in dem Troge im Schlafe, aber als sie träumt, daß sie nun schon zur Herodias fährt und freudig die Arme vorstreckt, stürzt bei dieser Bewegung der Trog um, das Weib stürzt heraus und erwacht und sieht sich voll Bestürzung auf der Erde liegen. Dagegen ist nicht anzuführen, daß

dann manche Weiber gar nicht fühlen, daß man ihre Füße mit Feuer brennt, denn der Teufel kann die Einbildung so lebhaft gestalten, daß die Seele nichts Äußerliches wahrnimmt ... Aber man wendet ein: Ich hab gehört, daß einer von Liegnitz in einer Winternacht nach Namslau entführt worden ist.' Darauf erwidert der Prediger, daß dies mit bösen Menschen durch Gottes Zulassung wohl geschehen könne. So bewirke auch der von der Hexe ins Wasser getauchte Besen keinen Regen, sondern der Teufel tue es, wenn er dieses verabredete Zeichen sehe. Ebenso sei es, wenn ein Zauberer ein Wachsbild oder etwas ähnliches anfertige, um einem etwas anzuzaubern, oder wenn er im Wasser oder im Bleispiegel ein Bild erscheinen läßt, damit der, den das Bild vorstelle, den Stich oder die Verletzung erleide, wenn dem Bilde diese Schädigung zugefügt werde. Das tue alles der Teufel, nicht der Zauberer mit seiner Handlung. – An solchen Stellen spürt man, daß der Traktat über die 'Niedertretung der Dämonen und die Zauberer' des Dominikaners Nicolaus Jaquier in Schlesien seinen Einzug gehalten hat. Die Objektivität ist dahin, die kirchlichen Behörden, die Dominikaner an der Spitze, glauben an die Wirklichkeit der Hexenvorstellungen. Wir stehen an der Schwelle der schlesischen Hexenverfolgungen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Noch in der Zeit von 1450 bis 1530 gehören in Schlesien Verurteilungen wegen Zauberei zur Seltenheit. Dann werden in den Chroniken die Eintragungen zahlreicher, wie etwa in der Schweidnitzer Chronik (IV. F. 140); 4. März 1540: 'Es wardt ein Pielweiss von Grüssau enthauptt und vorbrandt'; 21. Jan. 1541: 'Am Tage Agnes wardt alhier ein Pielweiss lebendig begraben'; 16. März 1549: 'Montag nach Mariae Lichtmess hatt man ein alte Pilweiss von Griessaw enthauptt und vorbrandt'. So heißt es in der Scholzschen Chronik (Hs. IV. F. 120): 'Den 11. Augusti (1559) hat man alhie zu Breslau ein altes weyb, die Zuckelhese genandt, wonende hinter dem Thumb, erseufft; do man sie hienein warff, ging sie nicht unter, sondern schwam auff dem wasser daher wie ein Schaub, das keyner vor nie gesehenn hat; unnd das dorumb, das sie viel böser thattenn gethan hat.' – In der Chronik IV. F. 118 heißt es zum Jahre 1561: 'In

disem Johr wardt auch alhier ein Hirte vorbrandt worhafftig auff dem Schweinzer annger. Diser kondte den leuhtten ahnn Hende und fusse geschoss machen, kondte sie auch widerumb heilenn, wardt plozlichenn Reich.' Die Hexenverfolgungen durch Rechtsgelehrte und Geistlichkeit beginnen erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In der Oppersdorfer Pfarrchronik schreibt der damalige Pfarrer: 'Im Jahre 1651 hat ein Pauer den Teufel im Steinberge gegen Neunz zu an eine große Brücke angebunden und drei Tage hat der arme Schelm stehen müssen mit großem Respekt. Hieraus kann man sehen, was für Kerle unsere Pauern sind, weil sie selbst den Teufel vexieren.' Das war des Pfarrers ernste Überzeugung. Dann berichtet er: 'Anno 1651 seind im Bistumb Neiße 200 Hexen verbrannt worden. Weil sich aber dies Laster zu hoch und zu weit erstrecket hat, hat man müssen aufhören.' Die Hexen erlitten den Feuertod; 1639 begann man sogar in Neiße mit dem Bau eines 'Hexenofens' nach spanischem Vorbilde. 1684 wurde in Neiße die letzte Hexe verurteilt; der letzte Hexenprozeß in Schlesien war 1740 in Steinau an der Oder; aber noch 1775 wollten die Bauern in Neunz ihren geisteskranken Pfarrer als zaubereiverdächtig anklagen. In den Schlesischen Provinzialblättern vom Jahre 1796 schreibt ein Beobachter, der 18 Jahre auf dem Lande gelebt hat: 'Den Abend vor Walpurgis nehmen die Weiber (nach dem Berichte seiner Dienstfrau in ihrem Heimatdorfe) eine Mulde, werfen darein die Riegel aus ihren Haaren und ihre Rockenwirteln und schwingen beides, wie wenn sie ein Gesäme fegen, damit die Hexen ihnen weder im Spinnen noch in den Haaren oder am Kopfe böse Streiche spielen möchten ... Bei den Alten ... ist selbst an meinem Orte das noch fester Glaube, daß, wenn jemand um ein Auge gekommen, ihn eine Hexe durch Kochen in einem Topfe auf ihrem Herde kraft der dabei gesprochenen Hexenformeln darum gebracht habe; daß, wenn ihm ein krankes Kind stirbt, das alte Weib, das gebettelt hatte und auch begabt ward, schuld daran sei, weil es mit seinen trüben roten Augen das Kind so gar besonders angeblickt hätte.' Solche Vorstellungen leben auch heute noch in jedem Dorfe. Daß die Hexe nur an den Zipfeln ihres Grastuches zu melken brauche, um den Kühen des

Nachbars die Milch zu entziehen, daß die Mahrenflechten am Kopf, der Weichselzopf, eine angehexte Krankheit sei, der Glaube an den bösen Blick und an manche andere Zauberei ist in Sagen und lebendigem Volksglauben noch überall spürbar. Maßregeln gegen die Macht der Hexen, Kräutig, das Vieh und Menschen schützen kann, Heilmittel gegen Hexenschaden sind überall bekannt.

Frau Holle. Aus den Seelenscharen hebt sich in alter deutscher Zeit schon eine Führerin heraus, die Göttin der noch ungeborenen wie der nach dem Tode zu ihr zurückkehrenden Seelen, die Göttin der Familie zugleich, Frija, die in der frühchristlichen Überlieferung als Frau Holle oder Frau Perchte, die Verborgene oder die Strahlende erscheint. Das Opfer in Verbindung mit Frau Holle ist ein Stück alten deutschen Volksglaubens, kein aus der römischen Mythologie nach Deutschland übertragener, an die Hexenführerin Diana gebundener Glaube. Bruder Rudolf sagt in der aus dem Raudener Zisterzienserkloster stammenden Handschrift des 13. Jahrhunderts (I. Q. 160): 'In der Nacht der Geburt Christi decken sie den Tisch für die Königin des Himmels, die das Volk Frau Holda nennt, damit sie ihnen hilft.' Und aus dem Beginne des 15. Jahrhunderts erhaltene Bußvorschriften belegen mit einjährigem Fasten an den Wochentagen jene, die den Tisch für die Vorholde alias Berchte decken (Hs. I. Q. 116). Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt ein Verbot des Sakramentsempfanges für die, die glauben, daß in der Weihnachtsnacht die sogenannte Venus (also Frau Holle) persönlich gewisse Weiber, die schwachen Sinnes seien, aufsuche (Hs. I. F. 704). Die Leute sollen vor dem Glauben an die Perchta gewarnt werden (Hs. I. F. 245 vom Jahre 1387). Deutscher Glaube war also, daß die Himmelsgöttin Frau Holde oder Frau Perchte in der Christnacht die Häuser besuche und daß man ihr dann einen Tisch mit Opferspeisen bereithalten müsse. Dieser alte Glaube verfiel in den Händen der scholastischen Theologen des beginnenden 15. Jahrhunderts der Vermischung mit einem französischen Volksglauben, der vielleicht, aber nicht nachweislich, auf fränkisch-germanische Überlieferung zurückgeht. In Frankreich sind die nachts einkehrenden und bewirteten Geisterscharen unter dem Namen 'bonae res,

bonae mulieres, dominae nocturnae' mindestens seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar (Grimm, Deutsche Myth.[4] 885). Die aus dem Leben des hl. Germanus von Autun dort angeführte Geschichte von der Beschwörung dieser Nachtgeister enthält dort diese Namen nicht, wohl aber werden sie so bezeichnet in der Wiederholung bei Johann Herolt in seiner Predigtsammlung 'Discipulus' (Hs. I. F. 746): 'Wer den Dämonen den Tisch bereitet, um so reich zu werden', wo die Geister: 'bonae res' genannt werden. Aus gleicher Zeit sind die französischen Überlieferungen von der 'domina Abundia' oder 'Satia' und der Schar ihrer Nachtgeister, die 'dominae' heißen, bekannt (Grimm, Myth.[4] 237): 'Sie sagen, daß diese Dominae von den Speisen und Getränken, die sie in den Häusern finden, essen und trinken, doch ohne daß Speise und Trank verzehrt oder gemindert werden, besonders wenn ihnen in dieser Nacht die Töpfe der Speisen aufgedeckt und die Becher nicht verschlossen überlassen werden; wenn sie sie aber bedeckt oder verschlossen oder unzugänglich finden, dann essen und trinken sie nicht davon, und so bringen sie Unglück und Unheil über die Häuser und gewähren keine Sättigung und Fülle.' Diese Opfer aus unbedeckten Gefäßen sind bis ins 15. Jahrhundert in Deutschland nicht nachzuweisen. Erst um diese Zeit ist die oben angeführte Stelle des Guilelmus Alvernus nach Deutschland gekommen und von Nicolaus von Jauer in seinem Traktate 'Über den Aberglauben' vom Jahre 1405 verbreitet worden; dabei ist durch Mißverständnis eine Abkürzung des Wortes 'Habundie' als Huldie gelesen und die ganze Stelle dann mit dem Opfer an Frau Holde zusammengebracht worden. Die Verbreitung dieser neuen Mischüberlieferung besorgte Nicolaus von Dinkelspül durch seinen Zehngebotetraktat und seine Predigten und nach ihm der Dominikaner Johannes Herolt mit seiner Predigtsammlung 'Discipulus', die eine ungeheure Verbreitung erfuhr. Er predigt in der Weihnachtspredigt von dem Aberglauben derer, die da sagen, daß in den heiligen zwölf Nächten die 'frawenhuld' mit ihrem Heere umherziehe. Und in der Predigt 'Vom Glauben' spricht er von denen, die glauben, daß die 'frauberthe' oder 'frauholt' oder 'die selige frawe' mit ihrem Heere durch die Lüfte ziehe. 'Desgleichen

decken manche den Tisch und nehmen von den Gefäßen die Deckel, damit sie die 'manes', Hausgeister, füllen.' So gehen heute im Volksglauben an Frau Holle fremde und altdeutsche Züge durcheinander. Mit dem Christentum mußte mancher schöne Zug aus ihrem Bilde in die Heiligenlegende übergehen, während ihre dämonische Seite zur Ausgestaltung der Figur der Unholdin und der Hexenvorstellungen diente. Frauenschuh, Frauenhaar, Marienkäferchen, Altweibersommer und mancher andere Name scheint auf Frau Holle zurückzugehen. Ihre Wohnung ist die Erdhöhle oder der Teich; aus dem Teiche sendet sie die Seelen der Kinder in die Familie. Als alte Spinnerin mit Hakennase erscheint sie, wie im Mittelalter die 'Percht mit der eisernen Nase', und sieht nach, ob die rechte Anzahl Strähnlein gesponnen ist; als 'Spilladrolle' ist sie ein Kinderschreck geworden.

Die wilde Jagd und der Nachtjäger. Das männliche Gegenstück zu der Seelenführerin Holle ist der Nachtjäger, der mit seiner Schar unter Hundegekläff durch die Bergwälder in die Ebene zieht. Er kann auf Anruf Pferdefleisch, das altgermanische Opferfleisch beim Wotansopfer, bringen, aber das im christlichen Kult geweihte Salz ist ihm verhaßt. Aus der Berghöhle bricht er mit seinen Seelen hervor, in die Berge kehrt er zurück. Zahllos sind die schlesischen Sagen, die an seine Gestalt anknüpfen: wilder Jäger, Reiter ohne Kopf, Feuerreiter, Schimmelreiter, Teufel ist er in diesen Erzählungen. Wohl alle diese Überlieferungen gehen auf den Kult Wotans zurück. Seelenführer und Windgott ist er in einer Gestalt. Die Seelen der Erhängten verfallen ihm; im Sturme, der sich erhebt, ziehen sie ihm zu. St. Petrus hat ihm in der christlichen Volksauffassung Wolkenschieben und Wettermachen abgenommen; St. Martin vertritt ihn als Schimmelreiter; in der Grafschaft Glatz, wo am Martinstage der Schneeberg meist schon Schnee trägt, heißt es: 'Martini kommt auf dem Schimmel geritten.' Das Martinshorn hat Hufeisengestalt; Hufeisenfinden bringt Glück. Aber auch der Teufel hat einen Wotanszug; er hat von Wotans Pferde den Pferdefuß.

Seelenglaube in der Sage. Wie stark die Mischung mit christlichen Vorstellungen gerade im Gebiete des altgermanischen

Seelenglaubens durchgeführt worden ist, zeigen die vielen Geschichten der Schlesier von gebannten, büßenden, verdammten Seelen, die noch im Volke lebendig sind. Auch die Übergänge zur Teufelssage sind hier besonders deutlich wahrnehmbar. Erst wer sich über die Grundlagen des heimischen volkstümlichen Seelenglaubens Klarheit verschafft hat, kann all die Sagen, die darin wurzeln, recht würdigen. In ihnen offenbart sich eben noch stärker als in anderen Sagengruppen die altdeutsche vorchristliche Volksreligion, wenn das Gewand auch christlich geworden ist. Sie haben auf das Gemüt des Schlesiers noch heute starke Wirkung; von ihnen lassen sich noch heute viele in ihren Handlungen beeinflussen. In diese Sagengruppe gehören all die Kirchhofs-, Mord- und Gerichtsstättengeschichten, die Sagen von Haus-, Polter- und Quälgeistern, von Vampiren, Gespenstern und Gebannten, von Feuermännern, Irrlichtern und ähnlichen Erscheinungen, die einen wesentlichen Bestandteil in der Gesamtheit der schlesischen Sagen ausmachen.

Dämonen

Tod und Teufel. Als Totengott und Winterdämon lebt der altgermanische Wotan weiter im Sommersonntagsbrauche, wo der 'Tod' auf der Stange aus der Dorfgemeinde hinausgetragen und ins Wasser geworfen wird. Der Ruf der Kinder: 'Hunne, Hunne, Hunne, der Tud sitzt uf der Stange', enthält die altdeutsche Form 'Hun', die sich in den Wörtern 'Hünengrab' und 'Freund Hein' als Bezeichnung des Todes erhalten hat. Mit dem Tode als Dämon schreckt das Kinderliedchen 'Trut sause, trut sause, der Tut steht ufm Hause. A hot a lemta Jepla o͡a un schmeißt gebackne Berna ro͡a. A hot a hilzra Schleetla meet, a nimmt die flennija Kinder meet' (Wölfelsdorf). In christlicher Zeit sind natürlich auch hier viele Überlieferungen zu Teufelssagen umgedeutet worden, und in sie sind die zahlreichen Züge aus fremden, meist asiatischen Mythologien übergegangen, aus denen sich die christlichen Teufelsvorstellungen der abendländischen Völker frühzeitig ausgestaltet haben. Naturdämonen stecken in den Erzählungen, in denen der Teufel als

schwarzes Tier, Hund, Katze, Vogel oder Bock begegnet. Erratische Blöcke werden in der Volksphantasie Ausgangspunkt für Erzählungen vom Teufel als Bauhelfer, und auch sonst kennt die Sage die sonderbarsten Teufelsspuren.

Elbische Wesen. Zu den elbischen Wesen, kleinen Naturdämonen, die durch dämonische Kräfte den Menschen überlegen sind, sie ärgern, ja auch töten können, gehören die Hausgeisterchen, die als Würmchen, Fliegen, Hühnchen, kleine Drachen den Wohlstand des Hauses auf unnatürliche Weise mehren. Das Getreide, das der Drache auf den Schüttboden bringt, hat abgesengte Spitzen; es ist aus dem Reiche der Hölle. Ein schwarzes Hähnchen, das allein herumläuft, soll man verscheuchen oder töten; es ist ein Drache, es speit Getreide; wer einen solchen Drachen hegt, muß sich dem Satan verschreiben. In der Grafschaft Glatz kennt man als Schreckgespenst die 'Buschrülpe'; als Fruchtbarkeitsdämon des Feldes tritt der Korndämon, die Mittagsfrau auf; der Kornwolf durchstreift die Felder.

Fenixmännel. Reicher als anderwärts scheint in der schlesischen Überlieferung die Vorstellung von reinen Naturgeistern verbreitet. Zwerge bevölkern Hügel und Äcker; mannigfaltig wie nirgends sonst sind ihre Namen, vielgestaltig ihre Erscheinungen, wohltätig, seltener bösartig ist ihr Wirken. Alte Männlein sind es meistens mit großer Mütze; ganze Zwergfamilien leben zusammen; sie hausen wie die Menschen, backen ihren Kuchen wie die Bauern, sehen neugierig bei der Arbeit zu; aber sie stehlen auch gerne Kinder oder tauschen sie ein gegen Wechselbälge. Aber wenn man das Zwergkind unbarmherzig schlägt, bringt die Zwergmutter das echte Kind zurück. 'Du Wechselbalg', 'du Balg' sind so Schimpfwörter geworden. Diese kleinen Gesellen heißen Querge, Querxe, Quargmännel, Graumännel oder wie bei Langenbielau: 'Herrla'. Anderwärts in Gegenden deutscher Siedlung aber heißen sie Fenixmännel, Fenskemännel und ähnlich, was wohl 'weniges, kleines Männel' bedeutet. Meist sind sie gerne gelitten, doch werden sie auch geneckt, manchmal sogar als lästige Gesellen verbannt. So kennt sie die schlesische Sage allerorten.

Buschweibel. Die Bergwälder sind bewohnt von den Buschweiblein, die im Riesengebirge auch Rüttelweiblein oder Moosweiblein heißen. Der Nachtjäger hetzt sie; finden sie einen Baum, in den die Holzfäller mit der Axt ein Kreuz geschlagen haben, so sind sie geborgen.

Wassermann. Die deutsche Volksüberlieferung erzählt seit alter Zeit von Wasserfrauen, Wassernixen. Der Wassermann kommt in den schlesischen Gegenden mit rein deutscher Bevölkerung zwar vereinzelt auch vor, aber das besondere Verbreitungsgebiet der Wassermannsagen ist das stärker mit slawischer Bevölkerung durchsetzte Oberschlesien. Hier trägt er auch seinen slawischen Namen 'Utoplec' oder 'Topielec'. In mannigfacher Gestalt läßt er sich erblicken, als Junge, als weißes Männchen, als nackter Mann, auch mit einem Fischschwanze, als Hund oder Mensch mit Hundekopf, als Kröte, Gans, Taube, rote Ente, Pferd oder Mensch mit Pferdefüßen, als Hase, Kalb, Ziegenbock, Kugel; meist bekleidet mit einem roten Gewande, mit roter Mütze oder Kapuze, auch in rot-schwarzer oder ganz schwarzer oder blau-rot-grüner Kleidung. Er springt seinem Opfer auf den Rücken, lockt durch bunte Bänder oder anderen Tand ins Wasser, wo er die Seelen in seiner Wohnung unter Töpfen gefangen hält. Auch von Wassermanns Töchtern erzählt die Sage.

Berggeist. Zu bedeutungsvollen Weiterbildungen hat sich im slawischen Volksglauben Oberschlesiens auch die alte deutsche Überlieferung von den schatzhütenden Bergmännlein entwickelt. Überall im Grubengebiete kennt man den Berggeist, den 'Skarbnik', Schatzhüter. Als Steiger, Bergmann oder Männlein begegnet er; er arbeitet vor Ort auch als Maus mit am Gestein. Mag er manchmal auch grausam erscheinen, öfter ist er freigebig, leutselig, warnend und hilfsbereit.

Rübezahl. Der Glaube an Rübezahl ist mit deutschen Bergleuten in Schlesien eingewandert; die handschriftliche Überlieferung des Mittelalters in Schlesien erwähnt ihn noch nicht. In der Gegend von Goslar, im Ramsberge im Harz, gab es einen alten Silberstollen, in dem der Berggeist eine ganze Belegschaft durch Gesteinbruch vernichtet haben soll. In jener Gegend wird die Heimat der

Bergleute zu suchen sein, die vor mehr als 500 Jahren nach dem böhmischen Abhange der Schneekoppe, in die Gegend des heutigen Johannisbad, kamen. In Kutte und Kapuze gehüllt, erschien ihnen bei ihrer Arbeit die kleine Gestalt des 'Bergmünchs'; sie hörten ihn hämmern und die Grubenkübel beladen; er zeigte sich auch als Rabe, als Hahn oder Kröte, als schönes Roß, stieß den Schrei des Uhus aus, ganz ähnlich, wie man es gleicherzeit vom Berggeiste im Erzgebirge und in der Meißener Gegend erzählte. Seit wann der Name 'Rübezahl' auf diesen Kobold übertragen ist, wissen wir nicht; auch die Deutung des Namens steht nicht fest. Manches spricht für mythologische Herkunft. Seit etwa 1230 kennen Urkunden in Würzburg, Fulda und im pfälzischen Salmansweil den Namen als Personennamen. Damit scheint eine Erklärung aus dem Slawischen ausgeschlossen zu sein; möglich, daß er als 'Rauchschwanz' zu deuten ist und der Name eines Kobolds darin steckt. Die Wiener Abschrift vom Jahre 1680 einer Handschrift, die wohl ins 15. Jahrhundert zurückführt, enthält den Namen 'Riebenzahl', Franz Faber-Köckritz nennt ihn in seinem 1565 erschienenen Gedichte 'Sabothus sive Schlezia' den 'Rupicina (Rupicinia)', in der Tirolischen Chronik des Matthias Burklechner vom Jahre 1619 heißt er 'Ruebzagel'. Die gelehrte Welt des 17. Jahrhunderts reihte ihn ein in die Schar der Erdgeister, zu denen die Gutlein, Hütlein, Kobolde zählen, die Theologen aber sahen in ihm einen Teufel, der die Menschen in ihr Verderben lockt. Mit dem Verfall des Bergbaus, mit der Erschließung der Bergwiesen für die Almwirtschaft und der Entwicklung der Holzschlägerei werden im höheren Gebirge Bauden und für die Flößerei Klausen angelegt. Aber die selten besuchten, gefährlichsten Stellen behielten ihre Namen, die der Sagenbildung neue Nahrung boten: Teufelsgrund, Teufelsplan, Teufelsberg, Teufels Sturmhaube, Teufelskanzel, Teufelsgrat, Teufels Wurzgarten, Höllenpfuhl, Rabenzagelnest; alle diese Namen verraten, wie stark sich die Sage vom Bergmönch der Bergleute schon umgewandelt hat und mit Wetterdämonensagen verschmolzen ist. Nun erzählen sich die Holzknechte, wie durch Rübezahls Zorn der Lomnitzfluß vernichtend ins Tal gejagt wird, und wie er im Aupatale den Klausenhüter in

die Flut stürzt. Dann kommen die schatzsuchenden Walen. Sie erleben auf ihren Gebirgswanderungen Schreckbilder, Blendwerk des Teufels, der unter Blitz und Donner im Sommer Schneestürme niedergehen läßt; so wird Rübezahl zum oberirdischen Schatzhüter und Bergriesen, zum Herrn des Gebirges. Im 16. Jahrhunderte wird er der hilfsbereite Führer der armen Wurzelsucher, die ihr Lungenmoos zu den Laboranten nach Arnsdorf, Warmbrunn und Hirschberg bringen; Rübezahl hat nun auch sein Wurzgärtlein. Die Quacksalber auf dem Leipziger Markte konterfeien ihn auf ihren Aushängeschildern, wie er in riesigem Wuchse mit wirrem Barte und wehendem Mantel über Felsen schreitet. So sieht er in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus. Die neu einsetzenden Bergfahrten machen ihn weit bekannt. Die Bergfahrer erzählen, wie er Wanderer irreführt, die ihn spöttisch rufen, wie er als Jäger begegnet, Gewitter niedergehen läßt, auf Bäumen sitzend die Laute schlägt, wie er dem Bauer unterwegs sein Korn abkauft und mit Kohle bezahlt, die zu Gold wird, wie er dem Geisterbanner sein Handwerk legt und die Warmbrunner Schloßgesellschaft gründlich abbadet. Mit der Einweihung der Laurentiuskapelle auf der Schneekoppe im Jahre 1668 hat die bodenständige Sagenentwicklung ihren Abschluß erreicht. Was jetzt noch an der Sage geschieht, ist gelehrte Mache. Der gesamten alten Bergmanns-, Holzschläger-, Walen- und Laborantenüberlieferung bemächtigt sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Mann, der die Wundersucht seiner Zeitgenossen ausnutzt, um unter Rübezahls Namen die tollsten Stücke alter Volkserzählungen mit eigenen Erfindungen zu vereinen und in den Jahren 1662 bis 1672 zu veröffentlichen. Dieser Vielschreiber war Hans Schulze oder, wie er sich nannte, Johannes Praetorius. Die Titel seiner drei Rübezahlbücher lauten: 'Daemonologia Rubinzalii Silesii' (1662 in zwei Teilen), 'Des Rübezahls dritter und gantz nagel-neuer historischer Teil' (1664), 'Satyrus Etymologicus oder der reformierende und informierende Rüben-Zahl' (1672); im ganzen 250 Geschichten. Dieses Gemisch echter und gefälschter Sage hat dem Rübezahl Weltruf eingebracht. Im Jahre 1782 bis 1787 erschienen die 'Fünf Legenden von Rübezahl' von Musaeus, die als

Erzählungen Meisterwerke, inhaltlich aber willkürlichste Erfindung sind und die den Rübezahlvorstellungen ihr heutiges literarisches Gesicht gegeben haben.

Slawische Götter. Wir merken in der schlesischen Volksüberlieferung das Nachwirken slawischer Göttervorstellungen, aber es ist nicht leicht, die ihnen zugrunde liegenden Verhältnisse klar herauszustellen. Die Polen sind um 966 zum Christentume bekehrt worden. Das von dem Chronisten Dlugos überlieferte slawische Göttersystem ist sicher von klassischen Vorstellungen stark beeinflußt und ruft bei der allgemeinen Unglaubwürdigkeit dieses Geschichtsschreibers die größten Bedenken wach. Danach hat in Gnesen ein Götterheiligtum bestanden, und das Todaustreiben des Sommersonntags wird mit der Vernichtung der Götzenbilder nach der Bekehrung in Beziehung gebracht. Aus Rußlands älterer Überlieferung erfahren wir von einem Gotte des Blitzes 'Perun', und der oberschlesische Fluch 'Pierunie' hält den Namen dieses im Christentum zum Teufel gewordenen Gottes noch fest. In Rußland ist seine Verehrung auf den zum Himmel fahrenden heiligen Elias übergegangen. Der Chronist Thietmar von Merseburg berichtet um 1012 von slawischen Kriegstruppen, die mit Götterbildern geschmückte Fahnen vorantragen ließen; er weiß auch, daß der Zobtenberg als Götterheiligtum gegolten hat. Der Gott des Bösen hieß 'Tschernibog', und alte schlesische Handschriften setzen wohl in Erinnerung an ihn für den Teufelsnamen 'Beelzebub' auch den Namen 'Beelzebog'. Der gute Gott hieß 'Bialibog'.

Sage

Ältere schlesische Legenden. Der reiche Sagenbestand Schlesiens wäre nicht denkbar, wenn nicht die mittelalterliche Predigt für seine Entwicklung und Verbreitung Sorge getragen hätte. Wandersagen und einheimische Erzählungen eigneten sich wegen ihres moralischen Gehalts gut zur Veranschaulichung von Sittenlehren, und so sind alle diese Motive gesammelt und als 'Exempel', als Predigtmärlein benutzt worden; sie prägten sich fest in das

Gedächtnis der Hörer ein, belebten ihre Phantasie und wurden so Erzählungsgut der Familie und der Gesellschaft. Von Berggespenstern, von rächenden und Erlösung suchenden Toten, von wunderbaren Bekehrungen, von der Macht des Teufels und Teufelsbündnissen gingen Erzählungen um und wandelten sich neben vielen anderen Motiven zu den heutigen Sagen. Die Breslauer Ortssage von der 'Hahnenkrähe' war eine in der Predigt gern erzählte Geschichte, die meist in Straßburg festgelegt wurde.

Kühnaus Sagenwerk. Was an Sammlungen schlesischer Sagen erschienen ist, auch die Sammlung in Grässes Sagenbuch des preußischen Staates und Haupts Sagenbuch der Lausitz ist heute bis auf die Stücke, die Ortssagen im engeren Sinne sind, überholt, seitdem die vier Bände von Richard Kühnaus überaus reichem Sagenwerke vorliegen. Wenn spätere Sammlungen durchaus erwünschte Zusammenfassungen des Sagengutes engerer landschaftlicher Teile Schlesiens mit immer wieder neuen Fassungen aus dem Volksmunde brachten, so sind in Kühnaus etwa 2000 Seiten umfassenden und über 2100 Sagen mit ihren Abarten umschließenden Bänden alle für die Forschung bedeutsamen Motive und ihre Spielarten bereits vorhanden. Wenn die von Kühnau vorbereiteten Ortssagen ergänzend zur Seite treten, dann besitzen die Schlesier einen Sagenschatz, dessen Fülle sie an die Spitze aller deutschen Landschaften stellt. Die Sammlung gliedert sich in Spuk- und Gespenstersagen, Elben-, Dämonen- und Teufelssagen, Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Die gesamte schriftliche und vielseitige mündliche Überlieferung ist darin verwertet. Überall ist der Versuch gemacht, durch die romantisierenden und 'poetischen' Fassungen hindurch zum echten Volksgut zurückzufinden.

VIII

Zauber und Weissagung

Zauber

Zauberhandlungen. Mit den Vorstellungen, auf denen die magischen Handlungen beruhen, berühren wir die niedrigste Stufe menschlicher Kultur, die sogar bei den einfachsten, kulturärmsten Völkern nicht mehr rein erhalten ist. Die Vorstellungen des Fetischismus, daß irdische Dinge durch nicht naturhafte Kräfte einen zwingenden Einfluß auf das Schicksal des Menschen haben können, und daß diese Dinge daher Gegenstand ängstlicher Scheu sein müssen, leitet zu dem Versuche, sich in den Besitz dieser Kräfte zu bringen und mit ihnen das eigene Geschick und das anderer zu bestimmen, zur Zauberhandlung. Unlösbar verknüpft mit diesen magischen Handlungen erscheinen in der heutigen Volksüberlieferung jene Vorstellungen, die eine Verschmelzung mit dem Glauben an Seelen, Dämonen und Naturgeister zur Voraussetzung haben, Vorstellungen, die zur umfang- und inhaltsreichen Poesie der Zaubersprüche geführt haben. Durch den Zauberspruch sucht der Mensch die Kräfte der persönlich gedachten unirdischen Gewalten in seinen Dienst zu zwingen. Aus dieser zweiten vorchristlichen Stufe reichen die festgewurzelten Gesinnungen herüber in die christliche Zeit. Die davon wesentlich verschiedenen christlichen Lehren von der Wirkung göttlicher Gnade, die in Gebet und Segnungen erfleht werden soll, erscheinen in der Volksauffassung immer wieder umgedeutet nach alter vorchristlicher Weise, und so nehmen Gebet und Segnung, zum Teil allerdings nicht in voller Deutlichkeit, oft aber ganz klar, im Volksglauben das Wesen von Zauberspruch und Zauberhandlung wieder an. Nur wer sich über diese drei Hauptstufen in der Entwicklung des Zauberglaubens klar ist, kann in die schlesischen Volksüberlieferungen einige Ordnung bringen. Denn mannigfaltig sind ihre Formen und ihre Übergänge. Unter den Zielen, die mit den Zauberhandlungen erstrebt werden, ist wohl der Schadenzauber in der Gegenwart kaum noch zu finden; einst nahm er in Verbindung mit dem Hexenglauben

einen breiten Raum in der Volksüberlieferung ein. Durchbohren von Wachspuppen oder von Nachbildungen edler Teile des Leibes waren im Rachezauber nicht selten; die Wachsbilder wurden auf den Namen des Feindes getauft, den man mit der Durchbohrung treffen wollte. Über das Nestelknüpfen, das Anzaubern von Schwäche, Krankheiten und Gebrechen gingen und gehen noch heute zahlreiche Geschichten im Volke um. Die Mittel, die zum Zauber dienen, werden gern durch eine eigenartige Herkunft oder die Schwierigkeiten, die ihrer Beschaffung im Wege stehen, gekennzeichnet; sie können aber auch, wie etwa beim Versprechen von Krankheiten und Hühnerwurzeln, also bei den sogenannten Sympathiekuren, einfachster Art sein. So ein Ding muß gefunden oder gestohlen sein, etwa ein Hufnagel oder eine Speckschwarte; oder es soll ein Totending sein, ein Knochen oder ein Stückchen Strick vom Galgen für den Glückszauber, auch wohl ein Diebesfinger, oder es steht irgendwie mit der Kirche in Verbindung, ein Stück Glockenseil oder ähnliches. So ist es leicht ersichtlich, daß mancher einst auch nicht vor Verbrechen zurückschreckte, um einen solchen Gegenstand zu erlangen. Gerade in Schlesien gingen in den letzten Jahrhunderten noch zahlreiche Nachrichten von Räubern um, die sich durch das Essen von 'ungeborenen Kinderherzen' unsichtbar machen wollten.

Geschichte der Zaubersprüche. Meistens sind die Zauberhandlungen mit Sprüchen verbunden, die auch allein Verwendung finden können zum Schutze der Tiere, der Bienen und Schafe besonders, sowie zum Schutze vor Gefahren im Kampfe und in der Geburtsstunde. Diese reiche Überlieferung an Zaubersprüchen und an Segen ist für die schlesische Landschaft viel wichtiger als die Zauberhandlungen im allgemeinen; sie führen besonders gut in die Denkungsart des Volkes hinein. Der in den heidnischen Deutschen fest wurzelnde Glaube, daß man durch bestimmte Formeln die Gottheiten zur Hilfe in der Not zwingen könne, und die hieraus erwachsende Zauberpoesie mußte den Mönchen, die das Bekehrungswerk unternahmen, besondere Schwierigkeiten machen. So mußten die unausrottbaren Formeln zunächst mit christlichem Gehalt gefüllt, zu Segensgebeten gewandelt, Wotan mit seinen Gefährten durch den

Namen Christi und seiner Heiligen verdrängt werden. Diese neuen, von den Benediktinermönchen geduldeten Formeln sollten jedoch nur für die schwierige Übergangszeit dienen. Und die heidnischen Götternamen entschwanden so auch unerwartet schnell. Doch der heidnische Brauch, der durch die christlichen Namen ein äußerlich christliches Gepräge erhalten hatte, blieb weiterhin fest im Volke und lebt noch heute in Schlesien wie anderwärts. Zu den Formeln, die zu dem ältesten Bestande zu rechnen sind, gehören die Blutsegen, von denen eine Gruppe auf die Legende vom Ritter Longinus Bezug nimmt, Waffensegen, Fiebersegen und Segen gegen Zahnschmerzen. Am häufigsten sind Wurmsegen, da seit der indogermanischen Zeit der Wurm als dämonischer Krankheitserreger bei Mensch und Tier galt; gern knüpft der Segen an den von Würmern zernagten Hiob an, etwa in der Form: 'Der Würmer waren drei, die St. Job bissen; der eine war weiß, der andere schwarz, der dritte war rot: Herr St. Job, der Wurm liege tot!' Gerade der erste Teil dieser Segen, der die Beschreibung eines Vorgangs enthält, hat sich fest in der Überlieferung erhalten, wogegen der zweite beschwörende Teil vielfach geändert erscheint. Das ist leicht zu begreifen. Es gab ja eine große Zahl kirchlicher Gebete, die im Aufbau eine gewisse Verwandtschaft mit dem ersten Teile dieser Sprüche zeigten. Die in die christlich umgestalteten Sprüche eingesetzten Namen von Heiligen sind aus der Zahl derer, die dem Volke auch aus kirchlichen Gebeten als Helfer in der Not bekannt waren. In diesen Gebeten wird ein erzählender Teil, der eine entsprechende Tatsache aus dem Leben des Heiligen enthält, vorausgeschickt. So brauchte das Volk nur an die Stelle der Bitte um Erhörung, die den zweiten Teil des Gebetes bildete, eine alte Beschwörungsformel zu setzen, und ein neuer volksmäßiger 'Segen' war geschaffen. So entstanden Augensegen mit dem Namen des heiligen Nicasius, Reisesegen mit dem Namen des Tobias oder des hl. Koloman und Segen beim Kräutersuchen. Alle diese Neubildungen entzogen sich natürlich der Kontrolle der Kirche. Ihre Aufgabe konnte es nur sein, diese dem Volke vertrauten Formeln dadurch zu Gebeten zurückzuformen, daß der beschwörende Schlußteil verdrängt wurde durch die Gebete, die dem Volke allein

geläufig waren, wie das Kreuzzeichen, das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und später das Ave-Maria. Zu den angedeuteten Segen seien die folgenden aus schlesischen Handschriften gewählten Beispiele angeführt.

Ein Blutstellung, so man seynen kan. Lege die hand darüber und sprich:

Im nahmen des Vatters und des Sohns und des heiligen Geistes.

Der heilige Elias saß in der wüsten und saß, das ihm das blutt auß beeden Naßlöchern ran; da begunt er zu ruffen zu unserm herrn und sprach; Herre Gott hilff mir und bezwinge das blutt, alß du bezwungen hast den Jordann, da dich S. Johannis daraus tauffet.

Im nahmen des Vatters, Sohns und des heiligen Geistes. Amen.

(Hs. M. 1026 der Breslauer Stadtbibl. v. J. 1583. Das Stehenbleiben des Jordans, das seit dem 10. Jahrhunderte erwähnt wird, ist noch nicht hinreichend erklärt.)

Notandum. Wilt du daz blut vorsprechen, so sprich desen segen.

Ritter Longinus his der man,
der vnßer liben herren Jesu Christi syne wunden enkan.
dy wunden blutten sere:
vorstant blůt durch des heligen blutes ere.

vnde sprich V pater noster vnde V aue maria odir scrip daz wort bermicza mit dem selben blute of des wunden hant mit eyme halme adir federe. (Hs. IV. F. 60 v. J. 1429.)

Der wunt seyn. In dem name des uaters, son vnde des heligen geistis. Der selbige got, der wasser vnde win geschaffen hot, der heile desse wunden von oben bis zcu grunde. Ich sage dich wunde vil gute bey des heligen Cristes blute, bey der heligen trinitatis, das du dyn bluten vnde vulen lest vnde heile von grunde bis oben us. Desser wunde gesche, alzo der geschach, dy Longinus vnsserm hern yn syne benedeite site stach. Dy wunde noch en swal noch en kal noch vulete noch wart wasserǒmik, sunder sy heilete von grunde bis oben us. Alzo můsse disse wunde thun. In dem name patris et filii et spiritus sancti. Das werde war, in gatis namen. Amen. (Hs. I. F. 334, Ende 14. Jh.).

Die drei folgenden Segen sind der Handschrift IV. O. 6 aus dem 15. Jahrhunderte entnommen.

Ad dolorem dentium.

Wiltu daz schire busen, so schrib an dy wangen '+ rex + pax + max + In Christo filio', so wert dyr bass.

Wurmsegen.

Item vor dy worme des pherdes schrib dissen brieff: Sanctus Job sedet in sterquilinio vermibus scaturiens et ille idem sanctus Job sanat hunc equum cum virtute dei et cum omnipotencia dei tam subito ut qossit terram tangere et inspicere. Amen. Hec litera ligetur ad collum equo.

Wiltu den wurm sprechin. So sprich: 'Der wurme woryn drẙ, di sente Job bissyn. Der eyne der was wẙs, der andir swartz, der dritte rot. Herre sente Jop lege der wůrme tot + obtrayson + magula + iob conubia magula + zarabuntis + In nomine patris + et filij + et spiritus sancti + amen.

Coniuratio.

Ich beswere alle woffen güt
mit des heiligen cristus blut,
des heiligen cristus adem,
daz sy erstechen vnde ersniden lasen
vnde sint also gut
kein mynem fleisch vnde mynem blut,
also myner frouwen sente Marian ir sweiss was,
da sie des heiligen cristes genas.
Des heiligen cristes blut,
daz an dem spere nyder wut,
geseyne myn fleisch vnde myn blut.
Der heilige crist stiess syne ruten in den Jordan,
daz der Jordan weder stunt.
Also müssen alle woffen bose vnde gut
vermiden myn fleisch vnde blüt,
daz ye gesmedt wart,
sint der heilige crist geboren wart,
ane daz myne alleyne;
daz müsse snide fleisch vnde gebeyne.
Wan daz kommet vss myner hant,
so sie es zcü den andern getzalt.
Des helffe mir der heilige got,
der an dem crutze leit den bittern töd.

Aus dem 14. Jahrhunderte (um 1363) überliefert, aber viel älter ist ein Segen gegen die steifen Glieder der Pferde (das darin vorkommende 'czu rehe' ist 'zu rähe, zu steif') in der Handschrift III. Q. 1.

Welch ros ist czu rehe, zo sprich dese wort in des pherdis ore: Petrus sprich czu dir: Job rit mit mir czu rome. Ich en mak, herre meyster, myn ros ist czu rehe. Sprich ym in syn ore dry wort: alz ware, daz der heylige geyst mynir vrowen synte marien son ist. In nomine patris et filii et spiritus sancti.

Kirchliche Benediktionen und Exorzismen. In die volkstümlichen 'Segen' wurden viele Wendungen und Formeln aufgenommen, aus denen die eindrucksvollen Segnungen der mittelalterlichen Kirche zusammengesetzt waren. Diese waren ursprünglich dem Priester allein vorbehalten. Sie waren reich an Bibelstellen, die auf die Gewalt Gottes hinwiesen, in ihnen fanden sich die Namen der drei heiligen Magierkönige, die Namen von Heiligen, die Eingangsverse des Johannesevangeliums. Was aber in den kirchlichen Formeln vor allem nachahmenswert erscheinen mußte, war die epische Seite, die Anführung von Tatsachen aus dem Leben Christi; auch die in kirchlichen Segnungen und Beschwörungen beliebte Anhäufung der Namen Gottes fand gern Nachahmung, wobei diese Namen oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurden. Eine der schönsten kirchlichen Beschwörungen in den schlesischen Handschriften stammt aus dem Jahre 1379 (Hs. I. F. 54 aus der Corpus-Christi-Kirche zu Breslau):

Von der gewalt des almechtigen gotis des vatirs vnd des sones vnd des heligin geistis vnde von der gewalt sente Marien, der mutir unsirs lybin herin Jhesu Christi, vnde von der gewalt sente Michahelis vnde allir engil vnde von der gewalt sente Johannis, gotis toufer, vnde allir patriarchin vnd prophetin vnde von der gewalt sente Petirs vnde sente Paulus vnd allir apostolin vnd ewangelisten vnd von der gewalt sente Steffani vnd allir merterer vnde von der gewalt sente Niclaus vnde allir bichteger vnd von der gewalt sente Katherinen vnd allir iuncvrowen vnd von der gewalt aller heligin, dy in deme himmelriche vnd uf deme ertriche syn, vnde von der gewalt, dy der byschof gybit deme prister myt den wortin, dy goth selbir czu zente Petir sprach: waz ir bindit, das sy gebunden, vnde was ir entpindet, das sy vntpundin yn hymmel vnd in ertriche, wen ich denne dy selbe gewalt habe von der pristirlichen wirdicheit, so tu ich czu banne vnde vortume dich vnd vorscheide dich von diner geselleschaft, du tuuel vnde alle dine genosen, vnd gebite dir, das du das vas salt rumen, das du den menscen nicht enschadist widir an deme libe noch an den geledin, dy an den menschin

sîn, wedir an deme hopte noch an dem gehirne noch an den orn noch an den ougen, wedir an nasin noch an munt, wedir an der czungen noch an der kele, wedir an dem ruckin noch an den schuldirn, wedir an armen noch an den hendin noch an den vingirn noch an den negiln, beyde an der brust noch an dem herczin, wedir an den knyen noch an den dien noch an den vůsen noch an den czeen, vnde das du hin wek verst vnde das du nů noch nummerme kein mensche betrubin salt; das gebite ich dir in deme namyn des vatirs vnd des sonis vnd des heligin geistis. + Ich besuere dich hute, lucifer, du tuuil, mit alle diner bosen geselleschaft, vnde gebite dir by deme almechtegen vatir vnde by deme sone vnd by dem heligen geiste vnd by gotis namen, der do vorchtig ist + agla + alpha + et o + ayos + otheos + yschiros + athanathos + eloy + elyon + Jhesus + Christus + Marian kint + Ich beswere dich by der ledemesunge vnsirs lyben herin Jhesu Christi + Ich beswere dich by syner heligen gebort vnd by syner helygen toufe + Ich beswere dich by syner besnidunge vnd by siner heligen vaste + Ich beswere dich by sime heligen geuenknisse + Ich beswere dich by syme vorspottin vnd by syme vorspien vnde by sinen halsslegen vnd by alle syme anevechten vnde by syme vorlachen vnde by syme geyselen + Ich beswere dich by syner dorninen kronen, dy em wart gedrukt in syen gebeneditis houbet, das du das vas salt rumen vnd salt deme menschin keynen schaden nicht entůn, wedir an dem libe noch an dem leben, unde salt dynen wek varen; das gebite ich dir by deme lebinden ortel vnd by der ertbebunge, dy do geschach, do goth, vnsir here, an deme vronen crucze hink + Ich beswere dich by deme sper, das do wart gestochin gote in syen renys hercze + Ich beswere dich by den brusten der mutir vnsirs lyben heren, dy goth myt synem czarten munde gesogin hoth + Ich beswere dich by der milch vnsir lyben vrowen, dy goth genamen von yrem meytlichen herczen, dy do wyser waz vnd is, wen der wyen + + + Ich beswere dich by den blutigen tropphen, dy gote vilen v̊s syme reynen herczen + Ich beswere dich by deme antlicze vnsirs lyben heren Jhesu Christi, das vor grosir pẙen synes lychammis an deme crucze bleich wart + Ich beswere dich by den dren naylen, dy em worden geslagen durch syne hende vnde durch syne vuse + Ich beswere dich by der wandelunge, dy do entphyngen syne wunden + Ich beswere dich by syme heligen gemartirten lycham + Ich beswere dich by syme crucze vnd by syner bitter marter, daz du wek varist vnde salt nummerme keyn mensche betruben + Ich beswere dich hute, lucifer, du tuuel, mit alle diner geselleschaft, vnd gebite dir by dem heligen antlicze vnsirs heren Jhesu Christi, das du salt varen aldo hin, da du nimmer me keyn mensche betrubist + Ich beswere dich by deme dorste, den her leyt, du her wart getrenkit myt essik vnd myt galle + Ich

beswere dich by der letczten hulfe, der her begernde was von syme vater, du he sprach: mẏn got, der do ist aller creaturen got, durch was zo hostu mich gelasen + Ich beswere dich by syme helygen grabe + Ich beswere dich by syme demutigen tode vnd by syner bygraft + Ich beswere dich by syner uferstendunge + Ich beswere dich by syner wundirlichen hymmilvart + Ich beswere dich by deme hymmel vnd by der erden vnd by dem mer vnd by alle deme, daz darinne ist + Ich beswere dich by den heligin sacramenten der heligen cristinheyt vnd by allen gotis togenden + Ich beswere dich by der helygen iuncfrowen sente Marien, der muter vnsirs herin Jhesu Christi + Ich beswere dich by den engiln vnd by den patriarchen vnd propheten + Ich beswere dich by den apostolen + Ich beswere dich by den helygen mertererin vnd by allen bichtegern + Ich beswere dich by den iuncfrowen vnde witwen vnde by allen gotis heligen + Ich beswere dich vnd gebite dir by gote vnd ouch by syner lyben muter, das du das vas salt růmen vnd salt dynen wek varen. In deme namen dez vatirs, des sonis vnde des helygen geystes. Amen.

Geisterbeschwörung. Wenn die volkstümlichen 'Segen' ausgezeichnet sind durch Kürze und eine freie Versform, die dem Gedächtnis eine Stütze gibt, so sind die für engere und gesellschaftlich höherstehende Kreise berechneten Beschwörungsformeln von solcher Ausdehnung, daß sie eine schriftliche Vorlage für ihre Verwendung erfordern. Sie führen uns in die Gesellschaft der Alchimisten und Geisterbeschwörer; sie zeigen auch am klarsten, wie stark kirchliche Formen Nachahmung finden. Die Handschrift R. 1559 der Breslauer Stadtbibliothek enthält eine solche Formel der lichten Magie aus dem 16. Jahrhunderte. Sie lautet:

Einen Geist ohne Sünde zu bekommen.

Vor allen Dingen sey keusch und züchtig 7 Tag und Nacht als dan kauffe ein schön hell neu venetianisch Glaß mit einem langen halß, gehe zu einem fließenden wasser stillschweigend, fülle das Glaß mit wasser, im Nahmen Gottes des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, trage solch Glaß heimlich nicht redende nach Hause, lege ein rein weiß Tuch auf den Tisch, setze das Glaß darauf gegen der Sonnen Auffgang, und mache das fenster auff, knie nieder, sprechende oder rede dieß Gebeth mit Andacht:

O du allmächtiger Ewiger Gott, ein König aller Könige, und Herr aller Herren Jhesu Christe, ein Sohn des lebendigen Gottes, der du bist ein Anfang und Ende aller guten Dinge, und ein Tröster aller Menschen,

die auff dich hoffen, in meiner Andacht ruff ich dich an, durch den unaussprechlichen Nahmen deiner Gottheit, du starcker unsterblicher Gott und durch die Verdienste aller Gottes heiligen und außerwehlten, daß du mir auß besonderer Gnade und Gütigkeit lässest kommen den Engel Uriel in dies Glaß, daß ich ihn sehen mag, in einer schönen lieblichen Gestallt, daß er mir die Warheit sage und offenbahre ohne einigen Betrug oder Falschheit von allen Dingen, die ich ihn frage und begehre zu wissen sonder Schaden meines Leibes und der Seelen. Amen.

Ich beschwere dich Uriel vom Auffgang der Sonnen biß zu Mitternacht, und von Mitternacht biß zu der Sonnen aufgang, bey der heiligen ungezweifelten Dreyfaltigkeit, bey der Menschheit Jhesu Christi, bey seiner Geburth, bey Seiner Beschneidung, bey seiner Tauffe, bey seinen Predigten, bey dem heiligen creutz, bey seiner Marter, bey seinem Tode, bey seiner Begräbniß, bey seiner Himmelfarth, bey der Gewalt Gottes, bey der Zukunfft des Tages des Urtheils: daß du Uriel bald, sonder einige Verziehung, und ohne einige Beleidigung meiner und aller Creaturen in dem Glase mit wasser dich offenbahrest, mir sagende und mitteilende sonder allen Betrug . . . hierauf sage was du begehrest: So der Geist des Erste mahl nicht kombt, mustu ihn 2 bis 3 mahl beschweren alle Zeit von forne anfangende.

Wenn er nun kömpt und in das Glaß mit Wasser fähret, auch dein vergnügen von Ihm hast, so gib ihm also urlaub:

Du Edler Engel und Geist Uriel, daß du mir gehorsam gewesen bist, und auf das Gebeth Gottes anytzo durch mich gethan geantwortet hast, da für danke ich dir, gebende hirmit urlaub, daß du stille und in friede abscheidest auß dem Glaß darinnen du gewesen bist, ohne Schaden meines Leibes meines Lebens meiner Seelen, und aller Creaturen, und so ich dich ein mahl wieder ruffe, daß du mir gedultig und gehorsahm erscheinest. Der friede Gottes sey zwischen mir und dir, bey dem Schöpfer aller Dinge und richter der Lebendigen und der Todten. Im Nahmen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

Dießes Experiment mag man machen des Morgens vor der ☉ Auffgang oder des Abends nach der ☉ untergang, auch bey lichte und aller Zeit an einem heimlichen Orte.

Schutzbriefe. Das Erbe des Mittelalters treten hinsichtlich dieser 'Segen' des Volkes in der Neuzeit die Schutzbriefe an, in denen Gebete mit alten Beschwörungen, unverständlich gewordenen Worten und lateinischen Wendungen aus kirchlichen Formeln verschmelzen. Ihre Berechtigung und starke Wirksamkeit suchen diese

Briefe durch die Behauptung zu erweisen, sie seien vom Himmel herabgekommen. Teilweise gehen solche 'Himmelsbriefe' auf frühchristliche Häretikerquellen des Morgenlandes zurück. Das Volk kennt solche Briefe auch unter dem Namen 'die wahre Leibeslänge Jesu Christi', weil die Gebete auf einen entsprechend langen Papierstreifen von etwa 7 cm Breite und 170 cm Länge gedruckt sind, der zusammengerollt in einem Beutel getragen wurde. Geschriebene Gebetbücher des ausgehenden Mittelalters, die ohne kirchliche Aufsicht entstanden, enthalten manchen derartigen Schutzbrief; so hat die Handschrift I. O. 38 einen mit der Überschrift: 'Das ist eyn licht, das man bornen sal vor einen gutten frundt ader vor sich selber vnd das licht sal haben dy lenge des herren Jesu Christi; ist seher gut vor alle dy fynde sychtig vnd vnsichtig; vnd dys gebet dorczu sprechen mit etlichen psalmen, dy do hy angeczeiget werden.' In dem Gebetbuche einer Frau Anna (Hs. I. D. 8) steht ein Michaelsbrief: 'Das ist die aufschrift dye dy heyden keyn Rome hatten brocht vnd sint cristen worden durch dyssen briff; alhy hebit sich an eyn gebete, das got durch den engel sint Michil uff erdin sante czu Rome off sinte Michels berge; vnd der briff henget vor sinte Michels bilde vnd nymant weyss woran her henget vnnd schreybet wunderlich vnd ist mit gulden buchstaben geschriebenn, alz das nymant noch geschreyb in seynner sunden.' Dieselbe Frau Anna betet einen Brief, der als eine der Grundlagen der Soldatenbriefe bedeutungsvoll ist: Papst Leo, so heißt es in der Einleitung, habe ihn König Karl gesandt. Auf diese Briefe lassen sich auch unsere gedruckten Tobiassegen zurückführen. Sie wollen durchaus als Gebete gewertet werden, aber mit aller Deutlichkeit blicken die alten Beschwörungsformeln durch. Der im Abdruck hier wiedergegebene Segen ist auf Papier in Größe von 35,6 cm zu 21 cm doppelseitig gedruckt und zusammengefaltet auf der Brust getragen worden.

[Das ist der rechte und wahrhafte Tobias=Segen.

Wer diese Worte, gedruckte Zeichen und Charakter bei sich trägt, der überwindet alle seine Feinde, und kann um Gerechtigkeit willen nicht

umkommen oder sterben; er ist sicher vor allem Gift, Pestilenz, Hex- und Zauberei, vor Hagel, Donner, Blitz, vor Feuer- und Wassernoth, vor allen Dieben, Mördern und Straßenräubern, die können mit der Hilfe Gottes keinen Menschen angreifen und keinen Schaden zufügen, und alles, was er anfängt, das überkommt ein gutes End, es sei im Kaufen oder Verkaufen. Wer das bei sich auf der rechten Seite trägt, der ist in allen hierin begriffenen Punkten befreiet, und welche Frau eine harte und schwere Kindesmutter ist, der legt man den gedruckten Brief auf die rechte Brust, so wird sie ohne große Schmerzen gebären.

[Der Rest der Vorderseite ist dreireihig bedruckt; rechts oben kleiner Holzschnitt: Brustbild mit Tiara und Nimbus, Mantel über den Schultern, vorn geöffnet, darunter über der Brust gekreuzte Stola sichtbar; rechte Hand mit Zepter, linke mit Reichsapfel, auf dem ein Kreuzchen steht; rechts neben dem Bilde:]

Jesus Christus Rex Gloria venit in Pac Deus Homo factus est, et Verbum Caro factum est † † †

[Links oben in der dritten Spalte Brustbild Christi mit langem Haar und Nimbus; links daneben:]

Christus vincit, Christus regnat, Christus imbetat (!), Christus ab omni malo nos defendas.

[Mittelreihe: von drei magischen Vierecken gebildeter Stamm eines Kreuzes, dessen Querbalken von einem linken und rechten magischen Viereck, die hier mit 4 und 5 bezeichnet werden, gebildet wird.]

1. Jesus † Lassimaurs † Seelen
Sabian † Den † Schusesson † Sege
sum † Duofenam † Malias † Da-
ches † Michasis † Este † Animato

[Die Namen bilden die Umrandung; in diesem Rahmen der Text des 1. Vierecks:]

Das Zeichen ist gut vor allerlei Gewehr und Geschoß, wers bei sich trägt, der kann nicht verwundet, geworfen, geschlagen, gehauen, gestochen oder geschossen werden; er ist vor allen seinen sicht- und unsichtbaren Feinden sicher, vor allen bösen Geistern und Teufels-Gespenstern, die können ihm an Leib und Seel mit der Hilfe Gottes nicht schaden, er wird vor Unglück behütet.

2. Carson † Jensiassims
Sasca † Emanuel
Zebaoth † Arassaclosson
Jesus † Christus † Carsson

Das Zeichen ist gut vor alle giftige Pestilenz und herumgehende schwere Leibeskrankheiten, vor Hex- und Zauberei, vor Hagel Blitz- und Donner-

wetter, vor Wasser- und Feuers-Noth, vor bösen und jähen Tod, vor alle Diebe, Mörder und Straßenräuber, die können mit der Hilfe Gottes weder im Hause noch auf den Straßen keinen angreifen, er überwindet alle seine Feinde.

3. Aglus † Solim † Saferilusans
Urx † Jesus † Christus † Amen.
Christus † Nomen † Christus
in Zotus † in Sanctum † Amen.

Das Zeichen ist gut in allen Handlungen, zu Wasser und Land, es sei im Kaufen oder Verkaufen, so gehet ihm alles wohl von statten, er kann nicht betrogen oder übervortheilt werden, und alles, was er anfanget, das bekommt ein gutes End, er ist auch in allen andern Sachen glücklich und kann nichts verlieren.

4. Melchius † Quasimodo
Jesus † Unischaut
Bach † Sebeschen
Christus † Rius.

Das Zeichen ist gut, wann einer über ein Zauber-Teufels-Ausguß, gelegte, gegossene, eingegrabene Sachen gegangen oder gefahren wäre, und davon erlahmen und erkrummen, oder abdörren muß, wer es bei sich trägt, so mag ihm mit der Hilfe Gottes derer keiner schädlich sein, er wird in allem behütet.

5. nostrius † Christus,
Tenemia † Nusloli
genisia † Ristomosea.
Jesus † Christus † Tmex

Das Zeichen ist gut vor alle heimliche Feinde, die einen hassen und neidig sein, wer es auf der rechten Seite trägt, so wird ihm niemand feind sein, er wird lieb und werth gehalten von jedermann, und er kann auch mit der Hilfe Gottes, ohne Beicht und Buß keines jähen Todes sterben, und wird behütet vor ungewissem Schaden und Unglück.

[Unter dem Viereck Nr. 4 links der Segen:]

†

Christi Kreuz ist mein ewig und wahres Heil, Christi Kreuz behüte mich N. jederzeit und auf der ganzen Welt. Das Kreuz Jesu Christi sei über mir, nie unter mir, vor mir, hinter mir, neben mir und auf den Seiten. Das Kreuz Jesu Christi überwinde mir N. alle meine Feinde, die wider mich sind, daß sie müssen durch den Namen Gottes gezwungen sein, daß mir kein Leid widerfahre. Amen.

†

[Unter dem rechten Viereck Nr. 5 der Segen:]

†

Ihr Mund sei versagt und ihr Herz verbannt. Jesus Christus ging in den Saal, da schweigen alle seine Feinde, also müssen meine Feinde schweigen, und ihre Gewehr und Waffen stille stehen als das Wasser in dem Flusse Jordan gestanden hat, da Johannes, der Jünger, Jesum Christum, den wahren und lebendigen Sohn Gottes, getauft hat. Amen.

†

[Vorderseite unten:]

Dieser Segen ist oft und vielmal approbiret worden, welcher Mensch diesen Brief bei sich trägt, und alle Morgen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren 3 Vater unser, 3 Ave Maria und einen Glauben betet, der ist sicher vor seinen Feinden, es kann ihm auch durch keinerlei Gewehr

[Rückseite oben:]

Waffen und Geschoß kein Schaden zugefügt werden, er ist sicher vor allen bösen und losen Leuten, vor Hex- und Zauberei und allerlei Teufels-Gespenst, vor allen Dieben, Mördern und Straßenräubern. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, der kann nichts misbilligen an ihrer Geburt. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird Wunder erfahren, was für Kraft und Wirkung er in sich hat.

[Es folgt ein Holzschnitt: Christus am Kreuz; rechts und links davon die Segen:]

†

Benedicat tibi Sanctus Deus Dominus Deus Christus. B. V. Maria, S. Johannes, S. Marcus, S. Lucas, S. Matthaeus, † G. † M. † B. S. Michael, S. Gabriel.

†

S. Raphael, S. Daniel, S. Franciscus, S. Antonius de Padua, S. Franciscus, S. Florianus et omnes Angelorum et Apostolorum Chori.

[Unter dem Bilde:]

Gleichwie unser Heiland Jesus Christus .... seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters an dem Ölberg befahl, also befehle ich N. N. mich heute und allezeit in unsers lieben Herrn Jesu Christi heil. 5 Wunden, daß sie mich wollen behüten vor allem Bösen, Unglück und Schaden, vor Sünd und Schanden, vor Ketten und Banden, vor Feuer und Wasser, vor aller Anfechtung der bösen Geister, vor Hex- und Zauberei, vor allen Dieben, Mördern und Straßenräubern, und alle Gewehr und Waffen sind vor mir N. verschlossen, daß sie mir an meinem Leibe nicht schaden können, so

wenig als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Asche geworden ist, im Namen Gottes des Vaters †, Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen. Der Himmel soll mein Schild sein, und alle Waffen sind vor mir verschlossen, und alle Menschen müssen schweigen, die mich hassen und meiden (!), die mögen mir so wenig schaden, als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Asche geworden. Im Namen Gott des Vaters †, Sohnes † und des heil. Geistes † Amen. Jesu steh mir N. N. bei, daß mich kein böser oder schlimmer Mensch angreifet. Jesu behüte mich ganz und gar, die allerheiligste Dreifaltigkeit Gottes sei mein Schutz und Schirm; im Haus und Hof, zu Wasser und zu Land, auf dem Wege und allen Straßen und Gassen, zu Feld und Haid, wo ich fahre oder reite, wo ich gehe oder stehe, wo ich schlafe oder wache, da möcht ich vor allen meinen Feinden geschützt sein, und befehle mich in alle heiligen Worte der heiligen Messen, welche in der ganzen Welt gelesen werden, damit ich durch die Kraft derselben gestärkt und gesegnet werde. Ich N. N. befehle mich in alle priesterliche Segen, so allzeit gegeben werden, damit ich durch die Kraft derselben gesegnet werde. O Herr Jesu Christe, ich N. N. befehle heut und allzeit meinen Leib und Seele, mein Fleisch und Blut, mein Herz und Sinn, meinen Verstand und Willen, meine Ehr und mein Leben in deine allerheiligste Gott- und Menschheit. Das helfe mir Gott der Vater † Sohn † und heil. Geist † Amen.

O. A. M. D. G.

Ich N. N. will heut ausgehen in Gottes Frieden, ich gehe, reite oder fahre aus, daß mir alle meine Wort und Werke in Gottes Namen werden fort gehen und daß alle meine Feinde und Widersacher müssen zurück stehen und zu Schanden werden, und ich gehe aus in aller Engel Haus, wer wird mit mir gehn? die drei allerhöchsten Männer, Gott der himmlische Vater vor mir, Gott der Sohn, Herr Jesus Christus, gehet neben mir, und Gott der heil. Geist schwebet über mir, wer stärker ist, als unser lieber Herr Jesus Christus, der allzeit bei mir ist, der weiche weit hinten an, also sind ihre Hände und Füße gebunden, wie unsers lieben Herrn Jesu Christe heilige 5 Wunden; das helfe mir Gott der Vater † Sohn † und heil. Geist † Amen.

Merke aber christliche Seele, daß du auf diese heiligen Worte oder Segen nicht vermessentlicher Weise sündigen oder mit Raufen oder Schlagen darauf hoffen sollst, sondern du sollst die Laster und Todsünden meiden, alsdann wird dich Gott, der Allmächtige, schützen zu Wasser und Land, vor allen deinen Feinden, und wird dich segnen, hier zeitlich und dort ewig. Amen.

Soldatenschutzbriefe. Die von unseren Soldaten auch im Weltkriege häufig mitgenommenen Schutzbriefe gehen in ihrer Geschichte und Zusammensetzung auf die mittelalterliche Überlieferung zurück, ohne daß man die Zusammenhänge schon lückenlos herstellen

könnte. Ein lateinischer Himmelsbrief (Hs. I. Q. 143), der vor dem Jahre 1473 abgeschrieben worden ist, ist nach Angabe der Einleitung vom Himmel auf den Altar des hl. Petrus in Jerusalem herabgekommen, auf Marmortafeln geschrieben, und ein Licht wie das eines Blitzes ging von ihm aus; der Engel des Herrn aber hielt ihn in den Händen, und das gesamte Volk fiel bei seinem Anblick vor Furcht auf das Angesicht und rief: Kyrieleison. – In einem Gebetbuche vom Jahre 1494 (Hs. I. D. 7) steht ein Gebet 'aus der Kapelle in Jerusalem, wo Christus gegeißelt ward. Papst Bonifaz VI. hat dem König von Frankreich zuliebe dreizehntausend Jahre Ablaß all denen verliehen, die es sprechen, wenn man den Leib des Herrn erhebet, oder wenn man wandelt auf dem Altar'. – Seit dem Dreißigjährigen Kriege haben die Schutzbriefe beständig neue Glieder angesetzt: epische Zauberformeln, die Graf-Philipp-Formel, den Kolomannus-Reisesegen, Beschwörungen, Zauberbuchstaben; teilweise wiederholen sich die Bestandteile im gleichen Briefe. Gleichmäßigkeit und Ordnung lassen sich in diesen älteren Briefen nicht erkennen. Erst im 19. Jahrhunderte werden ihre Stoffe beschränkt; die kirchlichen Segen sind jetzt allgemein ausgeschieden; hinzugetreten ist der Sonntagsheiligungsbrief, der Ölbergzauber und zuweilen die Kaiser-Karl-Formel. Die Zusammensetzung ist fest geworden; sie bestehen heute aus den folgenden Teilen, von denen natürlich der eine oder andere fehlen kann. 1. Graf-Philipps-Formel. Sie geht ins 15. Jahrhundert zurück; die Schutzkraft des Briefes wird an einem zur Enthauptung Verurteilten erprobt; die Formel besteht aus dem Grafenbriefe mit der Enthauptungsgeschichte und einem Gebete. 2. Ölbergzauber. Wie Christus im Ölgarten stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen. Meist folgt die Angabe, wie die Wirkung an einem Hunde erprobt worden ist. 3. Fabel von der himmlischen Herkunft des Sonntagsbriefes; sie ist seit dem 13. Jahrhunderte überliefert; nach ihr ist der Brief auf den Altar St. Peters zu Jerusalem herabgekommen und auf einer Marmortafel aufgezeichnet, von der ein Licht wie ein Blitz strahlt. Ihr folgen der Sonntagsbrief und mehrere gereimte Beschwörungen. 4. Die Kaiser-Karl-Formel erzählt, daß das Gebet im Jahre 1505 auf dem Grabe unseres Herrn

gefunden worden sei und Kaiser Karl sie auf dem Schilde in goldenen Buchstaben getragen habe; der Papst habe ihm das Gebet gesandt; er heißt teilweise Leo und der Kaiser Karl ist sein Bruder. Dann folgt ein entstelltes Gebet zum Kreuze Christi. Die Soldatenbriefe sind somit nicht die unmittelbare Fortsetzung der Briefe des 17. Jahrhunderts. Als schriftliche Überlieferung häufen sie Stoffe, die selbst schon durch Zusammensetzung entstanden waren. Sie machen der Herkunft nach einen katholischen Eindruck, sind aber ebensostark in der protestantischen Bevölkerung im Brauche; sie nehmen hier eine Reihe protestantisch gefärbter Sprüche in sich auf. — Der folgende Schutzbrief ist von Frauenhand auf ein Quartblatt geschrieben, das dreifach längs und vierfach quer gefaltet und stark getragen war; er wird in einer Breslauer Familie verwahrt.

Im Namen des Vaters und des † Sohnes und des † hl. Geistes. Amen. So wie Christus im Ölgarten stille stand, so soll auch alles Geschütze stille stehn. Wer dieses geschrieben bei sich trägt, dem wird es nicht schaden, es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütze und daßelbe wird Gott bekräftigen, daß er sich nicht fürchte vor Diebe und Mörder, es wird ihm nicht schaden Geschütze, Degen und Pistole, alle Geschütze müssen stille stehen, alle sichtbaren und unsichtbaren Gefahren durch den Befehl des h. Erzengel Michael im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † h. Geistes. Amen. Gott sei mit mir, über alle die Zeichen. Wer diesen Segen dem Feinde entgegen bei sich trägt, der wird vor Gefahren beschützt werden. Wer dieses nicht glauben will, der schreibe es ab und hänge es dem Hunde um den Hals und schieße nach ihm, so wird er erfahren, daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen werden noch durch des Feindes Waffen verletzt werden. So wahr als Christus gestorben, wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist; so wahr als er auf Erden gewandelt hat, kann ich nicht geschossen, gestoßen noch gehauen werden, noch durch einen Pfeil verletzt werden und Fleisch und Gedärme sollen mir unbeschädigt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † h. Geistes. Amen. Ich bitte im Namen unsers Herrn und Heilands Jesu Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen thut, sie sei von Gold, Eisen, Gold oder Silber, Gott im Himmel wird alles frei an mir vorüberführen im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † h. Geistes. Amen. Dieser Brief ist vom Erzengel Michael vom Himmel gesandt und ist in Holstein gefunden worden anno 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben mit dem Titel: Madivia. Er schwebte über dem Taufstein, wer ihn gefunden hat, dem ist

er zurückgewichen bis 1791. Jedermann mit dem Gedanken, ihn abzuschreiben und der Welt mitzutheilen. Dazu neigte sich der Brief. Ferner stand darauf geschrieben: Wer am Sontage arbeitet, ist von mir verdammt, er soll an diesen Tagen keine Arbeit thun und von seinem Reichthum geben. Ich gebiete 6 Tage in der Woche zu arbeiten, aber am 7ten Tage sollt ihr Gottes Wort hören und es bewahren. Thut ihr dies nicht, so werde ich euch bestrafen mit Pestilenz und Krieg. Ich gebiete, es sei jung oder alt, ein jeder soll für seine Sünden beten, daß sie ihm vergeben werden. Schwöret nicht boshaftig mit eurem Namen. Begehret nicht Gold und Silber und schwindet nicht für Menschen Blut, so geschwinde ich euch erschaffen habe, so geschwinde kann ich euch erschittern, und seid mit der Zunge kein falsches Zeugniß wider euren Nächsten, dann gebe ich euch Gesundheit und Friede. Wer diesen Brief nicht glaubt, der nicht darnach thut, der ist von mir verloren und wird keinen Segen haben. Ich sage, das Jesus diesen Brief geschrieben hat, und wer wieder diesen sprechen wird, der ist verlassen und wird keine Hülfe haben. Wer diesen Brief hat und ihn nicht offenbart, der ist verflucht vor der Christlichen Kirche und von meiner Andacht verlassen. Diesen Brief sollen wir Andern abschreiben lassen und wer so viel Sünden gethan hat wie Sand am Meere und Laub auf Bäumen und Sterne am Himmel, so sollen Sie ihm vergeben werden. Glaubet er gewiß, daß ich diesen ehre, und wer dieses nicht glaubt, der soll sterben und seine Kinder sollen sterben. Bekehret euch und ihr werdet vergehlich bestraft werden. Ich werde euch am Pfingsttage bestrafen, ihr dann Antwort geben sollt vor eure Sünden. Wer diesen Brief bei sich trägt, dem wird kein Donnerwetter schaden. Welche Frau diesen Brief bei sich trägt, die wird eine liebliche Frucht auf die Welt bringen. Dies sind meine Gebothe, die ich euch durch meinen Erzengel Michael gesandt habe im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † h. Geistes. Amen. Potsdam den 4ten Mai 1869.

Zauberbücher. Im Sande Ägyptens sind zahlreiche Papyrustexte gefunden worden, die aus dem 2. bis 4. nachchristlichen Jahrhunderte stammen und in volkstümlichem, mit koptischen Wörtern versetztem Griechisch Zauberformeln und Hymnen zur Beschwörung von Göttern enthalten. Durch Opfer und Anrufung des geheimen Namens eines Gottes glaubt man diesen zur Hilfe bei Liebeszauber, Befreiung Gefangener, Diebstahl, Mord zwingen zu können; ein Amulett schützt dabei vor unvorhergesehenen Gefahren. Nicht selten werden Tote, die keine Ruhe haben, wie unmündig gestorbene Kinder oder Selbstmörder, zur Vermittlung gewählt, indem der Zaubertext in ihr Grab geworfen wird. Die Texte beruhen auf halb

gelehrter Überlieferung, die Anschauungen der griechischen Mysterienkulte mit jüdischen, babylonischen, ägyptischen, aber auch mit christlich-gnostischen Vorstellungen vermischt; orientalischer Sonnenkultus tritt später hinzu. Die Formeln offenbaren großartige Phantasie und hochgespannte Religiosität; freilich ist der Gegensatz zu den profanen Zwecken, denen sie dienen, sehr groß. Den astrologischen Vorstellungen dieser Zaubertexte unterwirft sich schließlich auch die gebildete Welt; Judentum und Araber verpflanzen diese Magie, Astrologie und Alchimie ins Mittelalter. Bei Agrippa von Nettersheim, im Höllenzwange Fausts leben die gleichen Vorstellungen weiter. In den Zauberbüchern der Gegenwart, im 6. und 7. Buche Mosis, im Schlüssel Salomons und ähnlichen noch heute in Zeitungen angepriesenen Büchern finden wir die Ausläufer dieser antiken Überlieferungen; auch Spiritismus und Theosophie haben ihr Erbe übernommen. In der schlesischen Überlieferung müssen wir diese aus gelehrter Überlieferung stammenden Formeln und die daraus zusammengesetzten Zauberbücher von denen scheiden, die nur oder überwiegend Sammlungen volkstümlicher Zaubersprüche enthalten. Die erste Gruppe von Schriften mag gemeint sein, wenn die Beichtbücher des Mittelalters fragen: 'Hostu icht umegangen mit der swarczin schrift adir hostu dy schrift icht? Dy saltu czumole vorwerfin, wen du dinst dem tewfel do methe' (Hs. IV. Q. 38, Ende d. 14. Jh.). Aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt ein geschriebenes Zauberbuch aus Freystadt, auf Saganer Papier, das im wesentlichen alte volkstümliche Formeln umfaßt. 1. Ein Dieb Seegen auf 4 Wochen haltend. Ich Beschwoere Dich mein ganzes gut und alles was dazu gehoert, mit den Heiligen Johanniß- und mit den Nahmen Jesu, So wenn ein Boeser Mensch etwas thut greifen an, daß er muß bleiben Stehen. — Loßlaßung. Nim die Erde von des Diebes linken Fuß, und wirf es ueber den Kopf, kreuz weisig, und Stoße es mit der Oster Krike. Daß ist Wahr. 2. Einen Stall oder ein Hauß zu Reinigen. 3. Wen man in den Creis gehet. 4. Wenn dir einer was stiehlt, daß er dir es muß bringen. 5. Wuenschel Ruthe. 6. Wenn du wissen wilst wo Geld verborgen. 7. So einer dir was nimmt. 8. (Diebsstellung). 9. Dieb

Segen. Unsere Liebe Frau gieng in Garten Spazieren mit Ihrem Kindlein, da kamen drei Diebe die woltens Ihr Stehlen, Sie sprach Petrus Bind, Petrus sprach ich habe schon gebunden, mit Eisernen Banden, mit Gottes Macht Gottes Kraft, Ihr Diebe und Diebin so Ihr zehlen koennt alle diese Sterne die in Himmel stehen, alle Schnee Flocken alle Regen Tropfen, alles Laub und Gras an Zäumen und wilden Bäumen, alle neu gebohrne Kindlein, Sie sein Beschnitten oder getauft seid Christi Geburd, Ihr Diebe und Diebin so Ihr es zehlen koennt so koennt ihr hin mit Euren Diebstahl wo Ihr wollt, koennt Ihr aber nicht, so sollt Ihr stehen wie ein Stock und wie ein Flock, und gegen den Himmel Gucken wie ein Bock, und keinen Tritt mehr fuer sich noch hinter, bis daß ich komme und Euch mit meinen Leibligen Augen sehe, und Euch mit meiner Leibliger Zunge den Loosspruch gebe. 10. Fuer den Tollen Hund Biß. 11. Wenn ein Kalb angebunden wird, daß es kein Zauberer nicht Toedten kann. 12. Daß dir der Dieb vorkommt. 13. Daß ein Dieb muß wieder bringen waß er gestohlen hat. 14. Fuer einen Dieb. 15. Ist ein Vieh Behext. 16. Ein anderes. 17. Wenn du wilst Reich werden. 18. Der Weise Dieb Segen. 19. Daß ein Schloß aufgehet. 20. Wenn du wilst Tauben in einen Schlag, daß sie sollen bleiben. 21. Zum Kegel Schieben. Nimm einen Splitter, von einem Galgen, und den zu Pulfer gebrand, trage es in den rechten Schubsack bei dir, und wenn du spielen wilst so lege die Karten darauf. 22. Wenn du was verdorren wilst. 23. Glueck zu haben in Kartenspiel. 24. Fuer den Brand. Am Schlusse stehen die 42 Unglückstage des Jahres. — Ein großer Teil der im schlesischen Volke umlaufenden 'Segen' findet sich wieder im '6. und 7. Buche Mosis', in der Fassung, wie es bei Christ. Dienegott Leuthold in Flinsberg im Riesengebirge gedruckt ist; das aus fünf Teilen zusammengesetzte Buch hat im ersten Teile 90 Zaubersegen und Wundermittel, im zweiten einen aus praktischen Ratschlägen bestehenden 'Goldenen Hausschatz', im dritten ein Kräuterbuch, im vierten den 'neuen Hausdoktor' und am Schluß Planetenzettel. Als Verleger ist Paul Kühn in Hainichen in Sachsen angeführt. Ähnliche gedruckte Bücher sind unter dem Namen des Albertus Magnus

als Salomonis wunderbares Buch der wahren schwarzen Kunst, 8. u. 9., 10. u. 11. Buch Mosis, der wahre geistliche Schild, Das siebenmal versiegelte Buch, Der wahrhaftige feurige Drache, Geheime Kunst-Schule, Romanus-Büchlein, Der schwarze Rabe und unter anderen vielversprechenden Titeln noch im Umlauf.

Zaubermünzen. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts gehörte weder das Bild des Münzherrn noch die Wertangabe und Heimatsbezeichnung zum notwendigen Bestande des Münzgepräges. Auf zahlreichen Stücken gibt es dagegen eine Reihe geheimnisvoller Zeichen und einzelner scheinbar sinnloser Buchstaben. Ein Teil klingt an kirchliche Segen und Beschwörungsformeln an. Andere gehen auf die altchristliche Literatur zurück, Monogramme für Christus, das Alpha und Omega, wieder andere hängen mit vorchristlicher Mystik zusammen, die eine ausgearbeitete Lehre von den Beziehungen zwischen Buchstaben und Zahlensymbolen besaß. Doch erschöpfen sich darin die uns unverständlichen Buchstabenreihen der Münzen kaum, ein Teil werden reine Zauberzeichen sein. Dazu treten noch Beizeichen von magischem Gehalt, wie Kugel, Ring, Stern, Rose, Lilie, Palmette, Sonne, Mond, Spielereien mit den heiligen Zahlen von drei bis zwölf und die in der mittelalterlichen Kabbalistik beliebten Bannzeichen des Pentagramms und Hexagramms sowie der Feuerquirl (Hakenkreuz). Münzen, die in dieser Hinsicht von den gewöhnlichen Prägungen abweichen, werden noch heute gern als Anhänger gebraucht; sie gelten jetzt als Schmuck; daß es Glücksamulette waren, merkt man kaum noch; der 'Heckpfennig' in der Börse erinnert daran.

Zaubersagen. Die Schlesier beschäftigen sich gern in ihren Sagen mit Zauberern und Zauberbüchern. Im Jahre 1697 wird einem Josef Ignaz Schiller der Prozeß gemacht, weil er nach Anweisung eines schwarzen Buches Knaben zur Zauberei verführe (Kühnau Nr. 1367). In einer Lausitzer Sage stiehlt ein Krabat dem Meister, der Besitzer der Teufelsmühle ist, das Zauberbuch (Nr. 1547). Zauberbücher werden auf einen Sohn vererbt, der sich aber nicht recht auf die Siegel versteht, weshalb die Sache gewöhnlich ein schlechtes Ende nimmt (Nr. 1552). In Petersdorf i. R.

macht sich ein Lehrling über die Bücher und zaubert das Zimmer voll Dohlen; der Meister erst kann die Dohlen durch Rückwärtszaubern verbannen (Nr. 1553). Ähnlich ist es mit dem Famulus des Pastors Feige von Wüstewaltersdorf. Schon hat er im schwarzen Buche lesend zwölf Krähen herbeigezogen; bei der dreizehnten wäre es schlimm geworden. Da kommt der Pastor und zaubert zurück (Nr. 1556). Auch der Puschmüller bei Dürrkamitz, Kr. Neiße, rettet seinen Lehrjungen vor den herbeifliegenden Scharen von Teufelskrähen, indem er den Jungen das Kapitel zurücklesen heißt (Nr. 1564). Der Franzosentones zu Niklasdorf bei Freiwaldau läßt einen Mühlstein tanzen, indem er in einem alten Buche liest (Nr. 1578). In Böhmischdorf zitiert einer die böse Priesnitzin, indem er aus einem alten Buche liest (Nr. 1581). Der Landecker Scharfrichter Stein konnte sagen, wer das Vieh behexte; er hatte ein Büchel und 'betete' daraus, dann sah er die Hexe in einem Spiegel; die zwang er herbei, indem er in einem Töpfchen Nadeln kochte (Nr. 1585). Um 1810 konnte der alte Jägerpeter in Schlegel bei Neurode mit seinen Zauberbüchern die Diebe festbinden; als Jungen darin lesen und Teufelskrähen erscheinen, macht er eine Wallfahrt nach Albendorf und läßt die Bücher ins Wasser werfen (Nr. 1586). Von den herbeigezauberten Krähen sprechen Sagen aus Königswalde, Kr. Schweidnitz (Nr. 1624), Weißkirschdorf, Kr. Schweidnitz (Nr. 1625), Woitsdorf bei Freiwaldau (Nr. 1633), Ludwigsdorf bei Neurode (Nr. 1635); hier kehrt das Buch, ein 'Teufelszwang', das mit Ketten im Keller festgebunden ist, auf den Stubenbalkon zurück; es wird verbrannt. — Der Pastor Pech in Neukirch am Hochwalde hat ein schwarzes Buch mit schwarzen, blauen und roten Buchstaben; es ist im Bodenwinkel versteckt; Burschen lesen darin und zaubern allerlei Getier herbei; der Pastor zaubert zurück; bei seinem Tode befiehlt er, einige Bücher zu verbrennen, besonders das 6. und 7. Buch Mosis; bis das geschieht, erscheint sein Geist (Nr. 1545).

Schicksalskündung

Germanischer Losglaube. Der Drang, den Schleier zu lüften, der die Zukunft verhüllt, mußte den Menschen zu Beobachtungen

führen, die ihre Formen dem schließenden Denken entlehnten, aber reine Analogieschlüsse bleiben mußten, weil die noch unzulängliche Kenntnis der Ursachen und Wirkungen im Naturgeschehen ein streng folgerichtiges Denken nicht zuließ. So konnten etwa Tiere, deren schärfere Sinne einen Witterungswechsel wahrnahmen, noch ehe ihn der Mensch bemerkte, ganz allgemein in den Ruf kommen, zukunftskündende Kräfte zu besitzen. Ereignisse, die zufällig mehrere Male verknüpft auftraten, konnten in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden; vielleicht trat, wenn das Feuer knisterte, einige Male kurz darauf Besuch ins Haus; das knisternde Feuer oder ein ähnliches Geschehen wurde so die Anzeige des Besuches. Auf diesem Wege entwickelte sich eine lange, vielgestaltige Reihe von Angangsaberglauben. Daneben galten Träume ebenso wie manche Naturerscheinungen als Offenbarung des Willens der Gottheiten. Durch religiöse Handlungen, durch das Werfen des Loses, Beobachtung von Opfertieren und ähnliche Bräuche suchten auch unsere Vorfahren den Götterwillen zu erkunden und entsprechend solchen Offenbarungen das Handeln zu gestalten. Das weite Feld der Wahrsagung war so beschritten; hier geht die Zukunftsdeutung noch heute in immer neuen Formen ihren Weg.

Das Eindringen fremder Anschauungen. Was auf dem Boden der Wahrsagungskunst altes deutsches Überlieferungsgut ist, was erst in christlicher Zeit durch die neuen Kulturbeziehungen zu uns gekommen, wie die auf arabischen und mittelalterlichen Lehren beruhende Astrologie und Magie unseren Volksglauben beeinflußt hat, ist im einzelnen noch klarzustellen, ebenso der Anteil, den rein zufällige Modeformen der Gegenwart und neuere theosophische und spiritistische Strömungen daran haben. So liegt auch im schlesischen Volksglauben eine fast unübersehbare Überlieferungsmasse vor, die wie keine andere in hohem Grade bald als Spiel, bald als dunkel geglaubter, auch als fast religiös geübter Brauch das tägliche Leben begleitet. Von ernster Seite ist einmal gefragt worden, wie sich wohl die Weltgeschichte gestaltet hätte, wenn, wie etwa bei Wallenstein, große Entscheidungen ohne den Glauben an astrologische Beobachtungen getroffen worden wären. Man könnte mit gleichem

Rechte fragen, wie sich wohl die Gegenwart gestalten würde, wenn die Entscheidungen des täglichen Lebens bei zahllosen Menschen nicht unter dem Einflusse von Gefühlen und Gedankengängen zustande kämen, die sich auf den alten Hang zur Schicksalsbefragung gründen. Ein Überblick über die mannigfachen Formen der Zukunftskündung kann nur in den engsten Grenzen kurzer Andeutungen gegeben werden; die Trennung von altdeutschem Brauch und fremdem Gute muß im einzelnen unsicher bleiben.

Schlesischer Losbrauch. Die in Schlesien einwandernden Siedler des 13. Jahrhunderts brachten aus ihrer mitteldeutschen Heimat die reichgestaltete Überlieferung des Loszaubers mit, wie ihn schon die altdeutsche Zeit im Werfen der Runenstäbchen geübt hatte. Die aus Rauden überlieferte Schrift des Bruders Rudolf erzählt uns, daß wie im 13. Jahrhunderte besonders die Frauen die Zukunft zu erkunden versuchen, indem sie ihre Gürtel an den Zäunen aufhängen und dann beobachten, was zuerst geschieht; oder wie die Mägde den Namen des zukünftigen Gatten erforschen, indem sie im Feuer Steine, die sie mit Namen beschreiben, erhitzen und dann ins Wasser werfen, wobei der Stein, der knistert, den rechten Namen offenbart; wie sie Blei gießen und aus den so entstehenden Figuren die Zukunft deuten. So ist es noch heute; nur daß gewisse Tage als Lostage bevorzugt werden, Andreas, Luzia, der Heilige Abend und Silvester. Manche von unseren Losbräuchen gehören zur gemütlichen Feststimmung, wie das Bleigießen, Scheitewerfen, Pantoffelwerfen, das Werfen der Apfelschale, das Lichterschwimmen und besonders das Tellerheben mit Brot, Lumpen, Kamm und Kohle oder ähnlichen, meist an die Kultur der menschlichen Frühzeit gemahnenden Dingen. Dazu gehört am Andreasabende die Frage nach dem zukünftigen Gatten mit dem angebissenen Apfel unter dem Kopfkissen oder in anderen Formen, die den Zukünftigen zwingen, im Traume zu erscheinen; oder die gleiche Frage um Mitternacht an einem Kreuzwege oder am Zaune, meist in Versform, wobei die Fragende auf die Richtung achtet, aus der das erste Hundegebell ertönt; oder das Hühnerorakel, bei dem die Mädchen am Weihnachtsabende Körner unter die Hühner werfen; gackert der Hahn, so setzt's

einen Mann; oder das Einsetzen von Kirschzweigen an Andreas, deren Blüte am Weihnachtsabende anzeigt, daß die Haustochter heiraten wird. So fragt das schlesische Volk nach Leben und Sterben, nach Fruchtbarkeit und Witterung (Zwiebelorakel), besonders zwischen Weihnachten und Dreikönige in den zwölf heiligen Nächten. Oder die Mädchen erlauschen am Johannisabende unter Hersagen eines Spruches das Gewerbe des Zukünftigen aus dem Singen des Kochtopfes. Seit der Zeit Walthers von der Vogelweide kennen wir das Blumenorakel der Liebenden. Und wenn wir uns heute in Scherz oder Ernst die Karte legen lassen, so ist auch dieses eine der vielen Formen, die aus dem altgermanischen Losorakel entsprossen sind.

Gelehrte Wahrsagerei. Aus der Fremde, aus dem Kampfe der Kirchenlehrer gegen ähnliche Bräuche, besonders aus den Schriften des hl. Augustin, drangen mit der Übernahme dieser Stellen in das kirchliche Gesetzbuch, das Dekret Gratians, in Predigten und theologische Werke eine unübersehbare Menge von gleichen Vorstellungen in den Volksglauben der Deutschen und verschmolzen leicht mit dem hier schon vorhandenen Volksbrauche. Die Kirche verbot die bei den Römern und Galliern geübte Wahrsagung aus der Beobachtung der vier Elemente: die Geomantie, Hydromantie, Pyromantie und Aeromantie. Von diesen Künsten ist in Schlesien in älterer Zeit und in der Gegenwart nur wenig zu merken. Im 13. Jahrhunderte deutet Bruder Rudolf nur mit der knappen Wendung darauf hin: 'Die Frauen beobachten das Feuer', und in der Gegenwart herrscht der Glaube, daß es Zank gibt, wenn das Feuer knistert und knallt. Die Kirche verbot die Beschwörung der Toten, die Nekromantie, oder wie der entstellte Ausdruck lautete, Nigromantie, schwarze Kunst. So heißt es im 15. Jahrhunderte (Hs. I. F. 250) in einem Verbote: 'Und die do swarcze kunst treiben also nigromancia, dy man mit den totin vnd erem gebeyne, is sei mensche adir fie [treibet]'. Untersagt war jede Art von Divination aus dem Vogelfluge, das heißt alle Augurien. In schlesischen Handschriften des 15. Jahrhunderts wird gefragt, ob einer das Schicksal deute aus Gesang oder Flug (I. F. 250), ob er beobachte, wann Hahn oder Henne krähen, wann der Rabe krächzt (I. F. 200). Die Deutung

dieser Rufe als schicksalskündend ist wohl altdeutsch, ebenso wie sie romanisch ist. Wo die Beeinflussung deutschen Glaubens durch die klassische Überlieferung im Einzelfalle anzunehmen ist, kann nicht entschieden werden. – Sündhaft ist auch alle Sternenschau oder Astrologie. Schon Plinius (Hist. nat. II 6) sagt: 'Die Sterne, die wir Fixsterne nennen, sind nicht, wie der Pöbel glaubt, einem jeden unter uns Menschen auf die Art zugeordnet, daß die helleren nur den Reichen, die kleineren nur den Armen und die dunkleren nur den Alten und Elenden leuchten, und also einem jeden nach Beschaffenheit seines Schicksals auch gewisse Sterne schienen; denn die Sterne entstehen nicht mit dem Menschen, dem sie zugehören sollen, sein Tod wird auch nicht durch ihr Herabfallen angedeutet.' Der handschriftlich auch in Schlesien vorhandene Benedikt von Massilia (I. F. 240) kämpft gegen den Glauben an die Wirksamkeit der Konstellation der Geburtsstunde; dann fährt er fort: 'Diesen Irrtum hat die Behauptung der Weiber veranlaßt, die behaupten, sie hätten das Gespräch von Göttinnen über die Schicksale der Neugeborenen gehört; und die daher sagen, diese Kinder seien vom Schicksale zum Guten oder Bösen bestimmt. Der Name 'fata' oder 'fatum' oder 'fatacio' ist ein fluchwürdiger Name bei Juden und Christen, die noch an Überresten aus der Abgötterei festhalten, wie das bei leichtgläubigen alten Weibern vorkommt, die auch aus Gewinnsucht solche Lügen törichten Leuten erzählen, um von ihnen etwas zu bekommen. Feen 'fatae' aber, wenn sie überhaupt existieren sollten, sind böse Geister, die jene verführen dürfen, die an solchen Dingen festhalten.' Der volkstümliche deutsche Feenglaube hat wohl durch die Einwirkung derartiger französischer Überlieferungen nur oberflächliche Umgestaltung erfahren. Dagegen liegt die volle sachliche Abhängigkeit des deutschen Sternenglaubens von der gelehrt-theologischen und antiken Überlieferung auf der Hand. – Gelehrten Ursprungs sind auch besondere Formen der Orakel, wie das Buchorakel, das Aufschlagen des Psalters, das Ziehen des Apostelloses. 'Manche beobachten, was für eine Stelle sie beim Öffnen des Buches treffen' (Hs. I. F. 627); Johann Herolt (Hs. I. Q. 274) verbietet, aus dem Psalm und den Evangelien das Schicksal zu lesen. Das 'Judicium

in psalterio' ist seit dem 12. Jahrhunderte nachweisbar. Die auf kirchlichen Grundvorstellungen sich vollziehende Ausgestaltung dieser Handlungen führt zu stark unterschiedenen landschaftlichen Sonderformen, ohne daß hierbei echte alte, bodenständige Überlieferungen mitwirken. – Starke Spuren hat besonders in der Volkssage das Kristallsehen hinterlassen; es ist auf gelehrtem Wege ins deutsche Volk gekommen. Die schlesischen Handschriften sprechen oft von dem 'experimentum speculi vel ensis vel unguis, cristalli'; in der Breslauer Agende vom Jahre 1499 steht von einer Hand des Jahres 1527 nachgetragen eine Spiegelweiheformel für den Aschermittwoch (Franz, Benediktionen I 468). Die Formel stammt möglicherweise aus der Krakauer Diözese. Geweihte Spiegel zur Entdeckung von Dieben zu befragen, war kirchlich verboten; zur Heilung von Augenkrankheiten durften sie verwendet werden. Das Kristallsehen besteht darin, daß man stetig und fest in einen Spiegel, einen Kristall, ein Glas Wasser oder überhaupt auf eine glänzende reflektierende Fläche blickt, bis subjektive Bilder daselbst erscheinen: Landschaften, Gesichter, Buchstaben, auch dramatische Szenen. Gelingt es nicht, das Spiel der Assoziationen, deren Schöpfung die Visionen sind, zu entdecken, so nehmen die Visionen das Gepräge des Wunderbaren an (vgl. J. Beßmer, Stimmen aus Maria-Lach 74, 165). – Auch die Becherweissagung, Lekanomantie, ist gelehrte Überlieferung; sie ist bei uns nie recht heimisch geworden; dagegen ist das Bleigießen, das mit ihr verwandt ist, stark verbreitet; die Grimmsche Mythologie (S. 937) leitet es aus griechischer Überlieferung her. – Endlich ist auch das Handlesen, die Chiromantie, eine nicht bodenständige Form der Wahrsagerei; die Germanen kannten diese Form, aus den Linien der Hand zu forschen, ob man schnell sterben wird oder Glück haben wird, nicht. Die schlesischen Predigten des Mittelalters sprechen davon und verwerfen sie.

Angang. Schwerer noch als gegen solche immerhin in engen, gelehrten Kreisen übliche Art der Wahrsagung war natürlich der Kampf gegen die beiden einfältigen Arten der Zukunftskündung in dem sogenannten Angange und im Traume. Vieles davon ist offenkundig römisch-antiker Herkunft. Wenn wir einander ein frohes

neues Jahr wünschen, und wenn in Frankreich am Neujahrstage kleine Geschenke ausgetauscht werden, dann denken bei diesen 'étrennes' genannten Geschenken nur noch wenige Menschen daran, daß es sich um eine seit Augustin von der Kirche immer wieder bekämpfte Übung handelt, die von den 'strennae' und den Gastmählern der alten Gallier herrührt, mit denen dem neuen Jahre ein glücklicher Angang und somit auch ein glücklicher Verlauf gesichert werden sollte. Und wer heute auf dem Markte beobachtet, wie noch jetzt Marktfrauen sorgfältig darauf achten, von wem sie am Morgen ihr erstes Handgeld erhalten, der sieht in dem kleinen Geschenke, der 'mancia', das die Kinder in Italien vom Fremden erbetteln, wie im Patengröschel und in den kleinen Freundschaftsgaben mehr als ein Bettelgeschenk; er erkennt darin den Angang, die Handgift, Handgabe, die glückbringende Kraft haben soll. Auch hier mischt sich nachweislich römisch-gallische und altgermanische Überlieferung in einer Art, die jede Einteilung und Abgrenzung unmöglich macht. Als günstiger Angang galt den deutschen Schlesiern die Begegnung mit Wolf, Bussard, Schlange; unglückskündend war die Begegnung mit einem Mönche, einem alten Weibe, mit Hund, Fuchs, Käuzchen und Raben; krähende Henne und Kuckucksruf kündeten Böses. Doch zeigt sich überall auch ein starkes Schwanken in der Deutung. Die Begegnung mit dem Schweine, die einst auch als unglückbringend galt, ist seit langem ein Glücksangang geworden. So steht es auch mit Gliederzucken, Ohrensausen und Niesen.

Tagwählerei. Fester ist die Überlieferung in der Tagwählerei. Der Freitag gilt heute überall als Unglückstag. Doch finden sich Andeutungen, daß er auch als glückbringend betrachtet worden ist. 'Hast du geglaubt, daß es besser sei, am Freitage zu säen als am Donnerstage?' fragt eine Handschrift des 15. Jahrhunderts (I. S. 250). Es gibt im Volksglauben heute auch noch andere Tage, die als Unglücksbringer gelten; einst gab es ein ganzes System solcher Tage; dazu gehörten die 'Ägyptischen Tage', an denen nach der Legende die Plagen über die Ägypter gekommen sein sollten. Was von Tagwählerei in der deutschen Überlieferung berichtet wird, geht fast durchweg zurück auf Wendungen, in denen das Dekret

Gratians diesen Glauben verurteilt. Als einer der unglücklichsten Tage gilt der Tag der Unschuldigen Kinder. Vielleicht liegt deutsche echte Überlieferung vor in dem Glauben an den Dienstag als Unglückstag (Hf. I. F. 627), an dem der Beginn eines Werkes oder der Ausreise unterlassen werden soll; in der 'Deutschen Mythologie' (S. 954) gilt der Dienstag gerade als Glückstag für diese Unternehmungen. Der Freitag ist unter christlichen Vorstellungen zum Unglückstage geworden. Wie sich am Ausgange des Mittelalters in Schlesien die Unglückstage auf das Jahr verteilen, zeigt die folgende aus dem Jahre 1466 stammende Stelle einer Handschrift (I. Q. 114):

'Man zal wyssen, das yn eynem iczlichen jore synt XXXII tage, dy heysen dy vorworfene tage adder vortorben tage, also dy meyster von Paris gescriben haben, och von den sternen seer in den planeten geseen ist. Vnd dy meyster sprechen alzo: Wer sich yn den zelbigen tagen vorwandelt, des selbigen jores mag her dem tode nicht entgeen; vnde ap eyne frawe eyn kynt gebure an dem zelbigen tage, das lebet nicht lange; vnd ap eyn man yn dem selbigen tage eyn hawsfrawe nymt, dy gewynnen nymmer keynen gutten tag. Ap eyner wil czyen von eyner stat czu der andern czu bleyben, dem geet is nymmer wol; och zal keyner an zelbigen tage keyn czymmer bowen adder hebin, wen is keynen gutten vorgang hot, vnd ap eyn man teydingen welde, der zal is vorbas schubin, wen is keyn gut ende hot, vnd zal weder nawe cleyder sneyden losen vnd zal och keyn ding anheben, das her willen hot czu volbrengen mit eynem gutten ende. Der erst mon Januarius hot VI tage; der erste ist an Jorstage, der ander ist an dem neesten tage. Dornoch der dritte am obirsten obinde. Der IIII. noch dem obirsten am neesten; der V. ist an zunte Erhardustage, der VI. am achten tage dornoch. Der ander mon hot III tage. Der erste am dritten tage noch zunte Valentius tage. Der ander am neesten tage dornoch, der dritte am firden tage von sunte Petirstage. Der dritte mon hot IIII tage; der erste am IIII. tage noch Gregorii, der ander der neeste dornoch, der III. am sunte Girdruden tage, der firde der neeste dornoch. Aprilis hot III tage. Der erste am neesten tage noch Ambrosii. Der ander am nesten dornoch, der III. der neeste noch Tiburtus. May der hot III tage. Der erste noch zunte Johannes tage vor [der] phorten, der ander an zunte Sophien tage, der III. am dritten tage dornoch. Junius der hot I tag, der ist am neesten tage noch sunte Bonifacientage. Julius hot II tage, der I. an divisio apostolorum, der ander an zunte Allexiustage. Augustus hot III tage, der erste am IIII. tage noch vnsser liben frawen worczweyunge. Der ander am ander dornoch. September

hot II tage. Der erste am IIII. tage noch des heyligen crewces tage exaltacionis. Der ander am neesten tage noch Lamperti. October hot eynen tag, der ist an zunte Gallen tage. November hot II tage; der erste ist der V. noch zunte Mertins tage. Der ander ist der achte dornoch. December hot III tage. Der erste ist an zunte Niclos tage. Der ander am neesten dornoch; der III. am dritten noch sunte Lucien. An dissen vorgescreben tagen sal sich eyn itczlich mensche hutten, das ich czu losen etc.'

Kirchliche Verbote. Aus der Zahl der kirchlichen Verbote und Beichtfragen, die sich auf Zauberglauben, Zukunftskündung und Aberglauben beziehen, möge ein einziger Text hier folgen, der in einer Handschrift (IV. Q. 38) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts genommen ist und für Schlesien bezeichnende Erweiterungen in einer anderen um 1480 von Nikolaus von Zobten geschriebenen Handschrift (IV. Q. 229) erfährt. Es handelt sich um ein Beichtbüchlein mit dem Anfange 'Du salt vach gerne beichten'. Die in Klammern gesetzten Stellen sind die Zusätze des Zobtener Schreibers.

'Hostu icht glewbit an manchirhande creature? Hostu icht geczaubirt adir losin czawbern adir hostu rot ader volbort dorczu gegebin adir hostu ymant gelernet adir geweist sulche ding? Hostu dich lossin messin mit eynem roen fadem? [Hastu icht lossen spene werffen adir gelugke? Hastu hauffen gemacht yn der cristnacht? Hastu glewbit an fogil gesang?] Hastu icht gelewbit an dy trewme adir an [holdin adir] wechtelchin adir an dy maren adir an dy alben adir an dy weysin frawen ader an keynerhande truknisse? Hostu icht gelobit, das eyn mensch besser begerunge [gefelle] hatte wen das andern? das eyn pfaffe adir eyn mönch [adir eyn Jude] boze begerunge [gefelle] habe vnde eyn wolf [kacze] gutte adir eyn hase böze ader des gleich? Hostu icht gesprochin, wen dir icht bozes czu quam: dys ist mir beschert von gote, wen ich kunde is nicht obirgehen? Hostu icht gelewbit, das eyn mensch mocht geborn werdin, das ym nymmer guth gesche? Hostu icht gelewbit an slange adir an dunre adir an bowme adir an steyne vnde an fewir vnde an den trachin, der des nachtis flewt? Hostu keynen glawbin gehat, wen dir deyn har czusammen gewachssin was? Hostu keynen vngelawbin gehat, das dir deyne kinder vorwechselt sint vnde deyne frawe vorleytet? Hostu keynen vngelawbin gehat zcu swertbrifen? Hostu das swert [die swerte] icht gesprochin adir besworn [das sy nicht sneyden sullen]? Hostu icht ding besprochin adir besworn, das du vorlorn host? keyn creut gesprochin? Hostu keyn heys eyssen besprochin adir das wasser? Hostu ymandin dorczu gewonnen, kuongen

[bequungen!], das her eyn heys eyssen tragin muste [adir muste in das wasser greyffen]? Hostu keynen vngelawbin gehat, wen dy hunde hewltin [adir die hennen crehen] vnde dy alastern [rabin] schregin? Hostu in schiffes bort keynen vngelawbin gehat, also das du den wint host gekawft von der czewberynne? Hostu icht vmegangen mit der swarczin schrift adir host du dy schrift icht? dy saltu czumole vorwerfin, wen du dinst dem tewfel domethe [vnnd salt alleyne glewbin an got].'

IX

Alltag, Jahr und Lebenslauf im Brauche

Alltag

Haltung. Volkskunde ist nicht vornehmlich eine Wissenschaft von veralteten, der Vergessenheit entgegengehenden Volksüberlieferungen, deren Trümmer zusammengesetzt und zu Museumsgut erhoben werden sollen. Volkskunde ist zunächst Deutung der lebendigen Äußerungen des Volkes von heute. Daher gehört in den Kreis ihrer Beobachtungen neben dem Ausdruck des Volksgeistes bei besonderen Anlässen oder an Festtagen die Haltung des Alltags, das Besondere, was Landschaft und Stamm heraushebt aus den alltäglichen Lebensformen des gesamten deutschen Volkes und das deutsche Volk wiederum abhebt von den allgemeinen Formen der europäischen Kultur. Auch das in den Grundzügen weiten Gebieten Deutschlands Gemeinsame wird im einzelnen in Schlesien oder doch in manchen Kreisen des schlesischen Volkes noch vieles Eigenartige aufweisen, wodurch das Gepräge des schlesischen Volkstums schärfer bestimmt wird als durch Einzelzüge, die nur bei selteneren Gelegenheiten sichtbar werden. Wir lassen hier alles beiseite, was tägliches Berufsleben, Nahrung, Kleidung, Spiel, Sang, religiöses Leben an volkskundlich bemerkenswerten Sonderzügen aufweist. Wir begleiten den Bauern und den Bürger durch ihre täglichen Gewohnheiten und sammeln das, was ihnen sozusagen zur zweiten Natur geworden ist, ihre durch Landschaft, Stammesart, Zeit und Fremdwirkungen bestimmte 'Haltung'.

Religiöse Haltung. Die Haltung zeigt sich am klarsten im Religiösen. Nicht bloß in Oberschlesien herrscht noch heute in kleineren Städten bei der katholischen Bevölkerung die als ganz selbstverständlich geübte Sitte, daß die im Berufsleben stehenden Männer die Frühmesse der Pfarrkirche besuchen, ehe die Tagesarbeit beginnt. Bei der Hausfrau, der es die Zeit erlaubt, ist es schon längst Pflicht. Das Sommersonntagslied hebt es als eine notwendige Tugend bei ihr hervor: 'Des Morgens, wenn sie früh aufsteht, sie

in die liebe Kirche geht.' Beim Beten faltet der Laie die Hände; er steht so wehrlos vor Gott, wie der Untertan einst vor seinem Lehnsherrn. Er betet mit bloßem Haupte; der Helm, das Zeichen der Wehrhaftigkeit, durfte nicht vor dem Lehnsherrn getragen werden. So grüßen die Männer durch Abnehmen des Hutes, indem sie sich symbolisch dem Gegrüßten als untertan bekunden, während die Frauen ihren Kopfputz beim Gruß und in der Kirche tragen dürfen, wie vor Jahrhunderten ihr Schapel, ihr Gebende oder ihren Schleier. Der Beter kniet nieder; er sollte sich eigentlich bis zur Erde neigen, wie wir es noch bei den polnischen Schlesierinnen in der Kirche beobachten; das war die übliche 'venie' der mittelalterlichen Orden, und wenn Gebete und Lieder noch heute Formeln enthalten wie 'Wir liegen vor dir, o Herr, im Staube', so entspricht das Tun seit langem nicht mehr dem Worte. Dem altdeutschen Händefalten entspricht die griechisch-römische priesterliche Gebetsgeste des Emporhebens der Hände; das Kreuzen der Arme über der Brust, eine Haltung, die auch Wehrlosigkeit ausdrückt, kennt der Schlesier nicht. In der Familie beten heute die Kinder vor; auf dem Lande tut es die Großmagd; einst war es der Hausvater, der das gemeinsame Gebet begann.

Tischsitte. Beim Essen wünscht man sich 'gesegnete Mahlzeit' am Beginn, auch am Ende. Am Gesindetische beginnt der Älteste mit dem Essen, und der Jüngste hört zuerst auf. Noch vor einigen Jahrzehnten wurde gleich der Suppe auch der Kaffee aus der 'Schale' gelöffelt; das Eintunken des früher eingebrockten Brotes erinnert noch daran. Außer den Löffeln fehlte auf dem Gesindetische meist das Besteck. Ein Messer trug jeder zur allseitigen Verwendung bei sich; die 'Kniefe', der 'Kließlahengst', der 'Hetschastecher' (Krötenstecher) ist noch jetzt sehnsüchtiger Wunsch und Stolz jedes schlesischen Jungen. Die feine Tasse wird im Tagesgebrauche durch das bauchige, gehenkelte 'Tippla' ersetzt. Wo gemeinsam gesuppt wird, sind die Teller mehr ein Schmuck im Topfbrette, dem 'Toopolmer'. Wie gemeinsames Gebet das Essen beginnt und schließt, wird auch auf das neu anzuschneidende Brot mit dem Messer ein dreifaches Kreuz gezeichnet. Das Tischtuch ist ein Luxus; die

Kartoffeln werden auf die Tischplatte geschüttet; die Butter oder andere 'Schmiere' nimmt man sich auf ein Brotstück; die Bissen werden mit dem Messer gespießt und ins gemeinsame Salznäpfchen getunkt. Man versteht aber auch, 'feiner' zu essen.

Höflichkeit. Der Schlesier, besonders auf dem Lande und in den einstigen Mediatstädtchen, ist gekennzeichnet durch die ihm in jahrhundertelanger Erbuntertänigkeit angewöhnte Unterwürfigkeit in Rede und Haltung gegenüber der einst sozial übergeordneten privilegierten Schicht. Dieser Zug hat auch abgefärbt auf die bürgerliche 'Höflichkeit', die in dieser Hinsicht nicht mehr ihre Wurzeln allein in der Nachahmung ritterlichen Hoflebens hat und den Städter vom Dörfer, dem 'Tölpel', unterscheiden sollte. Bürgerliche Umgangssitten, auch der 'besseren' schlesischen Gesellschaft, zeigen dem volkskundlich geschulten Auge durch ihren Gegensatz zu den Umgangsformen des deutschen Westens etwa, daß Schlesien immer noch das gelobte Land der Grundherrlichkeit ist, und daß die einstige Zins- und Robotpflicht der erbuntertanen Bauern tatsächlich in ihren Wirkungen auf die Haltung, besonders in Oberschlesien, noch lange nicht überwunden ist.

Anrede und Gruß. Die alte Anrede 'Ihr' ist heute nur noch im Verkehr des Gesindes kleiner Wirtschaften mit dem Besitzer, des Lehrlings mit dem Meister und der Kinder den Eltern gegenüber auf dem Lande üblich. Unter Gleichgestellten herrscht auf dem Lande durchweg das 'Du' in der Anrede, in der Stadt nur unter Handwerkern und Arbeitern. 'Sie' ist sonst überall den Fremden gegenüber Sitte, auch in selteneren Fällen bei Kindern den Eltern gegenüber. Die Arbeiterfrau spricht von ihrem 'Manne', nennt ihn anderen gegenüber auch mit seinem Familiennamen oder einfach 'Har', 'Er'. Der Schlesier, der auf Bildung hält, kennt nur noch 'Damen', keine 'Frauen'; das Wort 'Weib' ist ganz familiär und nur noch sonst in Gebeten oder als verächtliche Bezeichnung zu treffen. Wie das 'Weib' unter höfischem Einfluß zur 'Frau' und unter französischem Einfluß zur 'Dame', so ist die 'Magd' und das 'Mädla' zur Jungfrau und die 'Jungfer' zum 'Fräulein' geadelt worden. Die Frau des Dominialbesitzers ist fürs ganze Dorf 'unse gnädige Frau',

ihre Tochter 'inser Freilein' und er selber der 'gnädige Herr'. Ganz natürlich hat daher Rang- und Titelsucht auch die städtische Bevölkerung ergriffen, als ihr der Weg zu den bewunderten Höhen des Berufsbeamtentums im absoluten Staate frei wurde. Da 'beehrte' man sich, anstatt sich mit dem Familiennamen anzureden, gegenseitig mit den neu errungenen 'Tituli' bis in die Kreise der Subalternbeamtensgattinnen hinein. 'Herr' ist heute jeder, 'Meister' gilt nur noch in engen Handwerkskreisen für ehrenvoll; 'Schulmeister' ist fast eine Beleidigung. 'Gehorsamer Diener', 'ergebenster Diener' ist in Nachäffung französischer Vorbilder des 18. Jahrhunderts eingebürgert worden im Gruß wie in der Briefformel; natürlich wirkt hier letzten Endes der spätmittelalterliche Kanzleistil nach, dessen 'illustrissimus' zum 'allerdurchlauchtigsten' werden mußte; die Briefsteller bis herab zum Liebesbriefsteller, den der im Formelwesen Unkundige im Papiergeschäft erwirbt, haben diese Abstufungen der Anrede aus dem mittelalterlichen Lehnsstaate bis in die entlegensten Dörfer hineingetragen. Seit dem 18. Jahrhunderte hat auch das 'Adieu' den alten, nur noch im Gebirgsdorfe zu findenden Abschiedsgruß 'Ei Gotts Noma' und das mittelalterlich schlichte 'vale', 'Leb wohl', verdrängt. 'Guten Tag', 'guten Morgen', 'guten Abend', wohl auch 'gute Nacht' sind Grüße, die der Niedrigerstehende noch dem Höheren anbieten darf, wenn er die gehörige Unterordnung in der Satzmelodie auszudrücken versteht. 'Guten Mittag', 'Mahlzeit' ist selten. 'Speissam', 'Wohl gespeist zu haben' sagen nur noch alte Leute vertraulich. 'Gelobt sei Jesus Christ' ist der von der Schule und dem Pfarrer bei Kindern gepflegte Gruß katholischer Gemeinden. Der Gruß stirbt langsam ab ebenso wie die Antwort 'In Ewigkeit, Amen'. So ist auch beim Danken meistens an die Stelle von 'Gott bezahl's', 'Zahl's Gott' das feinere 'Danke schön' getreten. Für die Formel 'Der Vater läßt schön grüßen', die mittelalterlich höfischer Sitte entstammt, wie das Neigen des Hauptes als Gruß und Dank der schönen Frau, beginnt das gebildetere, inhaltslose 'Papa und Mama lassen sich empfehlen' durchzudringen.

Vertragssitte. In alter Form und Bedeutung wird der Handschlag geübt. Wie der Lehnsmann seine Hände in die seines Herrn

legte, so reicht der Mann dem andern die Hand, dem er sich in Gesinnung und Stellung als verpflichtet erklären will, in übertreibender Höflichkeit und scheinbarer Ergebenheit allerdings der Höherstehende dem Niedrigeren. Früher wurde in Schlesien jeder Vertragsabschluß durch Handschlag bekräftigt, wobei das Wort 'Topp' gesprochen wurde, oder man berührte mit den Fingerspitzen die des Partners, so wie man sich heute beim Schnapstrinken anblickt und das Wort 'Zum Wohl' mit der Berührung der Fingerspitzen begleitet. Dieses Anstoßen der Fingerspitzen hieß 'stupfen, stipfen oder tipfen'. Im 17. Jahrhunderte gießen die Bauern in Schlesien Bier auf den Tisch, tipfen ein und berühren ihre Fingerspitzen, und die Striegauer Steinarbeiter sollen so heute noch ihre Verträge abmachen. – Trinkgeld ist heute noch gedacht als Lohn für gute Botschaft und entspricht so dem ritterlichen Brauche des Botenbrots, dem Geschenke, auf das der Bote neben einem Trunke Anspruch hatte. – Eine Vertragssitte, die noch im 18. Jahrhunderte bei Verkäufen von Grundstücken üblich war, ist das Offenstehenlassen der Haustür, damit der neue Besitzer eintreten konnte; heute erinnert daran nur noch der Rechtsausdruck: 'Auflassung eines Grundstücks'.

Beteuerung und Fluch. Zum täglichen Brauche gehören alle Äußerungen der Erregung, der Freude, der Furcht, des Ärgers, soweit sie formelhaft sind, besonders der umfassende Formelschatz des Fluches. Stärker als jeder andere übertriebene Gefühlsausbruch wird das Fluchen vom Schlesier als unfein empfunden, und doch ist die Gewöhnung daran recht groß, wenn die Sache auch selten böse gemeint ist. Die Fluchworte sind in ihrer Kulturgeschichte höchst beachtenswert: sie sind zum Teil Anrufungen Gottes und der Heiligen, die einst als Stoßgebete in ernster Lebenslage gebraucht wurden, aber durch unpassende und häufige Verwendung entwertet worden sind und die sich heute oft unter seltsamsten Entstellungen verbergen. Teilweise sind es Verwünschungen, also eigentliche Verfluchungen; teilweise sind es Anrufungen des Teufels, in denen sich Anrufungen alter Gottheiten verbergen mögen. So scheint 'Potz Blitz' (Gottes Blitz) zunächst eine mißbrauchte christliche Wendung zu sein; das inhaltsgleiche 'Donnerwetter' sagt gar nichts aus über

seinen Ursprung, das entsprechende polnisch-oberschlesische 'Pierunie' aber führt ganz klar auf den Namen des altslawischen Gewittergottes 'Perun' zurück, der zum Teufel geworden ist. Natürlich denken die Oberschlesier heute gar nicht mehr daran, daß sie mit ihrem Fluchworte den Teufel anrufen.

Besuchssitte. Wie der Bauer am Sonntag nachmittag um seine Felder geht, so ist auch der sonntägliche Spaziergang um das Weichbild der Stadt ein fester Zug des bürgerlichen Familienlebens. Zu den Spaziergängen gehören die gegenseitigen Besuche mit ihrem typischen Verlaufe der Äußerung ältester Gastfreundschaft: Begrüßung, Fragen nach dem Ergehen, Anbieten des Sitzes, (symbolische) Bewirtung, Bericht und Beratung, Abschiedswünsche, Grüße an die Daheimgebliebenen, alles so, als ob man aus weiter Ferne käme und sich nur selten sehen könne, aber verkümmert zum symbolhaften Ausdruck der Sippen- und Freundschaftsgesinnung.

Glockengeläut. In alten ortsüblichen Formen bewegt sich der trauteste Klang, das Glockengeläut, das die Arbeit des Morgens beginnt, die Mittagsruhe und den Feierabend kündet. Nicht jede schlesische Stadt kann sich einer so machtvollen Glocke rühmen wie etwa Oberglogau, aber bis ins kleine Dorf gilt die Glocke als Stolz und Schmuck der Gemeinde. 'Warum läuten wir des Morgens die Friedensglocke?' fragt Bruder Nikolaus von Kosel im Jahre 1417, und er antwortet: 'Zum Zeichen, daß der Engel des Morgens zur seligen Jungfrau kam, auf daß wir uns der Verkündigung erinnern; so ist es Sitte, des Morgens zu läuten, in Böhmen und in Polen.' Seit 1386 läutet die Glocke von St. Elisabeth beim Hinausführen des armen Sünders auf die Richtstatt. In den Türkenkriegen kommt das Angelusläuten mittags und abends hinzu. Das weitverbreitete Gewitterläuten wurde in Görlitz erst 1783 abgestellt. Ein mittelalterlicher Spruch, der die Arbeit der Glocke zusammenfaßt, ist bei Nikolaus von Kosel überliefert: 'Die Glocke spricht: Hörst du mein Glockenblümlein klingen, so rede ich von ernsten Dingen: von Feuer, Krieg und Festesfreud', dem Bürger geb ich's Grabgeleit.'

Niesen und Gähnen. Mancher Brauch des täglichen Lebens erhält bei volkskundlicher Beleuchtung einen ganz neuen Sinn. Wer

beim Niesen und Gähnen die Hand vorhält, tut es aus Wohlerzogenheit. Wenn aber der Schlesier dem Niesenden 'Gott helf!' zuruft, wie etwa der Rheinländer 'Gott segne dich!', und der andere 'Zahl's Gott' antwortet, so muß wohl hier eine alte Überlieferung zugrunde liegen. Und wir finden den Grund in der Legende aus dem Leben Gregors d. Gr., wonach während der römischen Pest Gähnen und Niesen die Ansteckung verriet. Wer diese ersten Krankheitszeichen an sich wahrnahm, machte über seinen Mund das Kreuz. Das ist beim Gähnen noch der Brauch in Südwestfalen und in Luxemburg. In Schlesien ist aus dem Kreuzzeichen die leichte Handbewegung geworden; die Umstehenden riefen dem Pestbedrohten zu: 'Deus te adiuvet', 'Gotthelf!', aber auch der Gruß wird durch das farblose 'Prosit' verdrängt.

Jahresbräuche

Zeitrechnung. Es ist gewiß, daß die Germanen längst vor ihrer Berührung mit den Römern ein ausgebildetes System der Jahreseinteilung gekannt haben, das auf der Beobachtung des Mondes und des Sternenlaufes beruhte. Doch fehlen uns Kenntnisse der Einzelheiten, und erst eine sorgfältige Auswertung der vorgeschichtlichen Denkmäler wird Aufschlüsse darüber liefern können. Zweifellos hatte jene alte Jahreseinteilung ein wesentlich praktisches Ziel, nämlich die Reglung des wirtschaftlichen Lebens; die religiöse Seite daran ergab sich aus dem Wesen der altgermanischen Naturreligion von selbst. Die heutige volkstümliche Überlieferung wahrt aus der alten Zeit noch manchen Rest; so nennt der schlesische Bauer den ersten und zweiten Monat noch heute teilweise den großen und den kleinen Hornung, so spricht er auch noch von Brachmonat und setzt damit den Jahresbeginn in Beziehung zur Witterung, da Hornung wohl 'Schmutzmonat' heißt, und den Juni in Beziehung zur Feldwirtschaft. Die deutschen Monatsnamen sind gewiß älter als die Bestrebungen der Karolingerzeit, die ihre Verbreitung beabsichtigen. Am Ende des 15. Jahrhunderts sind in Schlesien die folgenden Monatsbezeichnungen bekannt: I. Hartmonde.

2. Hornung. 3. Mertz. 4. April. 5. Mey. 6. Brochmonde. 7. Hewmonde. 8. Austmonde. 9. September. 10. Herbistmonde. 11. Wolfmonde. 12. Wintermonde (Hs. IV. Q. 103, kurz nach 1476 aus Sagan). Mit der Übernahme römischen Bildungsgutes, besonders in christlicher Zeit, mußte der streng aufgebaute Julianische Kalender die alte Jahresrechnung zunächst verdrängen, wenigstens in den Kreisen der Kirche und der Staatsverwaltung. Aber die Kirche selbst schuf diesen Kalender stark um, indem sie den Festkalender ihres Kirchenjahrs eingliederte. In den weiten Kreisen des Volkes war daher von Anfang an das Augenmerk viel mehr auf die christlichen Bestandteile und die großen christlichen Festkreise des Kirchenjahres gerichtet. So entstand aus den christlichen Daten in Verbindung mit den volkstümlichen Festüberlieferungen altgermanischer Zeit ein neues volksmäßiges Jahressystem, das dem jetzt höheren Wirtschaftsleben entsprach, vom römisch-heidnischen Kalender aber fast gar nichts enthielt. Der Bauer zahlte von nun an seinen Zins etwa im Frühjahr am Georgs-, Markus- oder Walpurgistage, dann um Johanni oder Michael; er richtete sich in ähnlicher Weise in seinen Verrichtungen nach den Marientagen; er teilte seine Arbeit nach den drei Hochfesten und verband im übrigen seine Zeitangaben mit den wirtschaftlichen Vorgängen, deren regelmäßige Wiederkehr sich ja für Zeitberechnungen vortrefflich eignete; er sprach von Ereignissen vor und nach der Saat, vor und nach der Ernte. So ist es noch heute in Schlesien auf dem Lande, soweit nicht der Verkehr mit der Stadt oder besondere Rechtsgeschäfte die Benutzung des bürgerlichen Kalenders notwendig machen.

Frühjahr. Wenn die Deutschen einst das Jahr auch nur in einen Sommerteil und einen Winterteil zerlegten, so war ihre Einbildungskraft doch seit ältester Zeit gerade mit dem Übergange der Natur aus dem Todesschlafe zum neusprießenden Leben beschäftigt. Aus der Beobachtung des Ringens der Naturgewalten im Frühjahre erwuchs die mythologische Vorstellung von einem Kampfe zwischen den Mächten des dunklen Todes und des lichten Lebens. Diese Vorstellungen liegen den dramatischen Streitgesprächen vom Kampfe zwischen Sommer und Winter zugrunde. Die christliche

Kirche überwand diesen heidnischen Glauben und Brauch; sie feiert in der gleichen Zeit den Sieg Christi über den Tod im Osterfeste. Im Volke aber umranken noch heute nach jahrhundertelangem Kampfe so manche Bräuche, die aus der alten Naturreligion herrühren, die christliche Osterfeier; sie sind in Phantasie und Spiel ein mit christlichen Gedanken durchtränkter Schmuck des Frühjahrsbeginns geworden.

Fastnacht. Für das Gefühl und die Beschäftigung des Volkes begann das neue Jahr, bei den Germanen ebenso wie bei anderen Völkern mit den Vorboten des Frühlings, in Deutschland also etwa im März, in den Tagen, in die noch heute bezeichnenderweise die Fastnachtsbräuche reichen. Die dunklen Naturdämonen des Winters, vielleicht auch Seelengeister, ziehen noch einmal im Sturme durch die Gefilde und Siedlungen. Ihr Spiegelbild sind die Masken, in die man sich kleidet, jedenfalls, um die Geister mit ihrem eigenen Abbilde zurückzuschrecken. Die Larve heißt im 15. Jahrhunderte 'tewfilshawbe'; 'kreppil' und 'pfangkuche' wurden auch damals gebacken (Hs. IV. Q. 103), und zur Fastnacht galt das Sprichwort: 'Vor Fastnacht kurze Predigt und lange Bratwürste', während der Aschermittwoch die Festzeit beschließt: 'Stoß die Fiedel in den Sack, heute kommt der Aschtag!' Der Fastnachtzauber wirkt ins Jahr hinein; wenn man die Spindel, mit der die Hausfrau zur Fastnacht beim Backen in die Pfannkuchen sticht, ins Dach steckt, so werden die Großmäuse vertrieben; so glaubten die Schlesier im 18. Jahrhunderte.

Sommersonntag. Mit dem mittelalterlichen Ritter- und Bürgertum teilen wir die Freude am ersten Veilchen. Zeigt sich das neue Grün, dann ist für uns auch das Frühlingsfest da. Der Schlesier feiert dann den 'Sommersonntag, Lätare, den Rosensonntag', und zwar in einer Vielseitigkeit und Lebendigkeit der Volksüberlieferung, wie sie wohl sonst nirgends in Deutschland zu finden ist. Wir verdanken diesen Reichtum der Tatsache, daß auf schlesischem Boden altdeutsche und altslawische Bräuche zusammentrafen und sich teilweise noch mit christlichen Übungen verbanden.

Sommerlieder. Kinderscharen mit Gerten, die Papierrosen und bunte Bänder tragen, betreten die Häuser und singen Bettelliedchen, von denen die folgenden am häufigsten sind:

1. Summer, Summer, Summer!
Ich bin a kleener Pummer,
ich bin a kleener Reenich,
gat mer nie ze weenich,
Lot mich nie zu lange stien,
ich muß a Heisla weiter gien.
Kleene Fischla, kleene,
schwimma im Teiche aleene;
rute Reesla, rute,
wachsa uf dam Stengel.
Der Herr is schien,
der Herr is schien,
die Frau is wie a Engel.
Der Herr dar hot en hucha Hutt,
a hot a vull Tukoata sitza;
a watt sich wull bedenka
und watt mer woas zum Summersunntiche schenka.

2. Die goldne Schnur geht um das Haus,
die schöne Frau Wirtin geht ein und aus.
Sie geht wie eine Docke, ja Docke.
Des Morgens, wenn sie früh aufsteht,
sie in die liebe Kirche geht.
Da setzt sie sich an ihren Ort
und hört gar fleißig Gottes Wort.
Dort oben in der Ewigkeit
da ist für sie ein Stuhl bereit.
Dort oben wird sie sitzen
bei ihrem Jesu Christe.

3. Was jagen wir, was tragen wir?
Den leidigen Tod begraben wir.
Wir begraben ihn unter der Eiche:
Das Böse von euch weiche!
Der Wirt, der ist ein braver Mann,
er läßt den Tod zum Dorf naus jahn.
Wir begraben ihn unter der Tonne,
daß scheint die liebe Sonne.

4. Rot Gewand! Rot Gewand!
Schöne, grüne Linden
suchen wir, suchen wir,
wo wir etwas finden.

Wir gehen in einen grünen Wald,
da singen die Vöglein, jung und alt.
Frau Wirtin, sind Sie drinne?
Sind Sie drin, so komm Sie 'raus.
und teil'n Sie uns 'ne Gabe aus.
Wir könn' nicht lange stehen,
wir müssen weitergehen.
Ich muß noch weiter übers Feld
und nehme Brot und nehme Geld.
Ich nehme, was ich kriege,
und bin damit zufriede.

Der 'kleine Pommer', der mit dem rosengeschmückten Stabe, dem Symbole des Frühlings, ins Haus tritt, um den Sieg des 'Sommers' zu verkünden, ist nicht nur der frohe Bote, er ist zugleich ein 'kleiner König', der Sommer in eigener Person. Er singt von roten Rosen am Strauche, von den spielenden Fischlein im Teiche, die das Erwachen der Natur anzeigen, und fordert für diese Kunde den Botenlohn und wünscht dafür dem schönen Herrn, der engelgleichen Frau für die neue Jahreszeit alles Heil. Wie einst der Ritter und der Sänger den goldenen Armring als Freundschaftsgabe erhielten, wird jetzt der kleine Frühlingsbote mit den aus Teig gebackenen Freundschaftsringen, den 'Bägeln', beschenkt; auch das Ei ist sein Lohn, das alles Leben umschließt und deshalb das Symbol der fruchtbaren Natur geworden ist. Ein Zauberkreis, die goldene Schnur, wird um das Haus gezogen, wie es in dem zweiten Sommerliede heißt; das Böse soll ferngehalten werden. Das ewige Leben wird der Frau gewünscht, die in ihrer Schönheit wie eine Puppe, eine 'Docke' dahergeht.

Todaustreiben. Zu den Sommerliedern treten, besonders im östlichen Schlesien, altslawische Bräuche des Todaustreibens. Eine Strohpuppe, das Bild des Totengottes, wird aus dem Dorfe getragen und ins Wasser oder über die Dorfgrenze geworfen oder an der Gemarkung zerzaust. In den Posener Diözesanstatuten des Bischofs Andreas (1414—1426) heißt es schon darüber: 'Vom Bilde des Todes am Sonntage Laetare. Ihr sollt verbieten, daß das Volk am Weißen Sonntage, byala nyedzela, die abergläubische Sitte

beobachten, ein Bild, das sie den Tod nennen, hinauszutragen und nachher in den Kot zu werfen; denn solche Bräuche sind immer mit einem gewissen Aberglauben verknüpft' (Hs. I. Q. 69). Möglicherweise lebt in dem dabei gesungenen deutschen Spruche 'Hunne, Hunne, Hunne, der Tud sitzt uf der Stange' die Erinnerung an den altgermanischen Hennegott, den Totengott Wodan, weiter.

Gründonnerstagsgeschenk. In deutschen Gegenden Schlesiens lebt noch hie und da, besonders in der Grafschaft Glatz und in der Frankensteiner Gegend, die Sitte des Gründonnerstagsgeschenks, das die Frau Pate in der Fastenzeit den Kindern schickt. Es besteht aus Teiggebäck und Pfefferkuchenfiguren in Hirschgestalt, in Ringform, Schnecken, Pfeffermännern und einem Zuckertaler; es verbindet also Formen alter Weihegebäcke mit Formen alter Freundschaftszeichen.

Karwoche. Von reichen Bräuchen umsponnen sind die letzten Tage der Karwoche; christliche Übung mischt sich hier mit altem Heil- und Fruchtbarkeitszauber. Am Gründonnerstage gehen die Kinder mit Holzklappern durchs Dorf und sammeln Gaben. Die Honigsemmel, die an diesem Tage gegessen wird, bewahrt vor Krankheit. Das am Karfreitage unter Schweigen vor Sonnenaufgang geschöpfte Wasser ist heilkräftig wie das Osterwasser. Mit Ehrfurcht begleitet das Volk die vor der Kirchtür am Ostersonnabende frühmorgens vollzogene Wiedererweckung des Feuers, wo Stahl und Stein an urzeitliche Kulthandlungen gemahnen, die im kirchlichen Ritual zu christlicher Symbolik geläutert erscheinen. Verlorengegangen sind dagegen die einstigen Passionsspiele und dramatischen Osterfeiern.

Osterbräuche. Ostereier und der Kinderglaube, daß sie vom Osterhasen gelegt werden, dem Tiere, das einst besonders als Symbol der sprießenden Frühlingskraft galt, weisen in die heidnische Vorzeit zurück. Ein vorchristlicher Brauch, der Kraft und Gedeihen verleihen soll, ist auch das Schmackosterschlagen. Ähnliche Bräuche sind in Indien und bei den Römern nachweisbar. In Schlesien wird das 'smiggost' schon im 15. Jahrhunderte erwähnt und verboten (Hs. I. Q. 127). Schon damals gingen die Knaben mit ihren

geflochtenen Weidenruten und jagten die Langschläfer, die Mägde, aus dem Bette. 'Śmiga' heißt die 'schlanke Gerte'; 'smagać' bedeutet 'peitschen'. Die Posener Diözesanstatuten des Bischofs Andreas verbieten auch schon das in Oberschlesien am Ostermontage neben dem Schmackostern weitverbreitete 'Dingus'. Das Wort ist wohl deutscher Herkunft und heißt nichts als 'Vertrag'; wer beim Dingus am Morgen mit dem einst als glückbringend angesehenen Wasser begossen wurde, mußte wohl dem Begießenden ein Geschenk geben. Die Stelle der Statuten lautet: 'Vom Dyngusch. Ihr sollt verbieten, daß am zweiten und dritten Osterfeiertage die Männer mit den Frauen und die Frauen mit den Männern um Eier oder andere Geschenke einen Pakt schließen, was sie 'dyngawacz' heißen, und sie zum Wasser schleppen, da es bei solchen Ungebührlichkeiten und Würgereien nie ohne schwere Sünde und Beleidigung des göttlichen Namens abgeht, während doch eben am Ostertage oder in der Osterzeit die Menschen das Sakrament empfangen haben; sie sollten daher alle Sorgfalt anwenden, um Frömmigkeit und Zucht der Sitten zu beachten und zu wahren.'

Saatreiten. An den drei letzten Tagen vor Christi Himmelfahrt ziehen in den katholischen Gegenden überall die Bittprozessionen über die Felder. Sie haben die alten Flurumzüge verdrängt, die das Aberglaubenverzeichnis aus der Mitte des 8. Jahrhunderts erwähnt, wenn es von dem Götterbilde, das man durch die Felder trägt, spricht. In einem Kapitulare Karls des Großen heißt es: 'An den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt sollt ihr fasten. Und ihr sollt der Prozession der Kreuze und den Heiligenreliquien folgen, nicht in Ausgelassenheit oder auf Pferden, sondern diese Bittage sollt ihr in Demut und herzlicher Zerknirschung begehen und euch alle des Fleischgenusses enthalten und die Messe hören.' Das Königsreiten zu Pfingsten oder das Saatreiten zu Ostern war in Österreich-Schlesien bis in die Gegenwart üblich. Wer das schönste Pferd ritt, war König und mußte nachmittag am Pfingstsonntage ein schwarzes Schaf braten lassen, von dem sich jeder Bauer einen Knochen heimnahm, um ihn vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen in seiner Saat zu vergraben. Als besonders feierliche Reiterprozession, bei

der auch das Vieh mitgeführt wurde, ist der Umzug in Schönwalde bei Frankenstein unter Beteiligung der ganzen Gemeinde am Ostersonntage üblich gewesen. Sobald die Kirche die Umzüge nicht selbst regelte und leitete, arteten sie so stark aus, daß die weltliche Behörde sie verbieten mußte. Das geschah für Schlesien am 31. August 1786. Spätestens bei den Bittprozessionen, meistens schon am Ostersonntage, werden beim Umgange um die Felder die Holzkreuzchen mit den am Palmsonntage geweihten Weidenkätzchen an die Feldecken gesteckt. Das Holz dieser Kreuzchen stammt von den Klötzen, die am Ostersonnabend den Herd für das neue Feuer bei der Feuerweihe gebildet haben. Die Umwandlung, 'circumambulatio' der Gemarkung zur Abwehr des Bösen ist bereits bei den Indern bekannt; sie hat den gleichen Sinn wie das Ziehen des schützenden Zauberkreises oder die Umpflügung des Baulandes, die Romulus bei der Stadtgründung nach der Sage vornahm. In Niederschlesien umschritten noch im 19. Jahrhunderte die Frauen mancher Dörfer, wenn die Viehseuchen drohten, um Mitternacht die Gemarkung, indem sie einen Besen, das Symbol des alten hölzernen Hakenpfluges, hinter sich herzogen, um durch den Bannkreis die Krankheitsdämonen auszuschließen.

Walpurgisabend. Den Abschluß all der Bräuche, die Flur, Tiere und Menschen vor Unheil schützen und ihnen kraftvolles Gedeihen sichern sollen, bilden in Schlesien die Feuer, die am Ende des Frühlings zum Schutz gegen die bösen Hexen entzündet werden. Besonders Niederschlesien kennt diese 'Walpertfeuer', die in der Walpurgisnacht aufflammen, während die Hexen zum Brocken fahren. Zauberhandlungen und Schutzmittel, die man gegen die Hexen anwenden soll, gibt es am Walpurgisabende in Schlesien nicht wenige. Wenn man ein Rasenstück an diesem Abende aussticht und so auf die Kuhstalltür legt, daß es genau paßt, müssen die Hexen, die um zwölf Uhr kommen, zunächst sämtliche Grashalme zählen, und damit werden sie bis ein Uhr nicht fertig; dann haben sie aber keine Macht mehr. Mit dieser Nacht scheint die Einwirkung der Unholde auf die Frühlingsnatur für die nächste Zeit ein Ende zu haben. Das Licht siegt über die trübe Zeit. Mit dem 1. Mai beginnt für die schlesische Volksüberlieferung der eigentliche Sommer.

Der erste Mai. Um zwei Gipfel lagern sich in Schlesien die Festbräuche der Sommerzeit, um das christliche Hochfest Pfingsten und um das altgermanische Hochfest der Sommersonnenwende. Am Eingange steht der 1. Mai, der die Sommerlust eröffnet; am Ende stehen Erntefest und Kirmes. Wie bei den Frühlingsbräuchen finden wir auch hier Durchdringung und Ausgleich germanischer und christlicher Züge, öfter noch die Verschmelzung zu unlöslich gewordener Einheit. Das Trebnitzer Psalterium aus der Zeit um 1350 (Hs. I. Q. 234) stellt in seinem Kalender den Mai als Jüngling in rotem Gewande, in beiden Händen grüne Büsche tragend, dar, also genau wie ihn das Sommersonntagsliedchen beschreibt: 'Rot Gewand, rot Gewand, schöne grüne Linden.' Von den alten Maibräuchen sind manche auf das Pfingstfest übertragen worden. Hier und da wird noch der Maibaum aufgerichtet, um den die Jugend tanzt; aber der Brauch wird kaum noch als Frühlingsbrauch allein empfunden und ist auf jede Festwiese und jedes Kinderfest übertragen. Daß nach alter Stadtpfeifersitte der Mai vom Rathausturme mit Musik eingeführt wird, findet sich noch in den kleinen Städten.

Pfingsten. Das Pfingstfest ist schon zeitig in den Mittelpunkt der deutschen Jahresfeste gerückt. Unter den christlichen Hauptfesten ist es, soweit Volkssitte und Brauch in Betracht kommen, das christlichste geblieben. Der Name ist rein kirchlich. Während man 'Ostern' von dem Namen einer germanischen Frühlingsgöttin ableiten möchte, stammt 'Pfingsten' als Lehnwort aus dem Kirchenlatein, das auf das Griechische zurückführt und den 'fünfzigsten Tag' nach Ostern bedeutet. Zu Pfingsten fanden sich an den Höfen die Ritter zusammen zum Ringelstechen und anderen höfischen Spielen; so finden sich die Bürger in Nachahmung ritterlicher Betätigung zusammen beim Schützenfeste und spielen 'König' und 'Ritter', und die Kinder vergnügen sich indessen beim 'Ringelspiel' oder, wie in Schlesien der aus dem Französischen entlehnte Name lautet, beim 'Karussellfahren'. Die Pfingstwiese ist der Inbegriff eines schlesischen Volksfestes; wie einst das fahrende Volk durch Kunststücke und Gaukelei die Bürger unterhielt, so locken heute noch Zukunftskünder, Teufelsbanner, Akrobaten und Bänkelsänger, und überall

gibt's Tanzmusik. Als in Schlesien die Viehzucht noch bedeutender war, trieb man gern die Kühe am zweiten Pfingsttage das erstemal auf die Weide; der Ochs wurde bekränzt; so geht noch heute mancher 'aufgedonnert wie ein Pfingstochse'. Der Hirt, der sich zuletzt beim Austrieb einfand, wurde am Nachmittag mit Laub bekleidet unter Peitschengeknall durch das Dorf gejagt; das war der 'Rauchfieß'. Dieser Brauch erinnert an die altgermanischen Frühlingsfeiern. Die Sitte, Haus und Werkstatt mit Birkengrün, Schilf und Kalmus zu schmücken, führt wohl auf ein altslawisches Frühlingsfest zurück. Pfingststangen oder Pfingstmaien, die auf freien Plätzen errichtet und mit bunten Bändern und Reisern geschmückt werden, sind Formen des altdeutschen Maibaumes, der vielleicht in Verbindung zu bringen ist mit der seit 191 v. Chr. in Rom üblichen Frühlingsfeier, bei der in der zweiten Märzhälfte eine Pinie wie eine Mumie mit Wollbinden umwickelt und mit Musikinstrumenten behängt wurde. Dieser Brauch ist von asiatischem Boden übernommen, wo etwa 2000 v. Chr. schon die Hetiter ein Göttersymbol in Gestalt eines Baumes mit menschlichem Kopfe, also wohl das Bild einer Vegetationsgottheit, verehrten. Um den deutschen Pfingstbaum fanden am zweiten Feiertage Wettspiele statt; der Maibaum wurde erklettert; der Sieger erhielt als Pfingstkönig mit seiner Pfingstbraut den Preis.

Johannisfeuer. Über ganz Europa hinweg, von den Inseln des Mittelmeeres bis hoch in den germanischen Norden hinein, kennt man seit alter Zeit den Brauch, am Abende, der die Jahresmitte bedeutet, die Sonnenwendfeuer zu entzünden. In Deutschland läßt sich diese Sitte seit dem 12. Jahrhunderte nachweisen. In einer Handschrift des ausgehenden 12. Jahrhunderts (I. Q. 267), die aus der Gegend von Vienne in Frankreich zu stammen scheint und im Neißer Dome benutzt wurde, erhalten wir eine Darstellung des Johannisfeuers, die zwar sprachlich nicht ganz klar ist, aber als gleichaltrig mit dem verwandten Berichte des französischen Theologen Johannes Beleth (um 1182) von hohem Werte ist. Bei Beleth fehlt der in unserer Handschrift erwähnte Gang durch die Felder, wogegen auch bei ihm von 'brandae', 'rota volvitur', 'lucerna ardens'

gesprochen wird. Beide Texte gehen auf eine gemeinsame, wohl französische Quelle zurück. Ob die Predigt auf Johannes den Täufer, in der unser Text in der Neißer Handschrift vorkommt, auch auf deutsche, schlesische Volksbräuche zu beziehen ist, ist somit fraglich. Es wird darin folgendes gesagt: 1. Feuer werden entzündet aus Tierknochen, eine heidnische Überlieferung, um die Luft von giftigen Drachendünsten oder anderen Krankheitsdünsten zu befreien. 2. Ein Rad wird herumgerollt; das sei ein Festbrauch. 3. Brennende Fackeln werden um die Saaten getragen, was als Erinnerung an die leuchtende Fackel Johannes gedeutet wird, die vor Christus einhergeht. 4. Hexen treiben in der Johannisnacht ihren gottlosen Zauber. Der Ausdruck 'solstitium' stellt klar die Verbindung dieser Bräuche mit der Sonnenwende her. Benedikt von Massilia (Hs. I. F. 240) ergänzt diese Darstellung dahin, daß nur Kinder und törichte Menschen die Feuer anzünden, die nicht überall aus Knochen, sondern an manchen Orten aus Holz (vel sapulis-scapulis, Schulterblättern? oder von 'scapus', Schaft, Stamm?) entzündet werden, ferner, daß die Fackelzüge auf Bergkoppen gehen. Eine farblose Darstellung bei Nikolaus von Dinkelsbühl besagt im 15. Jahrhunderte, daß durch das Johannisfeuer kranke Kinder getragen werden, daß man über das Feuer springt und es umschreitet. Nach einer gleichzeitigen Nachricht (Hs. I. F. 212) wird das Brandscheit vom Johannisfeuer zum Garten getragen, damit die Würmer nicht den Kohl verderben oder benagen. Mancherorts hat der Eifer der Behörden, die in dem Brauche eine heidnische Überlieferung sahen, dem Johannisfeuer ein Ende bereitet. In Schlesien aber leuchten diese Mittsommerfeuer noch heute wie zu der Zeit, als die deutschen Bauern den slawischen Boden besiedelten, von dem äußersten Südosten der Sudeten über die Grafschaft Glatz hinweg ins Waldenburger Gebirge und darüber hinaus bis in die Ebene der Lausitz hinein. Woher der Brauch stammt, läßt sich nicht mehr klar erkennen; er hat wohl stark christliche Züge angenommen. Eins aber ist sicher. Die Handlungen, die damit verknüpft sind, die Bedeutung, die ihnen von jeher in Deutschland zugemessen wird, weisen auf altdeutsche verwandte Festbräuche hin. Überall liegt der auch im kirchlichen Kulte symbolisch

verwertete Glaube an die reinigende Kraft des Feuers zugrunde. So springt der Knabe durch den Brand, so treibt der Hirt das Vieh durch die Asche, so trägt die Mutter ihr Kind durch den Rauch, um böse Krankheiten zu verscheuchen und den Zauber der Hexen zu brechen, die gerade an diesem Abende Macht gewinnen über alle Kreatur. Auch heilkräftige Kräuter bietet die Zeit der Sommersonnenwende zur Abwehr unheilvoller Gewalten. Johanniskraut am Haustor und an der Stalltür wehrt den Hexen den Eintritt, neunerlei Kräuter, am Johannisabende gepflückt, helfen gegen das Fieber. Hier und da tritt das Johannisbad an die Stelle des kräftigenden Flußbades am Ostermorgen. So waren Warmbrunn und Johannisbad in Böhmen gerade zur Sonnenwende stark besucht. Die Zeit gestattet auch einen Blick in die Zukunft; junge Mädchen erforschen an diesem Abende aus dem Summen des Wassers im Ofentopfe den Beruf ihres Zukünftigen. Aus dem 18. Jahrhunderte ist mancher Volksbrauch vom Johannisabende in Schlesien überliefert. Die Mädchen werfen einen selbstgewundenen Kranz rücklings auf einen Baum und zählen, wie oft sie werfen müssen, bis er hängen bleibt; so viele Jahre müssen sie mit dem Heiraten warten. Fettehennepflanzen werden in Wandritzen gesteckt und erhalten die Namen der Familienmitglieder; wessen Pflanze zuerst dorrt, der stirbt zuerst. Auf die Stalltür wird das Grastuch gehängt; die Hexen müssen alle Fäden an den vier Zipfeln zählen, wenn sie in den Stall wollen; unterdessen wird es ein Uhr, da müssen sie fort. Kreuzweise gelegte Besen vor jedem Viehstalle vertreiben an diesem Abende die Hexen. Macht man am Kreuzwege drei Kreuze auf die Erde, so nehmen die Hexen, die in der Nacht darüberkommen, Schaden; an diesem Schaden erkennt man sie am anderen Tage.

Notfeuer. Wiederholt sind die Johannisfeuer von der Forschung in Verbindung gebracht worden mit dem altgermanischen Notfeuer, das schon vor tausend Jahren durch königliche Verordnung dem Sachsenstamme streng verboten worden ist. Im Jahre 1696 gab der Wolfenbüttler Pastor Johannes Reiske in einer Abhandlung über dieses Notfeuer eine Schilderung davon, die auch für Schlesien zutrifft:

'Wenn nun sich etwann unter dem großen und kleinen Viehe eine böse Seuche hatt herfürgetan und die Herde dadurch bereits großen Schaden erlitten, werden die Bauern schlüssig, ein Notfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muß in keinem Hause noch auf dem Herde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muß etwas Stroh und Wasenbuschholz herzugebracht werden. Darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohrt. In dasselbe wird eine hölzerne Winde eingesteckt, mit Wagenpech und Teer wohl geschmiert, auch so lange umgedreht, bis es aus heftiger Hitze und Notzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialien aufgefaßt, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehrt, bis es zu einem vollen Notfeuer ausschlägt. Dieses aber muß in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst Pferden, wo es die Krankheit erfordert, mit Stecken und Peitschen drei- oder zweimal hindurchgejagt werden ... Nach drei- oder zweimaligem Durchgang wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben und der zusammengebrachte Holzhaufe wiederum zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, daß jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wasch- oder Spültonne ablöschen und in solchen die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit beilegen lasse.'

Erntebräuche. Die Erntearbeit des Hochsommers wird abgeschlossen vom Erntefeste; auch in ihm bergen sich uralte Bräuche mythologischen Gehalts. Wenn der Gutsherr oder das Fräulein das Feld betreten, werden sie gebunden, indem man ein Strohseil um sie schlingt; sie müssen sich durch ein Fäßchen Bier lösen; die letzte Garbe wird mit Blumen geschmückt auf den Wagen gestellt. Der Druschma und die Ährenbraut laden die Herrschaft zum 'Erntekranze'. In der Gestalt der Ährenbraut leben wohl Vorstellungen von der 'Mutter Erde', vielleicht von der Göttin Frija weiter. Ein Umzug vom Hofe zum Kretscham zeigt die Ährenbraut an der Seite des Bräutigams, geführt vom Pojaz und begleitet von den Paaren der Knechte und Mägde. Weizenkranz und Haferkranz werden teilweise getrennt gefeiert. Beim Haferkranze wird ein Knecht als 'Haferalte' verkleidet und auf zwei zu einem Wagen verbundenen Pflügen umhergefahren. Voran geht der Knaller; der Roder mit einer Hacke räumt scheinbare Hindernisse hinweg. Ein zweiter Wagen trägt den Doktor, der allerlei scheinbare Unfälle kuriert. Hinter ihm sieht man den Schornsteinfeger, dann in Schotenstroh gehüllt den Bären, das Bärenweib und das Bärenkind, die Haferbraut mit

dem Haferbräutigam, und am Schluß den Pojaz mit der Schnupftabakdose. Der Gutsherr muß die Braut zum Tanze führen; der Schaffer tanzt mit der gnädigen Frau. Ein verbreitetes schlesisches Erntelied lautet:

In lautem Jubel bringen wir
den schönen Erntekranz;
mit vollen Ähren prangt er hier
viel mehr als Goldesglanz.

Durch scharfer Sens' und Sichel Stahl
ist nun das Feld geleert;
geerntet ist nun abermal,
was Gott uns hat beschert.

Die vollen Scheuern strotzen gar
von mildem Überfluß.
Wir haben wieder auf ein Jahr
den reichlichsten Genuß.

Gottlob, wir sind gesund und frisch
trotz aller Arbeitslast;
das ist uns mehr als Wein und Fisch
im prächtigsten Palast.

Das Brot schmeckt uns nun doppelt gut;
wir wissen, was das heißt,
wenn man mit saurem Schweiß und Blut
es selbst verdient und speist.

Nun wünschen wir dem Herrn viel Glück
und schenken ihm den Kranz;
es ist der Schnitter Meisterstück,
noch mehr als Goldesglanz.

Kirmes und Ablaß. Kein Dörflein ist so klein, daß es nicht einmal im Jahre seine Kirmes feiert; so heißt ein altschlesisches Sprichwort. Der Pfarrer von Frankenberg predigt in der Zeit von 1456 bis 1471 von der Menge der Gläubigen, die zum 'Ablaß', zur Kirmes herbeiströmen. Sie kommen nicht immer aus reiner Frömmigkeit; Fraß und Völlerei führt manchen nach dem Kirmesdorfe, nicht in die Kirche, sondern in den Kretscham, wo doch das

Verlangen nach dem Ablaß in die Kirche rufen sollte. Und mancher Priester sündige am Kirchweihfeste, wenn er die Reliquien der Heiligen aus Habsucht dem Volke ausstelle und so die Heiligen, die im Leben das Geld verachtet hätten, zwinge, nach ihrem Tode zu betteln. Und auch die Marktleute sündigen, die an diesem Tage unnützes Zeug feilbieten, Puppen und Pfefferkuchen; denn ohne dies gehe es auch. Nehmen wir zu diesen Andeutungen die Kirmeskuchen und die Bewirtung der Kirmesgäste und den Tanz, dann haben wir das Bild einer heutigen Ablaßfeier, soweit sie sich nach der kirchlichen Feier vollzieht, in Oberschlesien und einer Kirmesfeier im übrigen Schlesien, wenigstens auf dem Dorfe.

Schweinschlachten. Schweine werden öfter geschlachtet, aber einmal nimmt das Schweinschlachten im Jahre eine auf alter Überlieferung beruhende besonders festliche Form an. Dann werden die Bekannten geladen und nach alter gastlicher Art bewirtet. Das ist der Augenblick, in dem das Wirtschaftsjahr abgeschlossen und die Vorkehrungen für den Winter getroffen werden. Einst schlachtete man bei Winterbeginn den Zuchteber, und die Sippe vereinigte sich dabei zu Opfer und Mahl. So ist das Schweinschlachten noch heute in Schlesien das alte Familienfest geblieben.

Winterbräuche. Der lange germanische Winter mit seiner stärkeren Arbeitsruhe, der Heimlichkeit und Beschaulichkeit des Familienlebens und der Unheimlichkeit des Naturwaltens erklärt es, daß gerade diese Jahreszeit die Erinnerung an vorchristliche Volksanschauungen und Bräuche am lebendigsten bis in die Gegenwart erhalten hat. Zu den germanischen Vorstellungen vom Kampfe zwischen Finsternis und Licht, von Sterben und Wiederkehr der Lebenskräfte in der Natur treten im Höhepunkte des Winters die Festbräuche der christlichen Weihnachtszeit und die aus altrömischer Überlieferung stammenden Neujahrssitten. So wird das Bild der Volksüberlieferung in Schlesien für die Winterzeit bunter als für die anderen Jahreszeiten, es wird für den Forscher reicher an noch ungelösten Fragen, es wird auch reicher an Gemütswerten und mahnt am stärksten zur Pflege unserer Überlieferungen.

Vor Weihnachten. Der Martinstag (11. November) bringt den Abschluß des bäuerlichen Wirtschaftsjahres und den Winterbeginn. Wie der Schimmel, auf dem St. Martin geritten kommt, und das hufeisenförmige Martinihorn, so erinnert der Martinsvogel, einst der Eisvogel, der im Kasten aufbewahrt wurde und das Geld nicht ausgehen ließ, daneben die Gans, die vielleicht als Opfertier des römischen Mars in den deutschen Festbrauch kam, an einen Zusammenhang mit germanischen Opfergebräuchen, die wohl einst dem Wotan galten. Am Allerseelenabende erstrahlen vom Friedhofe her die Lichter in die Nacht auf den geschmückten Gräbern; heute denkt das katholische Volk nur noch an die religiösen Verpflichtungen für die Seelenruhe des Verstorbenen. Vom hl. Odilo im Jahre 998 zunächst nur für sein Kloster eingesetzt, hat sich das Fest schnell über die ganze abendländische Kirche verbreitet, vielleicht in Anlehnung an das altrömische Fest der Parentalia oder Cara cognatio, das in Rom einst am 22. Februar, in Kampanien am 27. Juli begangen wurde. Wie stark der volkstümliche Seelenglaube hier mitwirkt, zeigen die vielen Armenseelenerzählungen unserer mittelalterlichen schlesischen Predigten, aus denen der Glaube an die Mitternachtsmesse der Verstorbenen noch heute verbreitet ist. Wie an Allerseelen die Lichter die Erinnerung an die Toten pflegen, so mögen im Mittelalter andere sinnfällige Mittel in Übung gewesen sein, um die Zahl der in der Familie Verstorbenen und den Gedanken an die Pflichten gegen sie dem Gedächtnis einzuprägen. Am Sockel von mittelalterlichen Kirchen, in Liegnitz, Leobschütz und sonst in Schlesien und darüber hinaus nach Norden in einst slawischen Gegenden finden sich zahllose Rillen und Ducken, teilweise zu ganzen Gruppen vereint, deren Deutung bisher nicht gelungen ist. Auch an Stadtmauern sind solche Zeichen gefunden worden; vielleicht waren auch dort einst Friedhofanlagen von Bettelordensklöstern. In diesen Rillen sind wohl Erinnerungen an weibliche, in den Ducken Erinnerungen an männliche begrabene Familienmitglieder zu erblicken, zu denen die Lebenden der Familie beim Besuch der Kirche herantraten, um an Zahl und Form Anhalt für das Gedächtnis und die Gebetspflichten gegen die Verstorbenen zu gewinnen

und bei jedem Todesfall die Zeichen zu vermehren. Dann hätten wir hier die primitiven Grabdenkmäler einer slawischen frühen Zeit, und dieser Brauch konnte sehr wohl auch auf die späteren Stadtkirchen der deutschen Siedlungen übergehen. Bevor diese Zeichen kirchlichen Sinn erhielten, können sie längst auf Begräbnisplätzen üblich gewesen sein als eine Art Bannzeichen, um die Verstorbenen dort festzuhalten. – Ganz altgermanischer Überlieferung entspricht der Volksbrauch am Andreasabende (29. November). An ihm steht der Blick in die Zukunft offen; Latschenwerfen, Scheiteraffen, Tellerheben, Bleigießen, Türhorchen, Schütteln des Grenzzauns, Apfelschalenwerfen und andere Losorakel enthüllen das Geschick, ebenso die Anrufung des Heiligen vor dem Einschlafen, die den Zukünftigen im Traume herbeizwingt; dafür sind manche Sprüche im Umlauf. – Die christliche Symbolik der Adventzeit löst die heidnischen Losbräuche ab. Die vier Lichter der Adventskrone, die nun in der Wohnung aufgehängt wird, versinnbilden die viertausend Jahre der Sehnsucht nach dem Heilande. Adventslieder und Koratemesse wecken die Weihnachtsstimmung. – Da tritt die rätselhafte Gestalt des Nikolaus vor uns. Mag sein Name auch dem heiligen Bischofe von Myra entsprechen, sein schlesischer zweiter Name Ruprecht und seine Gestalt passen zu einer rein christlichen Deutung nicht. Was uns heute in seinem Aussehen befremdlich erscheint, Schafspelz, grober Rucksack und Knüttel, war einst den Deutschen als Winter- und Wanderausrüstung vertraut. So wird Ruprecht oder 'rauher Percht' wohl als männlicher Begleiter der Seelen- und Familiengöttin Percht-Holle aufzufassen sein, der er den Weg bereitet. Erst unter dem Einflusse der Bekehrermönche wird aus ihm der christliche Nickels, der nun im Dienste des Christentums genau wie die alten Mönche Einkehr hält, um nach den Grundlagen der Christenlehre zu fragen. Dann spendet er selbst seine Gaben oder ruft das weiße Christkindel herein, das doch eigentlich um diese Monatszeit noch nicht erscheinen sollte. In dieser lichten Gestalt, die ja auch gerne als 'Sie' bezeichnet wird, werden wir die Gestalt Perchtas selbst zu sehen haben.

Weihnachten. Die beiden Wochen nach Nikolaus sind mit Vorbereitungen auf den Weihnachtsabend erfüllt. Die Symbolik

des Heiligen Abends macht für die Schlesier das Fest zum stimmungsvollsten und volkskundlich reichsten des ganzen Jahres. Altüberliefert ist die Speisenwahl; neunerlei Gegräupe, wovon auch die Tiere etwas erhalten, Rogensuppe des rogenreichen Karpfens, die zahllosen Samenkörnchen der Mohnklöße sind wirkungskräftige Symbole der Fruchtbarkeit, des Gedeihens, womit die Familie gesegnet werden soll. Das Festgebäck des geflochtenen Weihnachtsstriezels, das in Norddeutschland durch seinen Namen 'Hollenzopf' in vorchristliche Zeit zurückweist, ist bei uns das Abbild des in Bänder geschnürten Christkindels geworden; daher gehört der Striezel zu jedem Geschenk als notwendige Zugabe; man überreicht ihn auch wohl noch mit der bezeichnenden Wendung: 'Ich schenk dir den heiligen Krist.' Loszauber wird ähnlich wie an Andreas geübt. Im 18. Jahrhunderte waren die Bräuche noch reichhaltiger als heute. Wenn ein Mädchen den Vornamen des Zukünftigen erfahren wollte, stellte sie sich mit einem Bissen ihres Christstriezels in der Hand beim Christnachtgeläut am Kirchwege auf; der erste, der dann kam, hatte den gleichen Vornamen wie ihr einstiger Bräutigam. Erbsen, ohne Salz und Schmalz gekocht, mußten von allen Hausbewohnern gekostet und bei Sonnenaufgang den Hühnern in einen Reifen gestreut werden; dann sollten die Hühner immer ins Nest legen. 'Wer in der Christnacht unbekleidet um 12 Uhr einen Faden spinnt, ohne ihn zu netzen, und ihn sich um den Hals knüpft, denkt das ganze Jahr nicht daran, sich aufzuhängen.' In der Christnacht tanzten Mann und Frau um die Obstbäume und umwanden jeden Baum mit einem Seile; auf die Lieblingsbäume hängte man alte Kleider; dann sollten sie reichlich tragen. Heute werden die Fischgräten des Weihnachtskarpfens unter den Bäumen vergraben. Auch geht der Hausvater mit einem Kinde hinaus vor die Bäume, die träge waren, und bedroht jeden mit dem Beile. Das Kind bittet, den Baum nicht umzuhacken, und der Vater gibt auf die Bitte hin dem Baume eine neue Frist und umbindet ihn mit dem Strohseile. Durch Saatschießen werden die bösen Geister vertrieben. Dies alles sind Zauberhandlungen, an denen die Zeit der Wintersonnenwende und des Jahresbeginnes einst reich war. Das christliche Weihnachtsfest ist

zuerst in Rom im Jahre 354 gefeiert worden als Fest der Herabkunft der wahren Sonne im Gegensatz zu dem in den gleichen Tagen begangenen Feste des Gottes Mithras, der 'unbesiegten Sonne'. Ein Wintersonnenfest mögen ähnlich auch die alten Deutschen besessen haben. Wirkungsvoller als die Reste der heidnischen Zeit aber sind die Festsymbole, die mit christlichem Gehalte durchtränkt worden sind. Die Tanne als Lichterbaum ist seit dem 17. Jahrhundert bekannt. In Schlesien hat bereits im Jahre 1611 die berühmte Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg armen Kindern unter der lichtgeschmückten Tanne am Sylvesterabende Gaben einbeschert. Als Symbol des Lebens ähnelt der Tannenbaum in dieser Verwendung dem aus Ägypten über das heidnische Rom zu uns gebrachten 'Lebensbaum', der die Gräber schmückt. Ein Symbol des Lebens, der Jugend und Kraft ist seit dem Altertum auch der Apfel und ähnlich auch die Nuß, die der Hauptschmuck des Christbaums geworden sind, wozu die Freundschaftsgaben der Herz- und Ringgebäcke als Baumbehang treten. Die Lichter weisen auf das wahre Licht Christus, die Geschenke auf die himmlischen Gnaden hin. In ländlichen Familien war noch vor wenigen Jahrzehnten an Stelle des großen Baums der ähnlich geschmückte große Apfel zu finden, auch das Weihnachtzepter und die Lichtpyramide auf dem Holzgestell. Den 'Armen Seelen' wird noch mancherorts beim Heiligabendessen mitgedeckt, in älterer Zeit waren es drei Teller, die über Nacht stehen blieben, ein Rest des alten Opfers für die mit der Percht herumziehenden Seelen; heute hört man auch, der Teller sei für den heiligen Christ. Da nach schönem Glauben an der Erlösung die gesamte Schöpfung teilhat, erhält das Vieh reichlicher Futter, auch neunerlei Stroh; und um Mitternacht haben die Tiere die Gabe der Sprache, loben ihren Herrn, beklagen sich auch und künden wohl gar seinen Tod. Hätte der Schlesier auch nichts anderes zu Weihnachten als seine Christnacht, so wäre schon deswegen allein Weihnachten sein eindrucksvollstes Fest; der Stimmungsgehalt der Mitternachtsmesse wird von keinem anderen Gottesdienste übertroffen. Der Gang zur Dorfkirche ist voll malerischer Eindrücke; die Christkindellieder 'Stille Nacht', 'In dulci iubilo' und das Krippenlied 'Was ist

das für ein holdes Kind' geben der sonst so unnahbaren Feierlichkeit der Liturgie einen weichen, kindlich-frohen Zug. Die Krippe, ein Geschenk des heiligen Franz von Assisi, kommt dem Verlangen nach Veranschaulichung der Heilswahrheiten entgegen, dem auch die schlesischen Weihnachtsspiele dienen.

Die Zwölften. Die ganze Zeit um Weihnachten ist von geheimnisvollem Zauber umgeben. Die zwölf Nächte, in denen man das Wetter des kommenden Jahres erschauen kann, die Zeit der Nachtfahrten der bösen Geister und Hexen, die heiligen Zwölften, sind unter christlichem Einfluß auf die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönige gelegt worden. An Silvester scheint ihre schicksalenthüllende Kraft am stärksten zu sein. Wie am Weihnachtsabend wird Loszauber geübt. Die Hausfrau arbeitet auf, was noch zu tun ist. Wäsche darf nicht ins neue Jahr hinein hängen bleiben; aber vom Silvesteressen nach dem Jahresschlußgottesdienste muß ein Rest hinübergenommen werden. Unter froher Feier bricht das neue Jahr an.

Neujahr. Unsere Neujahrsbräuche sind fast alle römischen Kalendenbräuchen entlehnt. Die Kirche hat vergeblich versucht, die auch im alten Gallien übliche Sitte des Schenkens von Neujahrsgaben zu unterdrücken. Mit dieser Sitte deckte sich der deutsche Angangsglaube, der Glaube an die glück- oder unglückbringende Kraft des ersten Erlebnisses bei Tages- oder Jahresbeginn. So wünschen die Kinder den Eltern mit einem säuberlich auf einen Wunschbogen geschriebenen Spruche ein gesegnetes neues Jahr, und die Bekannten tun es in ähnlicher Weise untereinander. Durch ihren schreckenerregenden Umfang ist diese Sitte freilich zur Plage geworden. Die glückwünschenden Handwerker, die einst die Häuser aufsuchten, sind heute nicht mehr zu treffen, die letzten waren Schornsteinfeger und 'der getreue Kolporteur', der da und dort noch seinen gereimten Glückwunsch überreicht. Einst kannte man in Schlesien auch Bettelumzüge der Kinder. Im 15. Jahrhunderte sangen sie dabei ein Lied: 'Folge, Kind, folge! Schön ist, schön ist der Engel Schar. Seid froh, das ist mein Rat. Ich weiß mir einen Holden. Wohl ihm, der Ehre hat! Ich weiß in dieser Gassen einen reichen Mann gesessen, gesessen. Petrus, mein Herre, daß dich Gott ehre! Gebet uns eine Gabe

zu diesem neuen Jahre; heuer einen Pfennig, zu Jahre einen Schilling.' Und nachdem die Kinder dieses Geschenk erhalten hatten, sangen sie: 'Froh, Herre, froh! Wer zu diesem Ehrhaftigen fährt, dem ist die Ehre beschert; also ist uns getan, wir fahren zu einem frommen Mann.' Das Liedchen ist in vier Handschriften erhalten, darunter aus Striegau und Sagan; es wird in einer Neujahrspredigt geistlich gedeutet (IV. Q. 175; I. F. 503; I. F. 524; I. Q. 73 a). Der Brauch hat seine Fortsetzung gefunden in den schlesischen Dreikönigsumzügen, die als 'Rehnen' oder 'Reihnen' aus dem 19. Jahrhunderte bekannt sind (MSG. III, 5 [1896] S. 56). Die Neujahrspredigt nahm immer auf die Sitte der Neujahrsgeschenke Bezug. Ein Prediger schenkt etwa den fünf Ständen der Jungfrauen, Witwen, Eheleute, Geistlichen und Sünder aus verschiedenen Blumen je ein Musikinstrument, das er dann als Christus selbst deutet; oder jede Klasse erhält einen besonderen Vogel in einer Predigt Johannes Niders, der 1438 starb; oder Johannes Herolt (I. Hälfte des 15. Jh.) beschenkt jeden Stand mit einem Tiere, das die Tugenden der Stände veranschaulichen soll. Die Neujahrsumgänge (Kolende) des Pfarrers sind heute meistens mit der Hausweihe und dem Anschreiben der Dreikönigsbuchstaben † C † M † B in den katholischen Gegenden verbunden. Einst gingen die Stadtwächter, Nachtwächter mit ihrem Spruche umher. In Breslau hieß er im Jahre 1740 (Hs. IV. F. 249):

Höchster! steh diss Jahr uns bey.
Deine Hand woll unss bedecken,
Lass kein graesslich feurgeschrey
Unsre Mauren nicht erschrecken.
Hunger, Pest und Wasser-Noth
und, was zu vorderben droht,
Wende ferner Allerwegen,
und gieb Stadt und Land den Segen!

Der Dreikönigs- oder Großneujahrstag schließt die Weihnachtszeit. Doch erst an Lichtmeß wird das Kripplein aus der Wohnstube geräumt. Jetzt nimmt der Tag um einen Hahnschrei zu. 'Lichtmeß frißt den Schnee'. Die Macht des Winters ist gebrochen.

Der Lebenslauf im Brauche

Das Kind. Wenn das Leben der Gemeinschaft vom Volksbrauch und Glauben umrankt, durchdrungen und im Ablaufe wesentlich mitbestimmt wird, so ist die Überlieferung des Volkes in noch höherem Grade wirksam in der Lebensgestaltung des einzelnen Menschen. Sie weist ihm den Weg in die Gemeinschaft, sie hütet und richtet sein Denken und Tun, sie begleitet ihn von der Geburt bis zum Tode und bestimmt darüber hinaus das Erinnerungsbild, das von ihm in der Nachwelt lebt. Zwar werden es die entscheidenden Lebensereignisse sein, bei denen diese Wirkung von Sitte und Glaube am klarsten erkennbar ist, aber auch jede Einzelhandlung, sie mag im täglichen Leben noch so unscheinbar und noch so 'zufällig' sein, ist mit unsichtbaren Fäden vom Volkstum umspannt und in einen Zauberkreis gebannt, der ungestraft nicht überschritten wird.

'Eine Frau, die mit einem Kindlein geht, ist wert, daß ihr die Engel dienen.' So predigt am Ende des 14. Jahrhunderts ein Mönch den Schlesiern (Hs. I. F. 638). Die hoffende Mutter hat gar vieles zu beachten. Noch heute ist in Schlesien der Glaube verbreitet, daß sie sich 'versehen' kann und dann das Kind mißgestaltet ist; Träume offenbaren, Handlungen und Neigungen der Mutter bestimmen das Wesen des Kindes. Für die Mutter sind Kinder Stufen zum Himmel. An den altdeutschen Glauben von der im Brunnen verborgenen Seelengöttin Holda knüpft der schlesische Glaube an, daß die Kinder aus dem Teiche vom Storche in die Familie gebracht werden. Geschriebene Segen, 'Geburtsbriefe', helfen über die schwere Stunde hinweg. In der Brieger Gegend wird nach altdeutscher Weise das Neugeborene auf die kraftspendende Erde gelegt. Sonntagskinder und solche, die mit dem Glückshäutchen geboren werden, bleiben glücklich; wer mit verwachsenen Augenbrauen zur Welt kommt, hat den 'bösen Blick'. Das Kind bringt den Geschwistern etwas Gutes mit. Das erste Bad ist je nach dem Verhalten des Kindes schicksalkündend. Es bringt Gedeihen, wenn das Badewasser auf kraftvolles Gesträuch oder grünen Rasen gegossen wird. Bis zur Taufe muß das Bettchen dauernd im Auge gehalten werden,

sonst kann von den bösen Zwergen ein Wechselbalg hineingelegt werden. Fremde sollen nicht über den 'Wechsel', d. h. die Stelle in der Stube treten, wo längsgerichtete Dielen mit quergerichteten zusammenstoßen. Schon in einer Predigt des 15. Jahrhunderts hören wir von den Besuchen, die die Freundschaft und Verwandtschaft der jungen Mutter abstattet; beim Eintritt rufen sie ihr zu: 'Reich (oder: selig) mit dem jungkinde!' Pankratius Geier (Vulturinus) stellt die Besuche in seinem 1506 auf Schlesien verfaßten Lobgedichte so dar: Die Frauen aus der Freundschaft kommen und bringen der jungen Mutter die Kindelsuppe. Die Mutter sitzt geputzt in einem geschmückten Bette neben dem Kinde. Der Besuch wird mit Kuchen und süßem Getränke aus Zinnbechern bewirtet, und davon nehmen die Frauen auch für ihre Männer eine 'Mitebringe' heim. Nach sechs Wochen begleiten sie die Mutter auf ihrem Kirchgange. — Stirbt das Kind ungetauft, so geht es als Irrlicht um. Die Frage, wo eine bei der Geburt des Kindes sterbende Mutter zu begraben sei, wird im Mittelalter verschieden beantwortet. Wilhelm Duranti sieht es für eine unerlaubte Härte an, ihr ein Begräbnis in der Kirche zu verweigern, wogegen ein ungetauft sterbendes Kind außerhalb des Kirchhofs begraben werden müsse (Hs. I. F. 318). Nikolaus von Kosel sagt um 1417, man solle diese Kinder im Stalle oder auf dem Felde begraben. 1528 verbietet eine Breslauer Kirchordnung, eine solche verstorbene Frau an vielbegangenen Stellen des Kirchhofs beizusetzen, dort könnte sie die Vorübergehenden schädigen; sie wird, wie noch 1790 in Niebusch bei Grünberg, an einer Ecke begraben. 1713 ordnet der Breslauer Magistrat an, daß die Sitte, solche Gräber durch besondere Gitter abzuschließen, allmählich aufzuheben sei. Der Traktat des Bruders Rudolf aus dem 13. Jahrhunderte zählt unter den mit Neugeborenen geübten abergläubischen Bräuchen der Schlesierinnen die folgenden auf: 1. Sie stecken die noch ganz zarten Kinder in einen Sack, damit sie schlafen. 2. Sie umschreiten mit dem Kinde das Feuer, und eine Frau folgt und fragt: 'Was trägst du?' Und die Törin antwortet: 'Einen Luchs und einen Fuchs und einen Hasen, der schläft'. 3. Den Strohwisch, mit dem der Ofen gefegt wird, stehlen sie und baden das Kind damit. 4. Hasenohren,

Maulwurfspfoten und vieles andere legen sie in die Wiege. Das tun sie, damit die Kinder schlafen. 5. Dem Vater zeigen sie zuerst die große Zehe des Kindes, nicht sein Gesicht. 6. Das Kind besegnen sie mit einem knotigen Strohhalme. Mit den Füßen des Kindes berühren sie bei der Taufe den bloßen Altar; sie legen das Glockenseil auf seinen Mund; sie legen seine Hand auf ein Buch, damit das Kind gelehrig wird; sie bestreichen sein Gesicht mit dem Altartuche, damit es schön wird. 7. Wenn sie das Kind heimtragen, zertreten sie unter einem Besen auf der Schwelle ein Ei. 8. In das Bad nach der Taufe legen sie neunerlei Körner, unter den Badekessel allerlei Eisen und eine schwarze Henne; dann zünden sie Lichter an und tanzen auf sie zu. 9. Das Bad des Kindes gießen sie am Zaune einer anderen jungen Mutter aus, damit das Kind jener Frau schreie, das ihrige aber ruhig sei. 10. Des Abends stellen sie sich mit dem Kinde auf dem Arme hinter die Haustür und rufen das 'Waldweib', damit das Kind des Waldweibes weine, das ihre aber stille sei. – Ganz ähnliche Bräuche finden sich noch heute. In Schlesien tauft man spätestens nach 14 Tagen. Dazu werden zwei Paten gebeten; wenn der Gebetene abschlägt, bringt es dem Täufling Unglück. Der Gevatter stiftet den Patenbrief, das Patengröschel als 'Angebinde' oder 'Eingebinde' ins Taufbettchen, zum Jahre das Jahrkleid, den silbernen Löffel, später um die Faste den 'Gründonnerstag', wovon er sich bei der Schulentlassung durch den 'Abgewöhnlich', d. h. Geld oder Gebetbuch oder Westenfleck löst. In katholischen Familien erhält das Kind seinen Namen oft nach dem Kalenderheiligen seines Geburtstages; Namen vererben sich oft von den Großeltern. Sind schon Kinder gestorben, so gibt man dem Neugeborenen nicht gern ihren Namen; manchmal schützt man das Kind davor, daß es nachgeholt wird, indem man ihm den Namen Adam oder Eva oder einen mit 'Erd-' beginnenden Namen wie 'Erdmann' gibt. Bei der Rückkehr von der Taufe wurde einst nach altdeutschem Brauche das Kind vom Vater zu eigen anerkannt, indem es der Vater von der Erde aufhob. Das Kindelessen heißt 'Laueressen' um Brieg, die 'Pirl' um Glogau, die 'Stippe' oder der 'Quos' im Leobschützer Kreise. Daran nimmt die ganze 'Freundschaft' teil. Es gibt Kindelbier oder gelbe Suppe,

eine Bier- oder Milchsuppe mit Safran, Zucker und Eiern, dann Rindfleisch mit Kren, gekochtes und gebratenes Fleisch, Fisch, Kaffee und Kindelkuchen. Einsegnung und Kirchgang der Mutter ist überall Sitte. Der erste Jahrestag ist ein Familienfest wie der Tauftag; ebenso wird in katholischen Familien der Namenstag festlich begangen. Das Wohlsein des Kindes darf nicht 'berufen' oder 'beschrien' werden; jedes Lob wird sofort eingeschränkt durch ein hinzugefügtes: 'Unberufen, unbeschrien'. Schreiende Kinder erhalten unter das Kissen 'Schlafäpfel', die schwammige Bildung des Gallwespenstiches am Hagebuttenstrauch. Kranke Kinder werden 'gebacken', indem ein Abdruck von ihnen aus Brotteig in den Backofen geschoben wird; auch 'messen' läßt man sie. So gibt es noch manche Sympathiemittel zu ihrem Schutze.

Kinderlied und Kinderspiel. Das Glogauer Vokabular (Hs. IV. F. 85) verdeutscht etwa um das Jahr 1400 das lateinische Wort 'naenia' mit 'wigelit ader Zuseninne' und weist damit den ältesten Wiegenliedvers der deutschen Schlesier nach, der sich heute im schlesischen Schlafliedchen findet: 'Sause ninne sause'. Solche Liedchen und Kinderreime begleiten die ersten Kindheitsjahre. Wenn heute das Kind mit dem: 'Schlof, Kendla, lange, der Tud sitzt uf der Stange' geängstigt wird, so ist schon im 12. Jahrhunderte in einer Predigt als Kinderschrecken (Hs. I. Q. 267) ein 'babus terribilis', also der 'Bubatsch' erwähnt, dem die Mutter ein schreiendes Kind entgegenstreckt, um es dann um so inniger in ihren Arm zu pressen; im 15. Jahrhunderte drohte man auch: 'Der Mönch steckt dich in den Ärmel!' Schoß-, Wiegen- und Reiterliedchen sind im Umlaufe, von denen eins aus Kreuzburg in vielen Abwandlungen in ganz Schlesien nachweisbar ist:

Hansl, mei Gansl, komm mit mir ins Dorf,
da singen die Vögel, da klappert der Storch,
da fiedelt die Maus, da tanzt die Laus,
da springt der Floh zum Fenster hinaus.
Er springt auf die Brücke und bricht sich's Genicke.
er springt auf'n Stein und bricht sich's Bein.
Er geht zum Doktor und läßt sich's heilen,
er greift ins Täschel, hat kein Gröschel,
lauft zu Hause und holt sich eins.

Den Tieren werden Neckverslein zugerufen:

Klapperstorch, du Langbän,
Breng mer ene Schwaster häm,
Klapperstorch, du guder,
Breng mer enen Bruder,
Klapperstorch, du bester,
Breng mer ene Schwester. (Ohlau.)

Seit dem frühen 18. Jahrhundert ist in Schlesien in verschiedenen Fassungen das Malcherlied nachweisbar; auch Pfefferkuchenformen vom Reiter Malcher waren beim Bäcker im Gebrauch.

Malcher wult a Reiter sein, hott a kene Mitze,
Do noahm die Mutter a Ufatoop
Un setzt'n Malchern uf a Koop,
Reit, Malcher, reit.

Als 'Spörner' trägt er Ziegenhörner, als Flinte die Ufakrücke; als Stiefel die Kannen, als Säbel das Kübelscheit, und sein Pferd ist die rote Kuh. Das Kinderspielzeug und die Kinderspiele spiegeln die gesamte Kulturgeschichte. Vorgeschichtlich schon sind die Kinderklappern. Hund und Katze und zahme Vögel, besonders die gelehrige Dohle, der 'Jakob', sind Kinderunterhaltung. Tiere in Ton, Holz, Metall nachgebildet, die Tocke, die im Mittelalter sehr beliebt ist, Steckenpferd, Kreisel, Pfeil und Bogen, Reifenschlagen, Ballwerfen, Stelzenlaufen, Schussern, Kießen, Schippeln mit Bohnen und Kugeln nach der 'Metze' oder Grube, Titschern mit Geldstücken ist überall üblich. Die Knaben leiten das Wasser ab, bauen Teiche, Wehre, Mühlen, lassen Steinchen über die Wasserfläche plätteln. Sie erschrecken hinter der Türe die Leute. Sie spielen mit den Maikäfern. Verschen dazu sind üblich: Maikäfer, fliege, der Vater ist im Kriege, die Mutter ist in Pommerland, Pommerland ist abgebrannt. – Oder man setzt die erste Schnecke auf die Hand und spricht: Schnecke becke recke deine sieben Hörner aus; wenn du sie nicht rausreckst, schmeiß ich dich ei a Graben; da fressen dich die Raben, schmeiß ich dich ei die Scheune, da fressen dich die Schweine. – Beim Pfeifelklopfen im Frühjahre sprechen die Jungen zur Weidenrute:

Feifla, Feifla, gib mer So͡aft,
bis der Pauer a Ho͡aber ro͡afft,
bis die Frau die Kiche kehrt,
bis die Moid a Schwänn naus trät.
Ko͡aff ak nie zu lange,
suste wird mer bange.
Do kumma die tolla Fläscherhunde,
ziehn der's Faal vum Puckel runder.
Die Ko͡atze hot vier Bäne,
die Ko͡atze hot en langa Schwanz,
Feifla, Feifla, blei mir ganz.

Dabei wird die weichgeklopfte Rinde vom Holze abgezogen. Die Kleinen üben sich in schwierigen Sprechübungen, lernen Lieder, Kettenreime, raten Rätsel, erzählen sich Geschichten; sie spielen mit getrockneten Gänsegurgeln und ähnlichen Herrlichkeiten; die größeren Kinder spielen Ringeleinstreichen, Blindekuh, Plumpsack, Versteckslas, Fangspiele, die vielleicht an alte Totentanzspiele anknüpfen, sie ahmen die Verkäufer nach, spielen Kochen, Hochzeit und andere Vorgänge der Umwelt. Zu älteren Überlieferungen gehört das 'Krieche durch, durch die goldne Brücke'. Die schlesischen Kinder singen dabei:

Krieche durch, krieche durch, durch die goldne Brücke.
Sie ist entzwei, sie ist entzwei, wir wolln sie wieder flicken.
Mit was? Mit Gras. Mit Steinerlein, mit Beinerlein. —
Der erste kommt, der zweite kommt;
der dritte muß gefangen sein.

Ein ähnliches Spiel ist in Skandinavien verbreitet. Die goldene Brücke ist eine mythologische Brücke; sie kann mit natürlichen Mitteln nicht erneuert werden. So greift der Erneuerer zum beschwörenden Brückenopfer; er mauert ein lebendes Wesen ein. Dieser Brückenbauzauber ist zur Kenntnis der Menschen gekommen; er wird auf das Bauwerk angewendet, das entweder neu errichtet oder wie in diesem Kinderspiele ausgebessert werden soll. Gras, wie bei den ältesten Brückenstegen als Auflage, kann den Schaden nicht heben; Stein hält nicht; Menschenbein muß geopfert werden. Der 'dritte' Vorübergehende wird im Grunde eingemauert. Mit diesem Kinderspiele stehen wir in den zahlreichen Bauopfer- und Grundstein-

legungssagen; eine uralte Opferhandlung lebt im Spiele der Kinder weiter. Wenn man die ältesten dramatischen Spiele sucht, so wird man weniger an Spiele mythologischen Inhalts zu denken haben wie etwa den Streit zwischen Sommer und Winter, als vielmehr an solche mimische Opfer und Tänze beschwörenden Inhalts, und die Kinderspiele verdienen in dieser Hinsicht als Rest frühester Kultur besondere Beachtung. Anklänge an den alten Glauben von den in Büschen sitzenden elbischen Wesen enthält wohl der Fangvers des Mädchenreigens:

Ringel, ringel, reihe,
wir sind der Kinder dreie;
wir sitzen unterm Hollerbusch,
machen alle: husch, husch, husch.

Dabei fahren sie auseinander, und das in ihrem Kreise stehende Kind sucht eine Mitspielerin zu fangen, die dann seine Stelle einnimmt.— Die Reigenliedchen knüpfen überall an; eines der bekanntesten ist:

Ringel, ringel, Kasten,
morgen wern wir fasten,
übermorgen Kuchen backen
und dazu Stroh neihacken.

Oder das Handwerk wird nachgeahmt und geneckt:

Bittner, Bittner, bumbumbum,
dreimal um die Tonne rum,
dreimal um das Putterfaß,
komm heraus und gib mir was.

Die Knaben ahmen das 'Lemtverkaufen' (Leinwandverkaufen) und das Vogelverkaufen nach. Der Winter bringt Schneeballschlachten, Schlittschuhfahren, Kascheln und Schleppelfahren. Zu dem kulturgeschichtlich wertvollen Bestande der Kinderspiele gehören die Abzählverse der Knaben; sie erzählen oft ihre Geschichte selber; wie französische Formen und Sprachfetzen eindrangen; wie Napoleons Zusammenbruch in Preußen verspottet ward; sie reden von der Lebensführung der Familie, wo 'Kraut und Rüben' Hauptspeise sind; sie ahmen Berufe nach, sind auch zum Teil der Freude an Reimlust und Wortspiel entsprungen, manche dagegen wieder kleine

Balladentexte; so bunt wie das Leben selbst sind diese Kinderverse. Davon einige Proben:

1. Eine kleine Piepmaus
ging ums Rathaus,
wollte sich was kaufen;
hat sie sich verlaufen;
setzt sie sich ins grüne Gras,
macht sie sich die Hosen naß.
(Breslau.)

2. Umnibus, Rumnibus,
esse desse don.
Raple, mente mon.
Raple, mente, Italie,
A — U — S — aus!
(Breslau.)

3. On, dän, droa, katter,
Madmoselle willa watta,
Madmoselle willa wie.
Aen, dän, plasie.
(Waldenburg.)

4. On, trön, tree,
katter, lammer, see,
katter sie, katter so,
die Kapelle Santamo,
Santamo die Doppelrie,
Doppelrie die Kolibrie,
on, tron, tree,
katter, lammer, see. (Wartha.)

5. Eins, zwei, drei, vier,
stand a Mandla vor der Tür,
schlägt die Trommel hinga naus,
ich oder du bist aus. (Neurode.)

6. Eins, zwei, drei, vier, fünf,
sechs, sieben,
Peter, Paulus hat geschrieben
einen Brief
nach Paris.
Doktor Scher
schickt mich her,
ob der Kaffee fertig wär'.
Nein, mein Kind, sollst warten,
geh einstweilen in den Garten.
Ei ja, freilich,
wer ich bin, der bleib' ich.
Da hab' ich frohen Sinn,
adieu, mein Kind. (Frankenstein.)

7. Auf dem Berge Sinai
wohnt der Schuster Kikriki.
Seine Frau, die alte Grete,
saß auf dem Balkon und nähte,
fiel herab, fiel herab,
und das linke Bein brach ab.
Kam der Doktor Hinkelmann,
leimt das Bein mit Spucke an.
(Breslau.)

8. Eins, zwei, drei,
In der Müllerei
ist ein kleines Kind geborn. —
Wie soll es heißen? —
Katharina Rumpeltasche. —
Wer wird ihr die Windeln waschen?
Ich oder du mußt es tun.
(Rieslingswalde.)

Altschlesische Sprichwörter über Kindererziehung.

1. Y liber kynt, y grůsser ruthe. 2. Wen das kint awes gewenet, zo wirt is gerne guttis gemuthis. 3. Das iungste kynt das libeste. 4. Is krummit sich yn der jogunt, das zcu eynem hocken werden wil. 5. Was das libe kint thut, das ist aller wol gethon. 6. Wenne

das kint seynen willen hot, so weynt is nicht. 7. Man setczet nicht kynder obir eyer. 8. Junger engil, alt tewfil. 9. Eygen wille ist zu nicht gut. 10. Wo gute wort nicht helfen, do musz man slege zu hulffe nemen.

Soldatenzeit. Die Soldatenzeit gibt dem Bauerssohn, aber auch dem Kleinstädter in den Augen seiner Heimatgenossen eine besondere Würde; der Urlauber ist ein gefeierter und beneideter Mensch. Auch der Schlesier hat seine Lieblingsregimenter; meist gibt die Uniform den Ausschlag; ein besonderes Glück ist's, wenn er in Berlin bei der Garde gestanden hat. Das Soldatenbild in Extrauniform ziert die Wand über dem Sofa in der Reihe der übrigen Bilder geehrter Familienmitglieder. Noch wirkungsvoller ist der Eindruck, den der alte Kriegsteilnehmer, der Veteran mit seinen Erinnerungs- und Ehrenzeichen macht. Die Teilnahme einer so übergroßen Zahl von Männern am Weltkriege gefährdete die Sonderstellung der einst Auserwählten arg, und der Wegfall der Dienstzeit in der Gegenwart hat damit aufgeräumt. Aus der Soldatenzeit wurden Sprüche und Lieder mit in die Heimat gebracht, die meist scherzhaften Inhalt haben, aber auch den gedruckten Fahnenliederbüchern entstammen, und die in besonderen geschriebenen Liederheften verbreitet werden. So wird der Begriff des Soldaten in solchen Heften festgestellt in Nachahmung der Instruktionsstunde:

'Was ist der Soldat? Ein Soldat ist vom Weibe geboren, zum Leide erkoren, kahlköpfig geschornes, vom Lande gekommenes, bei der Musterung genommenes, gleich anfangs geimpftes, dann nochmals geimpftes, viel Hunger habendes, am Kommisbrot sich labendes, Dauerlauf trabendes, im Eilmarsch trabendes, auf Kommando stillstehendes, langsamen Schritt machendes, im Gliede nicht lachendes, Schweißtropfen vergießendes, Einjährige bedienendes, zwei Groschen verdienendes, krampfhaft marschierendes, aus Verzweiflung kapitulierendes, endlich avancierendes, dann andere führendes, Zulage erhaltendes, Demokraten verachtendes, nach der Köchin schmachtendes, sich nach Ruhe sehnendes und endlich Pension nehmendes, zu Polizisten, Nachtwächtern und Briefträgern sich bequemendes Individium.'

Es entstehen bei den einzelnen Formationen Leiblieder; die 42er Artillerie sang 1918 noch:

Pan Kannonier, Pan Kannonier ist ein geplagter Tier; und wer mir das nicht glauben will, der frag mal 'n Unteroffizier.

Gefreite gibt's in Batterie wie Sand am Meer; denn weil der Aßt so dämlich ist, so krigt er fünf Böhm' mehr.

Achtung, stillgestandn! Pan Wachtmeister kommt schnell. Dem Strafbuch und dem Meldebuch, dem hat er gleich zur Stell.

Pan Leutnant ist ein feiner Herr, ein feiner Herr. Kaum konfermirt, hat motzno (viel) Geld und libt sich Mädels sehr.

Pan Oberleutnant is sich auch ein feiner Mann, ein feiner Mann; nur schade, daß im Felde er kein Pulver riechen kann.

Der Stabsarzt reitet vor der Front, den Säbel an der Seit; er hat schon manchen umgebracht in seiner Dämlichkeit.

Und hundert Meter vor der Front, da reit der Herr Major; ein Bauch hat der sich angeschafft, ihm paßt der Rock nicht mehr.

Der Herr General der inspiziert das ganze fünfte Korps; und hat die Sache mal geklappt, da gibt's ne Wurscht davor.

Brautzeit. Mit der Brautzeit beginnen die Volkssitten, die die Hochzeit umrahmen. Vom Liebesorakel und Liebeszauber der Mägde und Frauen des 13. Jahrhunderts weiß Bruder Rudolf manches zu berichten. 'Sie sprechen gewisse Wörtlein über das Badewasser oder wenn sie ihren Schmuck anlegen. Mond und Sterne reden sie an mit gewissen Worten, da sie wie Gott in die Zukunft schauen wollen. Sie hängen bald ihre Gürtel an die Zäune, bald legen sie die Gürtel über Nacht unter sich und besegnen sich in jener Nacht nicht und sprechen auch kein Wort; damit wollen sie erfahren, welchen Mann sie heiraten. Mit fünf Steinen erforschen sie, welchen Namen sie bekommen. Jedem Steine geben sie einen besonderen Namen. Dann legen sie sie ins Feuer, und wenn sie darauf abgekühlt sind, werfen sie sie ins Wasser. Der Stein, der dann ein Knistern hören läßt, zeigt ihnen, wie sie fest glauben, an, welchen Mann sie bekommen werden. Sie machen auch eine Lauge und stellen sie mit einem Kamme, mit Hafer und etwas Fleisch an das heimliche Gemach und sprechen: 'Komm, Teufel, wasch und kämm dich, gib deinem Pferde den Hafer, deinem Habichte das Fleisch und zeig mir meinen Mann.'

In den Hochzeitsbräuchen hat das 19. Jahrhundert in Schlesien stark aufgeräumt; noch um 1850 waren hier die schönsten Bräuche

heimisch; heute leben hier und da noch Trümmer von ihnen weiter. Der Freier ging auf die 'Begucke'; wurde er angenommen, dann wurde das Mädchen begutachtet; die Eltern besichtigten das Anwesen des Freiers. Das ging alles recht geschäftlich zu. Daneben laufen im Volke noch heute Zaubermittel zur Gewinnung der Zuneigung, zu ihrer Erhaltung oder Vernichtung, die fast immer auf Sympathiezauber beruhen. Ein naher Verwandter des Bräutigams reitet umher, um die Hochzeitsgäste zu laden. In der Ölser Gegend nnd auch anderwärts geht das Brautpaar Sonntags einladen. Dort trug die Braut auch selber den Hochzeitskuchen aus, wofür sie ein Trinkgeld für zwei Bezüge Züchen zusammenbrachte. Um Brieg ging die Braut 14 Tage vor der Hochzeit einladen. Doch muß der 'Druschma' entweder den Einladenden selber begleiten oder nachher die Einladung formgerecht wiederholen. Der 'Druschma, Hochzeitsbitter oder Plampatsch', wie er um Warmbrunn heißt, kennt alle zu beachtenden Formen aus der mündlichen Überlieferung; er geht in schwarzem Anzuge und Zylinder mit dem Sträußchen daran und trägt auch einen Strauch an der Brust und ein Myrtenkränzchen mit langer Schleife, 'Masche', am linken Arme.

Hochzeit. Am Tage vor der Hochzeit wird das Brautfuder, der 'Sturz', nach der Wohnung des Bräutigams gefahren, ein Leiterwagen mit der gesamten Wohnungseinrichtung bis auf die Stücke, die der Bräutigam zu stellen hat, d. h. den Tisch, die Bettstellen, die Tischbank und zwei Stühle. Auf einem solchen Brautfuder sind aufgetürmt: Spinnrad, Rockenständer und Spinnrocken; Garnweife, Hechelbank mit Hechelkratzen; kupferne Bettwärmer, Stiefelknecht, Sofa und Nähtisch; Kleiderschrank, Brotschrank, Glasschrank, Kommode, Wäschetruhe, Flachslade, Speisekasten mit allerlei Gegräupe, Salz- und Mehlmeste, Schemel, Fußritsche, Betten, Wiege, Eierbrett, Käsehaus zum Käsetrocknen, Backkübel zum Brotbacken, Knetscheit, Teigschüsseln, Bornstande, Heukorb mit Topfwaren, Kartoffelkörbe, Heurechen, große Rechen für die Getreidenachreche, Heugabel, Düngergabel, Hacke, Schaufel und Dreschflegel, Schüttegabel zum Aufschütten des gedroschenen Strohs, Getreideschaufeln, Rutenbesen, Rübenschneide, Butterfaß mit

Buttergelte, Butterformen und Buttersieben, Milchkanne, Milchgelte, Sandschaff zum Gefäßescheuern, Wasserkannen, Schäffer und Gelten, eine Wanne zum Wäschewaschen und alles Geschirr, das ins Topfbrett gehört. Auf den Betten des Brautfuders thront die 'Bettfrau' neben dem Spinnrade und Rocken mit zwei Körben Hochzeitskuchen, der in Viertel geschnitten bei der Fahrt unter die Leute geworfen wird. – Der Polterabend scheint in Schlesien noch nicht lange heimisch zu sein. Früh am Hochzeitstage sammeln sich die Gäste bei der Braut. Jeder bekommt dick bestrichene, mit Zucker bestreute Schnitten; was man nicht ißt, bindet man für die Daheimgebliebenen ins Tuch. Dann gibt es Kaffee und Kuchen, wofür jeder der Braut ein 'Handgeld' gibt; das ist das 'Zichten'. In der Warmbrunner Gegend war es beim Abholen der Braut Sitte, daß dem Bräutigam zunächst vom Druschma eine falsche Braut, eine alte Frau, zugeführt wurde, bis die echte Braut aus dem Kuhstalle, wo sie sich versteckte, geholt wurde. Es ist möglich, daß dieser Brauch darauf berechnet war, böse Dämonen, die der Braut auflauern, zu täuschen. Dann sagt der Druschma seine Ansprache her; das ist zum Weinen. Der Vater gibt die Braut aus dem Hause und segnet das Paar. Der Druschma führt die Braut, der Bräutigam führt die Bettfrau, die nun Brautfrau ist. Beim Zichten erhält jeder sein Kränzel an den linken Arm von seiner Jungfer. Der Verlauf der Trauung entscheidet über das häusliche Regiment. Der Bräutigam muß der Braut das Opfergeld verweigern, wenn er die Hauskasse führen will. Die Braut stößt mit dem Finger an die Kirchentür, um sich vor Schlägen zu schützen; sie tritt mit dem rechten Fuße zuerst in die Kirche, setzt ihren linken Fuß auf den rechten des Bräutigams, sucht auf seinen Rockschoß zu knien, ihre Hand über die seine zu legen, alles, um die Herrschaft im Hause zu gewinnen. Löscht bei der Trauung eine Kerze aus, so gibt es Unglück. Kann man zwischen den Brautleuten durchsehen, dann finden auch böse Geister zwischen ihnen Raum. In diesem Sinne schreiben die Provinzialblätter vom Jahre 1788 (8, 334) in einem Berichte über oberschlesische Hochzeitsbräuche: 'Damit aber nicht die Hexen ihr Spiel treiben, so wird, besonders wenn man Unrat zu merken glaubt, einer von den Klügsten

auf Kundschaft vorausgeschickt, welcher auf alles, vorzüglich aber darauf Achtung zu geben hat, daß niemand die Glocke berühret und dadurch Teufelsbannerei verursacht. Da auch allgemein geglaubt wird, daß, wenn zwischen Braut und Bräutigam oder den andern Hochzeitsgästen eine Öffnung, durch die man sehen kann, gelassen wird, sie gar leicht behext werden können, so drängen sich die Hochzeitgäste und Braut und Bräutigam so nahe und so dicht als nur immer möglich zusammen.' Bei 'armen' Hochzeiten wurden die Ringe durch zwei talergroße Myrtenkränzchen ersetzt, die vom Geistlichen geweiht und den Brautleuten aufs Haupt gelegt wurden. Die Braut geht mit der Kerze zum Opfer um den Altar. Einst wurde von dem Brautpaare die Johannesminne getrunken, wenn Wein da war. Eine Saganer Agende aus der Mitte des 15. Jahrhunderts deutet das an (Hs. I. O. 65): 'Dann, falls Wein da ist, beginne der Priester und reiche den Trunk dem Bräutigam, dann der Braut und dem Umstande; haben sie keinen Wein, dann darbet alle.' Beim Heimgange führt der Bräutigam sein Weib zum ersten Male. Wird der Weg durch eine Schnur gesperrt, dann löst sich der Bräutigam durch eine Auflage Getränke. Der Hochzeitsschmaus war vielerorts im Hause des Bräutigams. Bis auf die Kindelsuppe deckt sich der Hochzeitsschmaus im wesentlichen mit der Speisefolge des Kindelessens. Den Zuschauern reicht man durchs Fenster. Der Druschma macht die nötigen Witze. Fürs Wiegenband, für den Druschma, die Kochfrau und die Aufwaschfrau, auch für die armen Kinder wird mit dem Teller gesammelt. Abends geht es in den Kretscham zum Tanze. Der Kretschmer hat den ersten kunstvollen Reigen mit der Braut. Um 12 Uhr wird ihr der Kranz abgenommen. In Schlesien kannte man einst das Kränzelsingen, dessen Inhalt aus den beliebtesten Motiven der Volkslied- und Rätselpoesie genommen war. In den Provinzialblättern vom Jahre 1829 (Ergänzungsbogen S. 1) steht ein solches Wechselgespräch.

Zwiegespräch um das Kränzlein

Jungfer: Mein vielgeliebter, ehrbarer Junggesell! Es sind in unsern Landen nicht Sitten, daß die Junggesellen um das Kränzlein bitten.

Junggeselle: Meine vielgeliebte tugendsame Jungfer! Drum sind die Jungfern also frechen, daß sie tun den Junggesellen das Kränzlein versprechen.

Sie: Ich saß auf einem Raine, ich machte mir ein Kränzlein alleine; es half mir weder Reiter noch Knecht; mein Kränzlein ist noch nicht gerecht.

Er: Ich setzte mich wohl gar nahe dabein; ich machte der Gesäße schöne zwein; ich hoffe, das Kränzlein wird mein eigen sein.

Sie: In meines Vaters Garten, da stehen zwo Wieten (Weiden), davon habe ich die schönste gebogen; die Nachtigall ist durchgeflogen. Werdet ihr sie mir wieder zurück durchjagen, so sollt ihr mein Kränzlein von hinnen tragen.

Er: Ich will mich machen zu einem kleinen Waldvögelein; ich will mich schwingen in die Luft hinein; ich will sie wieder zurückjagen und werde das Kränzlein von hinnen tragen.

Sie: In meines Vaters Garten, da steht eine Pappel, daran hangen drei goldne Tropfen; werdet ihr mir den untersten und obersten rühren an, den mittelsten lassen stille stahn, so könnt ihr mit meinem Kränzlein von hinnen gahn.

Er: In meines Vaters Stalle, da steht ein Rappen, denselben will ich satteln; ich will reiten unter die Pappeln; ich will den obern rütteln, den untersten schütteln — ich hoff, das Kränzlein wird stehn auf meinem Hütteln.

Sie: Was ist weißer als der Schnee? was ist grüner als der Klee? was ist schwärzer als die Raben? was ist tiefer als die Graben? was ist stolzer als die Knaben?

Er: Der Tag ist weißer als der Schnee, die Raute ist grüner als der Klee, die Feder ist schwärzer als die Raben, das Roß ist stolzer als die Knaben — jetzt will ich das Kränzlein haben.

Sie: Schwarze Saat auf weißem Acker steht bisweilen dick und wacker. Rat mir das und noch so viel, so steht das Kränzlein nach euerm Will.

Er: Wenn ich wär ein gelehrter Mann und sollte über denselben Acker gahn, so wollt ich wissen, was drauf stahn, und will gleichwohl das Kränzlein han.

Sie: Ich ging spazieren über grüne Au; ich wand mir ein Kränzlein grün und blau; ich wand mir es ein — drum muß das Kränzlein ja meine sein.

Er: Ich ging spazieren nicht weit vorbein, das Kränzlein gefiel mir von Herzen fein; ich hoffe, es wird bald meine sein.

Sie: Werdet ihr mir erschwingen, wie die kleinen Waldvögelein singen, so sollt ihr mein Kränzlein von hinnen bringen.

Er: Einer singt grob, der andre singt klein; ich hoffe, das Kränzlein ist mein.

Sie: Was ist härter als ein Stein? was ist geschwinder als ein Pfeil?

Er: Das Menschenherz ist härter als ein Stein, und die Gedanken sind schneller als ein Pfeil. Gebt mir das Kränzlein in aller Eil.

Sie: Was ist heißer als der Brand? Was ist größer als die Schand? Was ist schwerer als der Sand?

Er: Das Blei ist schwerer als der Sand. Die Wahrheit ist heißer als der Brand. Die Gnade Gottes ist größer als die Schand. Schenket das Kränzlein dem Junggesellen, zu Ehren dem ganzen Vaterland.

Sie: Mein Kränzlein ist auch viel zu schlecht und noch darzu auch nicht gerecht.

Er: Mein Haupt ist mir gar glatt und schlecht; das Kränzlein ist mir schon gerecht.

Sie: Da habt ihr die Kränzlein beide und traget sie mit großer Freude. Ihr habt sie wohl von mir erbeten und kommt so sauber hergetreten. Gott gebe dazu seinen Segen, daran das meiste ist gelegen.

Er: Also, meine vielgeliebte Jungfer! ich tu mich freundlich bedanken mit den Schwaben und Franken, und wenn ihr werdet kommen in mein Vaterland, so will ich mich machen mit euch bekannt; will lassen decken Tisch und Bänken, den Met und kuhlen Wein will ich euch schenken, daß ihr sollt mein gedenken; — wird es gleich aus einem kleinen Wasserbörnlein mit meiner Hand geschöpft sein.

Für das Kränzlein erhält die Braut die Haube. Nach dem Einhauben geht der Tanz weiter; am Morgen kehrt der Hochzeitszug mit Musik in das Haus des Bräutigams zurück. Die Hochzeit zog sich an manchen Orten drei Tage hin; 50 bis 60 Gäste waren nicht selten. Die Geschenke bestanden in Eimern, Wasserkannen, Waschschäffern, Kochtöpfen und Schüsseln von Eisen, Wiege mit Kinderwäsche, seltener aus Porzellan und Glas.

Begräbnisbräuche. Gemeinsam geht es durch Lust und Leid, bis der Tod das Ziel setzt. Die Todesanzeichen gehören überwiegend in die älteste Volksüberlieferung von den Seelengeistern, die die Lebenden abberufen. Der Nachtkauz ruft, der Totenwurm sägt, die Totenuhr tickt, das Klageweibel weint, Leichenbretter fallen, Bilder stürzen von der Wand. Und wenn einem ein Schauer über den Rücken läuft, dann ‘hoppt’ einem der Tod übers Grab. Die über den Sonntag stehende Leiche zieht einen anderen nach; ebenso der Blick des Toten. Der Sterbende hat einen leichteren Tod, wenn ihm Bibel und Gesangbuch unter den Kopf gelegt werden; in Oberschlesien wurde er früher auch auf die bloße Erde gelegt.

Im katholischen Hause wird die geweihte Sterbekerze angezündet. Man tut alles, um die Wiederkehr des Toten zu verhindern; man drückt sofort seine Augen zu, öffnet die Fenster, verhängt den Spiegel, um der Seele den Weg aus dem Anwesen zu öffnen. Der Bienenzüchter Überschär aus Höfel bei Löwenberg teilt in den Provinzialblättern 1816 (63, 416) mit: 'Unter die wichtigen Vorurteile, so bei der Bienenpflege bekannt sind, rechne ich ferner drittens: den Aberglauben oder die fortgeerbte Gewohnheit, bei den Todesfällen der Bienenwirte diesen hinterlassenen Bienen den Tod ihres bisher gewesenen Eigentümers durch andere Personen bekannt machen zu lassen. Dies geschieht nun auf folgende Weise: Man klopft an die Stöcke und meldet es den Bienen durch ein wirkliches Reden, daß ihr Herr gestorben sei.' Der Brauch lebt noch heute; das Besitzrecht des Herrn wird dadurch aufgehoben; sonst folgen die Bienen dem Toten. Ein Licht brennt bei der Leiche als Rest alter Totenwacht. Auf die Leiche und ihr Kleid dürfen keine Tränen fallen; das raubt dem Toten die Ruhe. Ist die Leiche beim Ankleiden starr, hilft dreimaliger Anruf mit dem Namen. Lieblingsgegenstände und das, was der Tote täglich brauchte, Kamm, Schere, Gebetbuch, bei Kindern Spielzeug und Puppe, werden in den Sarg gegeben. Die Träger werden mit Rosmarin geschmückt und erhalten in die linke Hand eine Zitrone, das Sinnbild des Lebens. Hinter dem Sarge eines Junggesellen trägt eine Jungfrau, hinter dem der Jungfrau ein Jüngling ein Kissen mit Kranz und Widmungsschleife. Die Leichenfrau geht von Haus zu Haus und bittet um christliche Teilnahme bei der Beerdigung. Die Stühle, auf denen der Sarg stand, werden umgeworfen; die Pferde müssen mit dem Leichenwagen dreimal anrücken, die Träger den Sarg dreimal heben, ein Rechtsbrauch, der dem Toten das Besitzrecht aufsagt. Das Hoftor wird erst beim Auszuge geöffnet und sofort wieder geschlossen. Besondere Totenwege waren in Schlesien früher nicht selten. In Oberschlesien gruben die Verwandten das Grab, das mit Hauswurz bepflanzt wurde. An Allerseelen brennen darauf Lichter. Das Traueressen war nicht ausgiebiger als heute; es wurde viel getrunken, 'das Fell versoffen'; was hier als Roheit empfunden wird, ist erklärlich als Rest alt-

germanischer Totenfeier, besonders der Brauch, das Essen mit Tanz zu beschließen. Das Leichenbrett, auf dem die Leiche gewaschen und früher zu Grabe getragen wurde, wurde besonders in der Grafschaft Glatz mit Kreuz und Inschrift versehen und an begangenen Wegen zur Erinnerung aufgestellt, auch als Steig über Gräben benutzt. Stein- und Reisighaufen gaben die Stelle an, wo einer den Tod fand; das sind heute die als 'toter Mann', 'toter Junge' bekannten Stellen. Gewaltsamer Tod wurde durch Steinkreuze oder Martern gesühnt. Gehängten gibt man vor dem Losschneiden eine Ohrfeige, damit sie einen nicht belästigen. Arme Seelen zeigen sich als Feuermänner, 'großer Leuchter', bis sie erlöst sind. Hexenmeister und Hexen gehen um, bis man sie bannt.

Grabstätten. Gegen die Sitte übermäßiger Grabbeigaben richteten sich schon zeitig griechische und römische Gesetze. Bei uns im Norden Europas bestanden diese Beigaben in Pferden, Waffen, ja, ganzen Schiffen; zur Hilfeleistung im Jenseits schlachtete man am Grabe des Herrn auch seine Sklaven. In der ältesten Zeit wurden die Toten, vielleicht nur der Hausvater, im Hause selbst unter dem Herde bestattet. Später ahmte man bei Begräbnisstätten außerhalb des Hauses wenigstens den Hausbau nach. So entstanden als Begräbnisplätze die sogenannten Hünenbetten und Riesenstuben, Sippengräber, wie die ältesten Wohnungen wohl auch Sippenwohnungen gewesen sind. Die Beisetzung in Särgen kannte Europa zunächst nicht. Etwa um 1000 v. Chr. kommen in Griechenland große Tongefäße auf, in die man die Toten hineinzwängt. Ägypten kannte schon im vierten Jahrtausend v. Chr. Steinkisten, und aus dem Orient wurden die Sarkophage aus Stein, Ton oder Holz in Griechenland eingeführt. Von da aus breitet sich diese Sitte nach Norden aus, nur daß man sich hier mit einem ausgehöhlten Baumstamm begnügte, während man für die Reichen Steinkisten und megalithische Bauten verwandte. Alle diese Bräuche dienten der Erhaltung und Versorgung des Leibes. Mitten in diesen Zuständen sehen wir plötzlich die Feuerbestattung aufkommen, die gerade das Gegenteil, die möglichste Vernichtung des Leibes bezweckt. Zeit des Aufkommens, Ursprung und Heimat dieser neuen Sitte sind uns

noch ebenso Rätsel wie ihre Bedeutung. Bei den Griechen und Trojanern der homerischen Zeit tritt sie in Europa wohl zuerst auf. Perser, Meder und Szyten kennen sie nicht. Nach der Erklärung Homers sollte durch das Verbrennen der Seele die Möglichkeit gegeben werden, sich vom Körper zu trennen und ins Totenreich zu fliegen; auch das Wiederkehren des Toten soll dadurch verhindert werden. Dann finden sich Leichenbrand und Begräbnisstätten in Europa nebeneinander. Die ausschließliche Bestattung durch Verbrennen ist wohl bei keinem europäischen Volke Sitte gewesen; etwa im 5. Jahrhunderte v. Chr. sind beide Sitten in Europa nebeneinander üblich; Kinder scheinen nie verbrannt worden zu sein. Es kam auch vor, daß ein Toter halb verbrannt und dann begraben wurde. In allen Fällen wurde die Brandasche beigesetzt, die Feuerbestattung also mit der Beerdigung verbunden. Das Christentum sah im Verbrennen eine der vielen heidnischen Sitten, die es bei den bekehrten Völkern bekämpfen mußte, und so schwand dieser Brauch mit der zunehmenden Christianisierung Europas, bis in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Agitation für die Feuerbestattung einsetzte. Die Begräbnisstelle für die Vornehmen war im Mittelalter das Innere der Kirche. Die Grabstätten wurden unter dem Fußboden eingemauert und mit einer Steinplatte geschlossen. Diese Platten waren absichtlich den verwischenden Schritten preisgegeben und trugen anfangs nur einfache Zeichen: ein Kreuz oder ein Wappenschild und eine kurze Inschrift. Allmählich verzierte man sie in flachem Relief mit dem Bilde des Toten, für dessen Charakteristik die allgemeinen Merkmale seines Standes und Alters genügten. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts werden die Züge porträtähnlich; die kunstvolleren gotischen Darstellungen werden jetzt sarkophagähnlich untermauert oder von kleinen Pfeilern als Hochgräber über den Boden gehoben, auch an die Wand aufrecht hingestellt, in der Kirche und später in den Kreuzgängen. Mit den Inschriften werden Andachtsbilder verbunden. So entsteht das mittelalterliche Epitaph und der heutige Grabstein. Als die Kirche als Begräbnisplatz nicht mehr ausreichte, wurde auch für die Reichen der Raum rings um die Kirche gewählt; so ist die stimmungsvolle

Einheit zwischen Kirche und Friedhof erwachsen, die den Städten verlorengegangen ist, aber den meisten schlesischen Dörfern als Schmuck bis zur Gegenwart erhalten blieb; hier ist auch noch das einfache Holzkreuz nicht ganz vom Marmorstein als Grabschmuck verdrängt. Die schlesischen Dorffriedhöfe sind ein wesentliches und der Pflege würdiges Stück der Volkskunst und ein wertvoller Ausdruck des Volksgeistes geblieben.

X

Volksfrömmigkeit

Wesenszüge. Drei Grundzüge geben der älteren schlesischen Volksfrömmigkeit ihre Eigenart. Das Volk sucht die von der Kirche gebotenen Glaubens- und Sittenlehren mit starkem Gefühl zu erfassen und zu durchdringen; es strebt, die kirchlichen Lehrinhalte in den Nöten und Zielen des praktischen Lebens nutzbringend zu verwerten; es verlangt nach Gestaltung der religiösen Stoffe zu klarer Anschaulichkeit. Dem ersten, mehr psychologischen Grundzuge des Volkes der kirchlichen Lehre gegenüber entspricht eine gewisse Auswahl; nicht alle theologischen Inhalte, nicht das gesamte System der Glaubens- und Sittenlehre und des kirchlichen Lebens stehen dem Volke gleich nahe. Nur einen Teil macht es sich zum lebendig erfaßten Eigentum. Auch können die Stoffe, die so vom Gefühle durchdrungen werden, unter äußeren Bildungseinflüssen starker Verschiebung unterliegen; was einst dem Volke fremd blieb, wird ihm so lieb und vertraut; andere vom Gefühl einst umworbene Stoffe sinken dafür mit der Zeit in die Vergessenheit. Der zweite Grundzug ist mehr rational, ein Trieb zur Anpassung an die Bedürfnisse des Daseins. Dieser Trieb führt leicht ab vom wahren Wesen des Religiösen, lockt zur Veräußerlichung, führt besonders im Bittgebete zu Vorstellungen, die mit unchristlichem Denken verwandt sind, zu Versuchen, die Erfüllung von geistlichen und leiblichen Wünschen in besonders gestalteten Gebetsübungen von Gott zu erzwingen, also letzten Endes zum heidnischen Zauberglauben. Die schlesischen Gebete des Mittelalters sind diesen Gefahren volkstümlichen Denkens und Strebens nicht immer entgangen. Liegt in diesem Streben die bedenkliche Schwäche volkstümlicher Frömmigkeit, so liegt in dem dritten Grundzuge eine uns heute fast fremd gewordene Stärke. Der ästhetische Trieb, das künstlerisch-schöpferische Streben des Volkes nach eigentätiger Weiterbildung des Überkommenen, nach anschaulicher Gestaltung religiöser Gedanken war nie kräftiger als im ausgehenden Mittelalter. Die schlesische Volksfrömmigkeit dieser Zeit entfaltet sich hier, wenn auch nicht in der Schöpfung, so doch in der

Pflege übernommener phantasievoller Legenden, in der Hervorbringung gestaltungsklarer Werke der bildenden Kunst, und dieser Geist lebt noch heute in der Fülle volkstümlicher Andachtsübungen, die damals aus dem lebendigen Drange nach Eigenbetätigung in bewegter Religionsübung entstanden. Die Quellen, die die Volksfrömmigkeit speisten, sind mannigfach gewesen. Zur Entfaltung volkstümlicher religiöser Betätigung führte die mystisch-gotische Allgemeinstimmung, die das mittelalterliche Europa überflutete, als die mehr auf die dogmatischen Inhalte gerichtete Frühzeit romanischen Kunstgeistes vorüber war. Damit verbindet sich in Deutschland das unbewußte Weiterwirken altgermanischer Anschauungen auch auf religiösem Gebiete. Im Bürgertume des deutschen böhmisch-schlesischen Ostens macht sich gleichzeitig ein kräftiges Streben nach höherer Bildung bemerkbar, das auch dem religiösen Volksleben neue wertvolle Antriebe geben mußte. Die religiöse Gesinnung, die in der Prager Renaissancebewegung des ausgehenden 14. Jahrhunderts lebt, fördert die religiöse Volksbewegung durch die Gründung neuer Kartäuser- und Augustiner-Eremitenklöster, in denen neue kirchliche volkstümliche Übungen gepflegt werden. Auch die Franziskaner, weniger die in streng scholastischen Bahnen wirkenden Dominikaner, kommen diesen Neigungen des Volkes entgegen. Als die Barockgesinnung religiöses Leben zu neuer Betätigung entfacht, übernehmen am Ende des 17. Jahrhunderts die Zisterzienser, besonders in Grüssau, die Pflege der Volksfrömmigkeit, der die Jesuiten neue Stoffe und Ziele erschlossen hatten.

Lieblingsheilige. Die Betätigung des Gefühls offenbart sich am besten in der Stellung des schlesischen Volkes zu den Lieblingsheiligen. Dem Volke wurden seine Heiligen in der Predigt vorgestellt, die oft mit der Heiligenlegende verbunden war. Gepredigt wurde vor dem Volke im 15. Jahrhunderte an zahlreichen Festtagen; an Mariä Empfängnis, Lichtmeß, Heimsuchung und Himmelfahrt; am Dreikönigstage, an den Festen der Heiligen: Augustin, Alexius, Mauritius, Wenzeslaus, Georg, Klemenz, Martin, Nikolaus, Laurentius, am Feste Johannes des Täufers, an allen Aposteltagen,

am Feste des hl. Hieronymus und am Michaelstage; an den Tagen der heiligen Frauen und Jungfrauen: Anna, Elisabeth, Hedwig, Apollonia, Agatha, Magdalena, Katharina, Margaretha, Dorothea, Christina, Barbara, Euphrosina, Ursula, Klara. Das Volk hatte also eine reiche Auswahl; aber die Stellung zu diesen Heiligen war recht verschieden. Den einen nahte man mit entschiedenem Respekt. St. Peter und St. Paul waren eng verknüpft mit der Vorstellung von Rom und der päpstlichen Lösegewalt, und manche Romfahrerlegende bot eine Stütze für die Überzeugung von der Gewalt und Würde dieser Heiligen. Ähnlich erging es St. Jakob, dessen Leib in Santiago di Compostella das Wallfahrtsziel der Jakobsbrüder war und durch reiche Wundererzählungen in eine Sonderverehrung erhoben wurde. Mancher andere Apostel hatte unter dieser Bevorzugung der Apostelfürsten und St. Jakobs zu leiden. Wenn am Tage der Teilung der Apostel das Apostellos gezogen wurde, das dem einzelnen einen bestimmten Apostel zur besonderen Verehrung zuwies, da kam es wohl auch zu Äußerungen des Unwillens, wenn einer anstatt der großen Apostel einen weniger angesehenen loste. Legenden erzählen vom hl. Andreas, wie er den ihm durchs Los zuerteilten Schutzbefohlenen seine besondere Hilfe in der Not angedeihen läßt und sie so zur Einsicht bringt, daß auch er an Macht groß sei vor Gott. Auch St. Thaddäus muß sich bei frommen Menschen beklagen, daß er zu wenig Verehrung finde. Andere Legenden zeigen die beiden Johansen, den hl. Täufer und den heiligen Evangelisten, in edlem Wettstreite, indem sie gegenseitig in Festpredigten die Verdienste des anderen als die größeren hinstellen und so das Volk zur besonderen Verehrung des Gefeierten einladen. Groß ist die Macht der hl. drei Könige; gegen Krankheiten, besonders gegen Krämpfe schützt die Anrufung ihrer Namen; in schönen Legenden wird ihre Fahrt zum Heilande erzählt. Als mit der Renaissancebewegung von Johannes Andreä die Legende von Hieronymus und dem Löwen neu gepflegt und von Norditalien nach Böhmen übertragen wird, bemächtigt sich dieses Motivs alsbald die Buchmalerei, und damit dringt die Darstellung in die volkstümliche Kunst in der Form etwa, wie sie das Breslauer Domportal zeigt und von Albrecht

Dürer im Kupferstich ausgestaltet wird. Gegenstand herzlicher naiver Verehrung wird der hl. Christophorus, dem die Überlieferung besonders gern die Kraft zuschreibt, vor Blitz zu schützen und seinen Verehrern in der Nacht frohe Träume zu senden. Alle diese Heiligen aber treten dem Volke bei weitem nicht so nahe wie die durch ihre heldenhafte Überwindung aller Anfechtungen und Qualen in der Legende besonders gefeierten heiligen Frauen. In lateinischen rhythmischen Gedichten werden im schlesischen Mittelalter Barbara, Katharina, Dorothea und Margaretha gepriesen. Um St. Katharina ranken sich anmutige Legendenneubildungen, wie sie in dem Jungfrauenkloster Kemberg bei Wittenberg Jahre hindurch die Stelle einer ihr in Verehrung ergebenen Äbtissin eingenommen habe, als diese in eitler Weltlust dem Kloster entflohen war, und wie sie ihre Dienerin zur Buße zurückführt. Oder wie sie sich mit einem Jüngling, der ihr treu diente, verlobte, indem sie ihm ein duftendes Kränzlein schenkte, und wie sie seine Gattin später vom Tode erweckte. Auch von St. Agathas Hilfe berichtet die Legende, wie sie einem ihr dienenden Ehepaare das von einem Eber zerfleischte Kind zum Leben erweckt. So wird auch St. Elisabeth verherrlicht. St. Hedwig tritt um die Mitte des 14. Jahrhunderts in die Schar der in Schlesien volkstümlichen Heiligen ein. Sie alle übertrifft aber die Verehrung der hl. Anna, deren Kult seit dem 12. Jahrhunderte zunimmt und um 1500 seine Blüte erlebt, und die Verehrung Marias, deren Legenden unzählige sind. Marienpredigten, Marienlieder und Gedichte sind in jedem Kloster heimisch und dem ganzen Volke vertraut. Die Würde der Heiligen in der Kirche, die heldenhafte Märtyrergesinnung sind zunächst die Gründe, die zur Verehrung in den breiten Volksschichten geführt haben. Aber kräftig wirkt mit die aus der Heiligenlegende entnommene Zuversicht, mit der diese Heiligen in besonderen Nöten um Hilfe angerufen werden. So zählt eine in volkstümlicher Einfalt abgefaßte Abhandlung des 15. Jahrhunderts von 70 Heiligen die Merita, die besonderen Gnaden, auf, die sie bei Gott erwirken können (Hs. I. F. 737). Da wehrt St. Nikolaus dem Teufel; er erbittet Nachkommenschaft; Johann der Evangelist schützt vor wilden Tieren; St. Gregor hilft den

Studierenden und schützt vor der Pest. So hat jeder der angeführten Heiligen seinen besonderen Schutzbezirk in Seelen- wie in Leibesnöten. Noch aber ist die Gruppe der heute so volkstümlichen Vierzehn Nothelfer nicht recht einheimisch. Erst in einem Indulgenzbriefe vom Jahre 1496 wird einer Vierzehnnothelferkapelle im Trebnitzer Buchenwalde gedacht. Sie sind ja auch vor dem 15. Jahrhunderte in ihrer heutigen Zusammenstellung nicht nachweisbar. Der deutsche Ursprung der Gruppe ist aber sicher. Die besonderen Privilegien der Heiligen sind schon aus der Zeit vor dem 14. Jahrhunderte bekannt, nur nicht bei Cyriacus, dem erst das Nürnberger Passional (A. Koberger 1488) den Schutz vor bösen Geistern im Tode zuschreibt. Die katholische Pfarrkirche in Neiße besitzt das schönste aller schlesischen Nothelferbilder, das von Albrecht Dürers Bruder Hans (1490 bis um 1538) gemalt ist. Erst Abt Bernhard Rosa von Grüssau hat die Verehrung der Nothelfer in Schlesien in jüngerer Zeit zum Volksbesitz werden lassen, indem er aus Langheim-Vierzehnheiligen in Oberfranken die Anregung zum Bau einer Nothelferkapelle in Ullersdorf mitbrachte; die Kapelle entstand 1685; der Papst verlieh Ablaß für den Christophorustag; Gelöbnistafeln bezeugten dort bald Gebetserhörungen. Nach der Grüssauer Überlieferung (Hs. IV. Q. 186) sind die besonderen Gaben dieser Heiligen die folgenden: 1. St. Georg hat 'von Teufflischen reitzungen undt Lüstigen nachstellungen befreyet'. 2. St. Blasius hat 'stäckendes Halls-weh undt unerträgliche Armuth gelindert'. 3. Bischof Erasmus hat sich 'in aller Tribsal' als gütiger Vater erwiesen. 4. St. Pantaleon erbittet den schlimmsten Sündern Barmherzigkeit. 5. Der Knabe Vitus läßt oft beängstigte Seelen aus vorstehendem Schiffbruch an 'weldlichen gefahren' errettet werden. 6. St. Christoph schützt Haus und Hof vor Brand, Donner und Hagel, vor Hunger und Pestilenz. 7. St. Dionysius schützt in gefährlicher Todesnot. 8. St. Cyriacus hilft in zweifelhafter Gewissensangst. 9. St. Achatius erfleht der göttlichen Gnade kräftigen Beistand. 10. St. Eustachius erfleht dem Sünder Bekehrung aus seiner Verblendung. 11. St. Ägidius erfleht dem büßenden Reumütigen Nachlaß verborgener Missetat. 12. St. Margaretha hilft

in der Geburtsstunde. 13. St. Katharina hilft in der Sterbestunde. 14. St. Barbara läßt ihre Verehrer nicht ohne Beicht und letzte Wegzehrung die Straße zur Ewigkeit gehen. – In der Pfarrkirche zu Reinerz steht ein schöner Barock-Nothelfer-Altar; in der Kirche zu Crainsdorf bei Ludwigsdorf umgeben die 14 Medaillons der Heiligen das Bild der schmerzhaften Mutter. – Als Helfer gegen die Epilepsie, die 'fallende Sucht', wird auch in Schlesien St. Valentin, der Bischof und Märtyrer, verehrt; sein Bild ist in vielen Kirchen zu treffen. – Pestpatron ist der hl. Rochus. Dem Heiligen, der 1295 in Montpellier geboren ist und sich in Italien der Pflege der Pestkranken widmete, ist in Schlesien schon 1385 ein Spital in Ohlau geweiht. Auch die Pfarrkirche in Proschau, Kr. Namslau, das nicht mehr bestehende Spital in Zülz aus dem 16. Jahrhunderte, eine 1484 in Sagan auf dem Judenberge errichtete, aber 1555 abgebrochene Kapelle, je eine Kapelle in Ziegenhals zur Erinnerung an die Pest von 1625, in Zuckmantel und früher auch eine 1637 vor Neiße in der Mährengasse errichtete Kapelle waren ihm geweiht. Die besonderen schlesischen Pestjahre sind 1267, 1301, 1333, 1413, 1460, 1521, 1572, 1607, 1613, 1625, 1633 und 1680. Neiße hat noch heute am Rochustage eine Gelöbnisprozession. Ein wahres Volksfest ist das Rochusfest in Groß-Döbern, Kr. Oppeln, am 15. und 16. August. Das Rochuskirchlein steht dort auf einem kleinen Hügel in einem alten Friedhofe in fast 2 km Entfernung von der Pfarrkirche; die im 17. Jahrhunderte erbaute Kapelle ist der heutigen aus der Zeit um 1771 gewichen. Die Gelöbnisprozessionen und die aufgeschlagenen Jahrmarktsbuden beleben den sonst waldstillen Ort mit oft mehr als 4000 Festteilnehmern. – Unter den Heiligen der Bettelorden ist der hl. Antonius, der 'Wiederbringer verlorener Sachen', recht angesehen. – Schlesien ist übersät von Johann v. Nepomuk-Statuen; die Barockdarstellungen ahmen oft die Figur auf dem Grabe des Heiligen im Prager Veitsdome oder die Brückenfigur der Prager Karlsbrücke nach. Schon vor seiner Heiligsprechung im Jahre 1729 wurde der wegen der Wahrung des Beichtgeheimnisses 1393 von König Wenzel in der Moldau ertränkte Domherr in Gebeten angerufen und durch Bilder und Statuen in

Schlesien ausgezeichnet. An seinem Feste am 16. Mai hört man das alte Volkslied: 'Johann von Nepomuk, ein Zier der Prager Bruck, der du hast müssen dein Leben büßen im Moldaufluß'. In den Gebirgsdörfern trägt noch mancher alte Bauer seinen Namen: Pomucen. – In Böhmen und Mähren hat sich eine eigenartige Umwandlung der Volto-Santo-Legende aus der Stadt Lucca Eingang verschafft; diese Umwandlung muß sich im 14. Jahrhunderte in Südwestdeutschland vollzogen haben; ihr Ergebnis war die Schaffung einer neuen volkstümlichen Heiligen, der hl. Kümmernis oder Wilgefort. Die Verehrung dieser Heiligen dringt auch in die Grafschaft Glatz und nach Schlesien herüber. Die bekannteste Darstellung besitzt der Wallfahrtsort Albendorf; dorthin ist die Verehrung der sonderbaren Heiligen durch Daniel von Osterberg aus Prag im Jahre 1688 gebracht worden. Ihr Bild stellt eine gekrönte bärtige Frauengestalt in königlichem Gewande dar. Das Andachtsgebet zu ihr, das 1707 in dem 'Himmlischen Jerusalem' des Zisterziensers Friedrich Mibes aus Osseg in Böhmen nachweisbar ist, lautet in dem von den Heinrichauer Zisterziensern 1725 herausgegebenen Gebetbuche 'Frisch-erschallender Echo' mit geringen Abweichungen vom Osseger Texte:

Zu der Heil. Jungfrau und Martyrin Wilgefort oder Kummernuss / Patronin in Kummer und Trübseeligkeiten.

O Heilige tapffere Heldin und reine Jungfrau! die du deiner Jungfrauschafft halber / deines Vattern Liebkosende Antragungen / und Königliche Praesent / durch Gottes Gnad verworffen / seine grausame Marter / Peyn / und Creutzigung nicht geförchtet / deine schöne Leibs-Gestalt und gestalte Schönheit nicht geachtet / und umb der Reinigkeit und Catholischen Glaubens Willen den Todt bereit überstanden; Ich verehre und benedeye dich als meine sonderbahre Patronin / mit demüthiger Befehlung meines jetzigen und jederzeit zustehenden Ubels und Trostlosen Standes usw.

Ein 1830 wohl in Neiße gedrucktes Doppelblatt mit dem Bilde der Heiligen bietet fast wörtlich den Osseger Text; noch um 1912 wurde in den Albendorfer Buden ein solches Doppelblatt mit Bild und Litanei verkauft; heute ist es nicht mehr erhältlich; so ist auch dieses Stück der Volksfrömmigkeit im Aussterben. – Das bürgerliche

Leben erhielt aus solchen religiösen Feiern und Vorstellungen manche Anregung und Abwechslung. In der jetzigen evangelischen Kirche zu Brieg bestand seit dem Mittelalter eine Katharinenkapelle, in der sich täglich zur Messe die unverheirateten Bürgertöchter zusammenfanden. Sie schmückten die Kapelle mit Kränzen und Wachsherzen, um recht bald einen Mann zu bekommen. Nach ihrer Verheiratung hängten sie dort ein geöhrtes Geldstück auf; es soll davon 800 gegeben haben. 1517 wurde für 20 Gulden ein Altarbild von Albert von Nürnberg (Dürer?) angeschafft. Die Jungfrauen bildeten eine eigene Gilde der Käthenmägde. Gestorbene Gefährtinnen trugen sie auf ihren Schultern zu Grabe. Am Vorabende des 25. Novembers, des Katharinentages, beschenkten sie sich mit Marzipan, das man Käthensterne nannte, auch mit geputzten Apfelsinen; der Festtag schloß mit einem Tanz, zu dem die Junggesellen der Stadt geladen waren. – Die von den Dominikanern und Franziskanern besonders verehrten Heiligen bleiben den Schlesiern schon etwas fremder als die altüberlieferten Gestalten; vertrauter werden dem katholischen Volke erst wieder die in der Gegenreformation durch die Barockkunst und das Wirken der Jesuiten bevorzugten Gestalten; aber die legendenbildende Kraft ist dann längst versiegt, und diesen jüngeren Heiligen fehlt der Strahlenkranz der volkstümlichen Legendenpoesie des Mittelalters.

Wallfahrten. Das frühere Mittelalter kennt nur Wallfahrten zu Stätten, die mit dem Leben des Herrn, Marias und der anderen Heiligen in unmittelbarer Beziehung stehen, zu den Reliquien und somit nur zu den Marienbildern, die Reliquienwert haben, weil die Legende ihre Entstehung in die Lebenszeit Marias zurückverlegte. Aus der schlesischen Überlieferung wird über solche Wallfahrten manches berichtet. 1139 wird berichtet, daß der Priester Otto von der Michaeliskirche in Breslau zweimal in Jerusalem war. Die Brüder des hl. Grabes erhalten 1189 Wartha mit der Bedingung, daß die Namen der gestorbenen Kanoniker nach Jerusalem gemeldet werden, damit dort für sie Seelenmessen gelesen werden können. Vor der Fahrt wird das Testament gemacht; das tut 1224 ein Secech aus dem Herzogtum Oppeln. 1233 gibt es schon in Liegnitz eine

Kirche zum hl. Grabe. 1349 geht Ritter Stephan von Reichenbach nach den heiligen Stätten. Von 1500 an mehren sich die Zeugnisse auch für Bürger, die auch die Absicht treibt, die Ritterwürde des hl. Grabes zu erlangen. 1493 macht Ritter Heinrich Zedlitz vom Buchwalde die Fahrt, über die er ein eingehendes Tagebuch anlegt. 1496 geht Peter Rindfleisch von Breslau nach Jerusalem, 1506 nach Santiago di Compostella. 1510 läßt Herzog Friedrich von Liegnitz nach seiner Pilgerfahrt die Stadt Jerusalem malen. Kapellen, Altäre und Ortschaften erhalten Namen nach den heiligen Stätten. Die Wallfahrten nach Rom, Wilsnack (zum Wunderblute), Aachen, Santiago werden nun zahlreich. 1681 bis 1682 ist Daniel Paschasius von Osterberg zum zweiten Male im heiligen Lande und baut Albendorf nach Jerusalems Grundplane um. So werden dem Volke Ersatzstätten geschaffen für die unmöglichen Fahrten zu den heiligen Orten; heilige Gräber und vor allem Kreuzwegstationen vermehren sich. Die Kreuzwegandacht, die vornehmlich von den Franziskanern verbreitet wird, kommt mit ihren anschaulichen Bildern und ihrer bewegten Andachtsform, die sich aus Lied, Betrachtung, Wechselgebet und dem damit verbundenen Wallen von Station zu Station zusammensetzt, der Gestaltungsfreudigkeit des Volkes wie kaum eine andere Betrachtungsübung entgegen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts läßt Abt Bernhard Rosa von Grüssau einen Kreuzweg von 32 Stationen errichten. Die Wallfahrten zu Marienbildern aber setzen in Schlesien erst spät ein. Im hohen Mittelalter beweisen zahlreiche Mirakelgeschichten, daß der in höchster Not vor irgendeinem Marienbilde Betende Sündenvergebung oder Rettung in einer Vision durch das Bild der Mutter Maria mit dem Kinde verbürgt erhalten kann. Das Bild dient hier eben nur der Veranschaulichung des Vorgangs, den der Betende zwischen Maria und ihrem Kinde im Himmel voraussetzt; das Bild ist das 'Fernrohr', durch das das geistige Auge des Beters in den Himmel sieht. Da jedes Bild dazu dienen kann, fällt es natürlich niemandem bei, ein mit Erhörungswundern verknüpftes Marienbild zum Ziele einer Wallfahrt zu machen. Noch sind alle Marienbilder in gleicher Weise verehrungswürdig. Diese Zeit des Wunderglaubens ist am schönsten

aus den Zisterzienser-Mirakeln zu ersehen; ihr Höhepunkt liegt etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Dann kommt die Zeit der Wunderneugier, der Wundersucht. Ihre Stufen lassen sich ungefähr aus theologischen Schriftstellern des Ostens und bischöflichen Warnungen festlegen. Der Theologe Nicolaus Wigand aus Krakau schreibt um 1400 (Hs. I. Q. 94): Der Teufel verführe mit göttlicher Zulassung durch Wunderzeichen an Kreuzbildern glaubensschwache Menschen; so sei die Gesundung Kranker vor solchen Bildern zu erklären; auch vor Marien- und Heiligenbildern geschehen solche Zeichen; man erzähle auch von der Befreiung aus dem Kerker; so verlocke der Teufel zur Verehrung von Holz- und Steinbildern. Diese Bemerkung gelte nur von dem Mißbrauch, der getrieben werde, nicht von der kirchlich erlaubten Bilderverehrung. 'Hieraus', so fährt er fort, 'schließe ich: Sobald ein Bild mehr als die anderen in einer Kirche durch den Zustrom des Volkes, durch Kniebeugen, Opfergaben verehrt wird, ist es als Ärgernis erregend für das gemeine Volk alsbald zu verbergen, damit unser Herr Jesus Christus der Gekreuzigte in seinem heiligen Tempel wieder mit größerer Sorge und weniger Ablenkung angebetet werde.' Diese Anschauungen bringt im Jahre 1423 der Augustiner-Chorherr Jodocus mit aus Krakau heim nach Breslau. Wigands Darstellung führt im Kerne auf die Warnung vor unerlaubtem Bilderkult zurück, die Benedikt von Massilia um 1250 im Anschluß an den Götterbilderkult der Heiden äußert. Im gleichen Sinne verbietet Bischof Andreas von Posen (1414–1426) in den Diözesanstatuten (Hs. I. Q. 69), dem Volke irgendwelche Erscheinungen oder Wunder an Bildern mitzuteilen, bevor die Untersuchung durch die Obrigkeit vorgenommen sei. Dasselbe scharfe Verbot erläßt Bischof Konrad von Breslau auf der schlesischen Provinzialsynode vom Jahre 1446. Noch 1517 entfernt Bischof Turso von Breslau das Marienbild aus dem Augustiner-Eremitenkloster zu St. Dorothea in Breslau, weil das Volk dorthin strömt, um Wunder zu schauen. Es liegt in der gesamten schlesischen Überlieferung, soweit sie geschichtlich beglaubigt ist, keine Andeutung vor, daß vor dem 15. Jahrhunderte Wallfahrten zu Marienbildern als Ersatz für Wallfahrten zu Heiligengräbern und Reliquien

stattgefunden hätten. Die Wandlung in der Auffassung, als ob sich an bestimmte Bilder vornehmlich die Gewährung besonderer Gnaden knüpfe, fällt wohl erst in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Deutlicher tritt sie erst zutage am Beginn des 16. Jahrhunderts, wo sie stark im Kampfe um die Erhaltung des alten Glaubens und im Dienste der Gegenreformation verwertet wird. Zu den um diese Zeit aufkommenden Marienwallfahrtsorten gehört Wartha. Das Warthaer Marienbild aus Holz ist romanisch und stammt spätestens aus dem 12. Jahrhunderte; an das Bild hefteten sich zwei Mirakelüberlieferungen des 13. Jahrhunderts. In diese Zeit verlegte fälschlich der Warthaer Propst Stephan 1523 den Beginn der Wallfahrten. Die Erhaltung des Bildes in einem Brande im Jahre 1471, der Zusammenstrom des Volkes an Ablaßtagen und die beiden alten Legenden haben zusammengewirkt, um unter den allgemeinen geistigen Voraussetzungen in Schlesien die Marienstatue zum Gnadenbilde im heutigen Sinne zu machen. Neben Wartha treten als Ziel von Wallfahrten Albendorf, Hochkirch für Niederschlesien, wo eine Madonna im Ährenkleide zu finden ist, deren Legende gegen 1440 in Schlesien Eingang fand, Kaubitz, Kreis Frankenstein, mit einer gotischen 'schmerzhaften Mutter', der Annaberg in Oberschlesien, Maria Schnee in der Grafschaft Glatz, wo 1750 ein Wölfelsdorfer Bauer eine Nachbildung des Marienbildes von Maria Zell aufstellt; andere Wallfahrtsstätten, wie Glatz mit einer aus der Kreuzzugszeit stammenden Statue, die im Leben des Erzbischofs Arnestus von Prag eine bedeutende Stelle hat, sind dem Gedächtnisse weiterer Kreise wieder entschwunden und haben nur noch für die nächste Umgebung Bedeutung. Unter den Votivgaben sah man noch vor wenigen Jahrzehnten Krücken und Stöcke von Lahmen in die Ecken gelehnt; sie sind entfernt worden. Auch die Herzen aus Silber und Nachbildungen menschlicher Gestalten, Köpfe, Arme und Beine, sowie Augen aus Wachs sind selten geworden. Die älteren, in einfacher Volksmalerei hergestellten Votivbilder sind meistens ein Schmuck der Wallfahrtskirchen, aber sie sind fast erdrückt von den wertlosen Buntdrucken irgendwelcher Mariendarstellungen, die in dürftigem Fabrikrahmen die Wände bedecken. Das Beste an diesen

Wahrzeichen des Niedergangs volkstümlichen Kunstverständnisses sind die darunter angebrachten Zettel mit dem in Form und Inhalt altüberlieferten Votivsprüchlein. Manches der alten Bilder hat seinen geschichtlichen Wert für die Bevölkerung; so hängt im Kirchlein Maria Schnee ein Bild, das Maria mit dem Kinde in den Wolken zeigt; drunter sprengt ein übergroßer Reiter in blauer Uniform mit roten Aufschlägen, der noch ein Pferd am Zügel führt, über ein Feld, auf dem Soldaten Gewehre und Geschütze abfeuern und Tote ausgestreckt liegen. Darunter liest man: 'Joseph Ruprich von Wölfelsdorff hat die Zuflucht genommen aus der Badalge, O Heilige Maria vom Spitzigen Berg, Steh mir bey in meiner eusersten Noth, verlass mich nicht in dieser Stund, O So Erbarme dich meiner, Es ist geschehen den 15ten August: seines Alters 44. Jahr. 1806. — Die gewöhnliche Votivformel ist: Gelübde hab ich getan, Gnade hab ich gefunden. Doch finden sich gereimte Formeln aus älterer Zeit; so in Albendorf: H. Maria du Himmels Königin / wir dich bitten und verehren / damit du uns mögest die gesundheit / und einen selligen Todt bescheeren (1810); Maria Mutter Gotes rein / Nihm hin mein Hertz, schenck mir das dein (1812); Ich mich dier nun gantz ergebe / Unter deiner Schutzhant lebe / Sei mir allzeit in der Noth / Eine treue Helferin bis in den Tod (um 1820); O! Mutter voller gnad dir bin ich nur verpflichtet / Mein Hertz u. -Sinn ist gantz andächtig dir gerichtet (Pauline Schwartzin 1833); Maria, breite deinen Mantel aus / Mach uns ein Schutz und Schild daraus / Lass uns sicher darunter stehn / Dass alle Unglücke vorüber gehn (1887). — Die hölzernen Verkaufsbuden, die die Kirchplätze umsäumen, geben in Bauart und Inhalt ein getreues Bild spätmittelalterlicher Krambuden und erinnern noch stark an die Zunftbänke; hier wird 'der Laden' noch als Tisch oder Bank herabgeklappt, unter dem vorspringenden Dache, oder er wird hinaufgeklappt und durch Strebestangen verstrebt, um selber als Schutzdach zu dienen. Die Ware, die sich im Budeninnern anhäuft, wird allen Volkswünschen gerecht, sie berücksichtigt die Bedürfnisse der Frömmigkeit wie die der leiblichen Sinne, sie umfaßt Instrumente zum Lärmmachen für unschuldige Kindlein und Mittebringen für

die Daheimgebliebenen: Rosenkränze, Betbücher, Andachtsbildchen, Gebete und Lieder auf Doppelblättern und in Heftchen, Figuren von Engelchen, Heiligen (Antonius, Maria), Kreuzlein, Kerzen, Weihwasserkessel; Bürstchen, Kämmchen, Huthalter, Spiegel, Broschen, Perlenketten, Ansichtskarten, Trinkgläschen und 'Tippel' mit Ansichten, Schächtelchen und verschließbare Kästchen, Windrädel, Bälle, Spazierstöcke, Wetterhäuschen mit Mann und Frau; Holzherzen und Scheiben mit gereimten Freundschaftssprüchen und Lehren, Teller mit Ansichten, Streichholzschachtel- und Uhrenhalter, Kinderklappern, Frühstücksbüchsen, Zigarrenspitzen, Aschenbecher, Notizbücher, Puppen, Pfeifen, Harmonika, Luftpistolen, Kikrikihähne, Trompeten; das irdische Paradies für Kinder und Erwachsene, des Wallfahrtsortes unentbehrlicher Bestandteil.

Volkstümliche Gebete. Die Geschichte des deutschen Privatgebets ist noch nicht geschrieben. Wenn die deutschen Gebetbücher der neueren Zeit inhaltlich eine gewisse Gleichförmigkeit aufweisen, so würde die Durchforschung der Gebetbücher des ausgehenden Mittelalters eine ungeahnte Vielseitigkeit offenbaren und ein klares Licht über die religiösen Bedürfnisse und Strömungen in den breiten Volksschichten werfen. In den altschlesischen Gebetbüchern, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben wurden, bemerken wir wie in denen, die gleichzeitig in Nürnberg entstanden, das Zusammenfließen zweier Richtungen, der mystischen, die vom Westen her ihre Wellen nach Schlesien schlägt, und des Augustinismus, der in Prag unter Karl IV. erstarkt war. Volkskundlich bedeutende Stoffe finden sich nur in Gebetssammlungen der ersten Art. Das einfache Volk war zunächst nur zur Kenntnis des Vaterunsers und Glaubens verpflichtet, dazu traten das Ave und das Salve Regina. Diese Gebete wurden in Schlesien jeden Sonntag im Gottesdienste mit dem Volke deutsch gebetet. Nikolaus von Kosel teilt diese Gebete um 1420 in folgender Form mit (Hs. I. Q. 466):

Vater unser, der du bist in den hymmeln, geheyliget werde deyn name, czu kome deyn reich, deyn wille werde, als in dem hymmel und in der erdin. Unser tegelichs brot gyb (adir: vorleye) uns heůte und

vorgyp uns unsir schult, alz wir vorgebin unsirn schuldigeren und nicht inleite uns in vorsuchunge, zundir lôze uns von obil. Amen.

Gegrusset seystu, Maria, vol genoden, der hirre ist myt dir, gebenedeyet zeystu vor allen weyben und gebenedeyth ist dy vrucht deynes leybes Jesus Christus. Amen.

Ich gloube in got vatir, almechtigen schepper hymmels und der erdyn, und in Jesum Christum, seynen eyngeboren son, unseren herren, der entphangen ist von dem heyligen geyste, geboren von der juncfrawen Marien, gemartirt undir Poncio Pilato, gecrewczeget, starb und begraben wart, czu der helle vur, am dritten tage ofirstund von dem tode, czu hymmel vur, syczet czur rechtin hant seynes almechtigen vatirs, danne her czukunftig ist czu richten dy lebynde und dy totyn. Ich gloube in den heyligen geist, in dy heylige kirche (in dy heylige cristene samenunge), in dy gemeynschaft der heyligen, vorgebunge der sunden, ofirstendunge des vleysches und das ewige lebyn. Amen.

Gegrusset zeistu, kônigin, eyn muter der barmherczikeit, eyn lebin und zûssikeit, und unsir hoffenunge, Bys gegrûsset. Czu dir schrey wir enelenden kynder frawen Ewe. Czu dir irsufcze wir weynende und irsufczende in dem tal der czer. Eya, dorumme unsir vorsprecherynne, deyn barmherczigen ougen czu uns wende unde Jesum, dy gebenedeyte vrucht dŷnes leybes, uns noch desin enelende irczeyge. O gûtige, o milde, o zûsse Maria.

Die deutschen Siedler brachten aber nach Schlesien schon einen darüber hinausgehenden Bestand an kurzen gereimten Tagesgebeten mit, der sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder erneuert hat bis in das heutige gereimte Kindergebet hinein. Auch die heutigen im Volke umlaufenden Reimgebete sind noch für Schlesien zu sammeln; das Gebet zur hl. Barbara: 'O heilige Barbara, du edle Braut, mein Leib und Seel sei dir vertraut', das Kinderschutzengelgebet: 'O Engel rein, o Schützer mein, du Gottes Edelknabe', das aus einem Schutzengeloffizium schon um 1725 nachweisbar ist, das Morgengebet: 'O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht' und viele andere Reimgebete sind die Nachfolger einer reichen gereimten Gebetsliteratur volkstümlicher Art, die einst die Stelle des Gebetbuches vertreten mußte. Die Schlesier beteten so im 14. Jahrhunderte (Hs. I. Q. 160):

Ich rufe hute von hertzen an / das blut und den vil heren licham, / das mir der gar snelle tot / nimmir tu so grosse not. (mir) das here

hemil brot, / das got syn helegen iungen bot, / das hilf mir, libir here [got], / durch din unvordinten tot.

Maria, du bist alleyne / mutir unde mayt reyne. / hilf mir, das ich beueyne / al min sunde beyde gros unde cleyne. / durch mutirlichir trewe / vorlie mir rechte rewe. / durch dines [kindes] vil lybis blut / mache mir myn ende gut / und hilf mir us der helle glut. amen.

Ich beuele dir, gotis gebårårin, / meyn sele, meynyn leip und alleyn meynin zin. / Ich bete dich, mutyr der barmherczekit, / Das du mich geruhist czu behuteyn vor alleym leyt. / Und an der heimelichyn stund, / zo mir di zele fert ws dem munt, zo kom czu hylfe mir, konegin, / irloze mich vor der helle peyn und vor deynis libeys kindeys czorn, / das ich icht ebecleych verde vorlorn. Amen.

Die handschriftlichen älteren schlesischen Gebetbücher stammen überwiegend aus Frauenklöstern oder aus Privatbesitz. Das macht es verständlich, daß hier frommer Übereifer Erscheinungen zeitigte, zu denen wir heute den Kopf schütteln. Verständlich ist uns noch in vielen Gebeten das Streben nach Zahlensymbolik; die Anzahl der zu betenden Vaterunser wird in Verbindung gebracht mit Tatsachen aus dem Leben Christi und der Heiligen; so sollen etwa 40 Vaterunser in der Osternacht an die 40 Stunden erinnern, die Christus im Grabe geruht hat. Andere Gebete leiten ihren Ursprung aus einem legendenhaften Ereignis her. Solche Hinweise auf einen wunderbaren Ursprung werden gern benutzt, um gewissen Gebeten eine besondere Wirkung beizulegen. So soll St. Bernhard vom Teufel acht Psalmen erfahren haben, mit denen man eine Seele erlösen könne. In einer Handschrift aus dem Liegnitzer Jungfrauenstift (I. O. 40, Ende des 15. Jh.) heißt es von diesem Gebete:

Wer nicht die Zeit dazu hat, einen ganzen Psalter zu lesen, der lese die nachstehenden acht Verse mit der Kollekte, dann hat er ebensoviel gelesen, als wenn er einen ganzen Psalter gelesen hätte. Denn im Leben des heiligen Bernhard findet man geschrieben: St. Bernhard lag einst in innigem Gebete und las einen Psalter für seines Vaters Seele. Da kam der Teufel zu ihm und sprach also: 'Bernhard, du tust alle Tage große Arbeit um deines Vaters Seele und könntest wohl geringere Mühe haben. Denn ich weiß acht Verse, die stehen im Psalter, und wer die einer Seele nachliest mit innigem Herzen ein Jahr lang alle Tage, der erlöst damit die Seele aus den Peinen des Fegfeuers. Und wer sie alle Tage für sich selber liest, dieweil er lebt, des Seele kann nicht verloren gehen.' Als St. Bernhard das hörte,

da sprach er zum Teufel, daß er ihm die acht Verse sagen solle. Da sprach der Teufel wieder: 'Ich will sie dir nicht sagen, auf daß du mir und meinen Gesellen keinen Schaden damit tust.' Und St. Bernhard sprach: 'Willst du sie mir nicht sagen, dann laß es sein. Denn ich will dann alle Tage einen ganzen Psalter lesen; so lese ich auch die acht Verse mit.' Da sprach der Teufel wieder: 'Liest du alle Tage einen Psalter, so liest du sie wohl mit, das ist schon wahr. Aber du weißt doch nicht, welche es sind.' Da dies St. Bernhard hörte, dachte er in seinem Mute also: Du mußt bestimmt wissen, welches die acht Verse sind. Und er beschwor den Teufel mit kräftigen Worten unseres Herrn Jesus Christus, daß er ihm die acht Verse sagen solle. Da sagte ihm der Teufel die acht Verse und bat den Heiligen, daß er sie niemandem fortlehren möchte. St. Bernhard aber sprach zum Teufel also: 'Fahre von mir, du böser Geist! Diese acht Verse will ich nicht allein wissen, sondern alle guten Christenmenschen sollen sie mitwissen.' Und er ließ sie vom Predigtstuhle aus allen Leuten verkünden.

Bei anderen Gebeten wird dem Betenden eine Vorhersage seines Todes, eine Erscheinung, Schutz vor Unfall und Krankheit und manches andere verheißen. Doch sieht man, daß die Wirkungen immer noch als besondere Gnade Gottes aufgefaßt werden. Übertreibungen in Ablaßversprechungen sind nicht selten. Mit der Einführung der Buchdruckerkunst schwinden diese absonderlichen Gebete aus den Gebetbüchern fast ganz; dafür sorgt jetzt die kirchliche Zensur. Jene besonders kräftigen Gebetlein fristen von da an ihr kirchlicherseits arg befehdetes Dasein in Einzeldrucken oder Abschriften. – Diese Gebete sind in der großen Menge der Gebetsstücke immerhin Ausnahmen. Häufiger sind bei weitem Verdeutschungen liturgischer Gebete, kunstvoller lateinischer Stücke bedeutender Kirchenlehrer, daneben Neubildungen, die den besonderen Anliegen der Zeit und des Bürgertums entsprechen; in bunter Mischung wechseln Gebete für den Gottesdienst mit Anrufungen an Heilige, oft von ergreifender mystischer Glut. Das nun höher gebildete Bürgertum will sich im Tagesgebete anlehnen an die klösterlichen oder kirchlichen Gebetsübungen. Reimtagzeiten zum Leiden Christi, zum Mitleiden Mariä, zu den heiligen fünf Wunden und ähnlichen Inhalts werden überall in Schlesien teils lateinisch, teils in der Landessprache verbreitet und durch Kartäuser und Eremiten gepflegt. Da die im weltlichen Leben stehenden Beter nicht das ganze Psalterium beten können, wie es die

Klosterpflicht wöchentlich fordert, so bildet sich als Ersatz dieses Psalters das in dreimal fünfzig Ave gegliederte Rosenkranzgebet heraus, das ganz im Sinne des religiösen Schauspiels in Zusätzen zu dem noch kurzen Ave die gesamte Heilsgeschichte aus dem Leben Jesu und Mariä vor die Seele des Beters stellt. Von der Dominikuslegende, die später die Einführung des Rosenkranzes verherrlicht, weiß die schlesische Überlieferung nichts; nach ihr (Hs. I. O. 40) hat in der Trierer Kartause ein Mönch (Dominikus Prutenus) im Jahre 1431 in Visionen geschaut, in wie hohen Ehren dieses Gebet im Himmel gehalten werde und welche Gnaden dem Beter zugesichert worden sind. In der schlesischen Handschrift sind die Rosenkranzgeheimnisse noch nicht in die heutigen drei Gruppen gesondert; sie werden auch nicht je zehnmal wiederholt; vielmehr hat jedes der fünfzig Ave seine eigene Betrachtung, die hier am Ende des Ave angefügt erscheint, da zu dieser Zeit dem Gebete noch die heutige zweite Hälfte vom Namen Jesu an fehlt. So lauten die letzten sechs der durch den Reim geschmückten Betrachtungen:

Jesus, der an dem dritten Tag ist auferstanden nach des Evangelisten Sage; er verleihe uns Teil an der Auferstehung der Auserwählten am jüngsten Tage. — Der da aufgestiegen ist zum Himmel und sitzt zu seines Vaters rechter Hand; er verleihe uns Wohnung ewiglich im himmlischen Vaterland. — Der seinen Jüngern den Hl. Geist hat gesandt in der Liebe Süßigkeit; er führe uns in alle Vollkommenheit der Heiligkeit und Wahrheit. — Der ein Richter der Welt ist gesetzt, wie der christliche Glaube hält; er schreibe uns in das Buch des Lebens, daß wir unter seine Auserwählten werden gezählt. — Der dich über alle Chöre der Engel in großer Würde erhöht hat; er verleihe uns, daß wir verdienen, dich allewege zu haben als Fürbitterin bei seiner göttlichen Majestat. — Der mit dem Vater und dem Hl. Geist ist ewiglich gebenedeit; er erzeige uns seine Ehre durch die Anschauung seines göttlichen Antlitzes nach diesem Leben in Ewigkeit. Amen.

Neben dieses allerdings stark umgeformte Lieblingsgebet des schlesischen katholischen Volkes treten in mannigfachen Heftchen besondere Betrachtungs- und Gebetsstoffe, die meistens an Wallfahrtsorten gekauft werden. Sie sind wie die Andachtsbilder, unter denen kurze Gebete stehen, die Nachkommen der spätmittelalterlichen Einblattdrucke und Hefte in Ausstattung und Inhalt; meist ist ein Stahlstich oder Holzschnitt als Titelbild beigegeben. Diese schlesische

einheimische Volksgebetsliteratur und Kunst ist noch völlig unbeachtet und unter volkskundlichen Gesichtspunkten noch nie untersucht worden. Ihre Titel schon erinnern ans Mittelalter: Fünf schöne Geistliche Lieder. 1830. Drei schöne Geistliche Lieder. 1836. Zwei schöne Marien-Lieder; Neiße; Druck und Verlag von F. Bär (Verlags-Nr. 210!). Gruß, Litanei und Abschieds-Gebet zur Gnadenmutter Maria auf den Wallfahrten; Albendorf. 28 Wallfahrts-Lieder; Albendorf 1917. Andacht zu den sieben Schmerzen der seligsten Jungfrau Maria. Andacht in der Kapelle der Schmerzensmutter Maria auf dem Kalvarienberge bei Albendorf. Gebete auf den dreiheiligen Stiegen vor der Kirche und auf dem Berge Kalvaria zu Albendorf. Andächtige Betrachtung in der Kreuz-Kapelle auf dem Kalvarienberge zu Albendorf. Das heilige und schmerzvolle Gefängnis Jesu Christi, ein allen Christen nützliches Gebet zur Zeit einer bösen Versuchung. Fromme Betrachtungen und Gebete bei dem geheimen Leiden Jesu im Kerker. Abschied Jesu von Maria und Marias von Jesu, und viele andere.

Kirchliche Kunst. Die ältere Zeit der schlesischen Kunstüberlieferung stellt gern Martervorgänge dar; Laurentius oder Vinzentius auf dem glühenden Roste, Johannes der Täufer unter dem Henkerbeile, die Steinigung des Stephanus, Sebastian von Pfeilen durchbohrt. Die Heiligen erhalten ihre volkstümlichen Abzeichen; 'Barbara mitm Termla, Margarete mitm Wermla, Katharina mitm Radla, dos sein drei hibsche Madla'. Petrus erhält den Schlüssel, schon im Bistumswappen von 1354 hat Johannes der Täufer die Scheibe mit dem Gotteslamme. Neben Maria mit dem Kinde wird seit dem 14. Jahrhunderte, entscheidend um 1500 St. Anna eine Lieblingsfigur in Schlesien. Christophorus und Hieronymus sind oft zu treffen. Neben Katharina, Margaretha und Barbara werden Agatha, Agnes, Apollonia, Dorothea, Lucia, Ursula und die büßende Magdalena gern abgebildet. Ein fester Typus der hl. Hedwig bildet sich erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der schlesischen Kunst aus. Franziskus und Dominikus bleiben fast ganz auf Klosterkirchen beschränkt. In der Zeit der Gegenreformation kommen Johann von Nepomuk, Rochus im Anschluß an

die Überlieferung des 15. Jahrhunderts als Pestpatron und Florian als Patron gegen Feuersgefahr auf, der als Krieger mit Löschkanne über einem brennenden Hause einen schönen Hausschmuck abgibt. Auch Antonius von Padua und Franz Xaver werden beliebt. Die Vierzehnnothelferbilder werden häufiger. Volkstümlich ist im 19. Jahrhunderte St. Josef geworden; Benedikt XIII. nahm seinen Namen 1729 in die Allerheiligenlitanei auf; schon seit 1692 ist in Grüssau die Nebenkirche dem hl. Josef geweiht. In den Gebirgsdörfern fehlt kaum in einem Hause die 'Krippe'. Die figürliche Darstellung der Anbetung der Hirten und der Drei Könige ist ein Lieblingsfeld schlesischer Volkskunst. Die Krippe mit dem Kinde, Maria, Josef, Ochs und Esel, Gloriaengel, Hirten und Schafe, auch als Seitenszene die Verkündigung auf dem Felde und als Hintergrund Bethlehem, dessen Häuserreihe unvermerkt in eine schlesische Kleinstadt übergeht, alles aus Holz geschnitzt und bunt staffiert. Manche durch Räderwerk belebte Krippe nimmt großen Umfang an und füllt die ganze Stubenseite aus. Stücke von hohem Werte bergen die Museen; die Görlitzer Krippe erhielt in einer beweglichen Passion ein Gegenstück von beispielloser Vollendung. Die Vorbilder der 'Krippel' sind wohl in Oberdeutschland zu suchen und sind aus Italien durch die Franziskaner eingeführt worden. Was im 19. Jahrhunderte als religiöse Volkskunst dem Volke in Kirchen und Familien aufgedrängt worden ist, ist klassizistische Fabrikware und hat mit altüberliefertem Empfinden nichts zu tun. Glätte und süßlicher Ausdruck sind hier undeutsch; die religiöse Kunst teilt die Schwächen, die dem gesamten Kunstwirken dieser Zeit eigen sind.

XI

Volkskunst, Heimatpflege

Volkskunst. Volkskunst ist deutsche Kunst. Volkskunst verwendet im Bauwerke heimische Stoffe; sie baut Blockhäuser, verschalt mit Brettern, betont die Holzverstrebungen des Fachwerkbaus, pflegt den Ziegelbau, deckt mit Schindeln, mit Schauben und Ziegeln. Volkskunst liebt das Malerische und meidet alle mathematischen Flächen und Körperformen; sie löst die Glieder rhythmisch auf, schmückt mit Altanen, vorspringenden Dächern auf vorgestellten Säulen, liebt die emporstrebende Giebelspitze und das malerische Giebelfenster. Volkskunst liebt die Farbigkeit in Kleidung und Bild, sie baut unter farbiger Betonung des Gebälks und der Wandflächen. Volkskunst ist Naturnähe; sie zieht die Natur in das Bauwerk hinein, umgibt es mit Baum und Busch und Garten, zieht die Kletterpflanze am Hause empor, schmückt das Fensterbrett und die Altane mit bunten Blumen. Volkskunst meidet die leere Fläche, teilt die Holzfelder an den Möbeln auf, an Truhen, Bettstellen, Stühlen, bemalt Teller und Tassen mit Naturmotiven, Blumen und Rankenwerk, bepflanzt leere Plätze. Volkskunst meidet die Fernblicke der geraden Linie im Städtebau, liebt die Winkel und die Überschneidungen der Gebäudelinien. Ausdruck der Volkskunst ist die hölzerne Dorfkirche in ihrer innigen Vereinigung mit den grünüberwachsenen und umrankten Grabhügeln des Friedhofs; der Volkskunst entspricht seit ältester Zeit die Sommerlaube mit der Umrankung der Gitterfenster, wie das Laubenmotiv auch in der Herrschaftslaube der Kirche und den Laubenbauten der Städte wiederkehrt. Volkskunst umfaßt das Größte wie das Kleinste mit gleichem Gestaltungsdrange, den Stadtplan wie den geringsten Gegenstand täglichen Gebrauchs; Volkskunst ist handfeste, aus dem Handwerke erwachsene Betätigung, Kunsthandwerk. Beim bodenständigen Handwerk, bei der heimischen Glasbereitung, der Weberei und Stickerei, der Holzschnitzerei und Schmiedekunst muß die Pflege der Volkskunst wieder einsetzen. Ein selbstbewußtes bodenständiges Handwerk bringt immer wieder die

Grundzüge jeder deutschen Volkskunst aus sich selber zur Geltung. Dabei geht das Volk in seiner Gestaltung nicht an den durch die großen Kulturbewegungen begründeten Stilformwandlungen achtlos vorbei; auch hier sinkt Kulturgut ins Volk hinein, aber es wird durchtränkt mit der künstlerischen Erbmasse des Volkes, der Freude an Natur, Farbe, malerisch aufgeteilter Fläche und einheimischem Material.

Heimatpflege. Gleichberechtigt im Hinblick auf ihre Pflege treten neben die Gegenstände der Volkskunst alle Dinge, die durch die an ihnen haftenden Erinnerungen gefühlsbetont wirken, die dadurch für den einzelnen oder ganze Gruppen Wert erhalten, mit der Heimat und der Familie enge Beziehungen herstellen und so die Gefühle der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit der Vor- und Umwelt gegenüber nähren. Für Gegenstände, die durch Alter oder Wert oder Schadhaftigkeit im Hause dem Tagesgebrauch entzogen sind und die geeignet sind, die Familiengefühle zu stärken, war früher, falls ihre Größe das zuließ, in jeder Familie ein kleines Museum vorhanden, die Glasservante. Da sammelt sich alles an, was auf Familienwert Anspruch erhebt, alle Erinnerungen an die Eltern und Großeltern: das goldgemalte gläserne Geschirr, die Teller mit Ansichten, die buntumrandeten Kuchenteller, Spielzeug in Pappschachteln für die Puppenstube bestimmt (aus Holz geschnitzte Tellerchen, Töpfchen, Dreifüße, Pfannen, Siebe, Mangelkulle, Butterfaß), die spitzenbesetzten Kinderhäubchen, die als Taufhäubchen der Familie dienen, bunte Pappschächtelchen mit Strohintarsien oder Muschelbesatz, die buntbestickte Brautstrumpfbänder oder Perlenketten, Anhänger, Ringe, Nadeln und Zierknöpfe bergen, Kästchen mit alten Silbermünzen, Patengröscheln und Erinnerungsmedaillen, Besteckkästen mit den Silberlöffeln, Gabeln und Messern, die altmodische Zuckerzange, Leuchter aus Messing oder Katzenglas, das alte Familiengebetbuch und die Brautgebetbücher, Schleier, Myrtenkranz und Brautkerze, die feinen Kästchen mit den Freundschaftsblättern, die das Stammbuch bei den früheren Geschlechtern vertraten, ähnliche Kästchen mit Patenbriefen, die vielen Tassen, die 'dem guten Kinde', 'aus Freundschaft', 'dem Brautpaare', 'zum

Geburtstage' gewidmet waren, mit Henkeln, mit Füßchen, in Rosaäderung, in blauen Mustern, mit Goldpunkten, die Trinkgläser mit eingeschliffenen Symbolbildern und Namen, die als Reiseandenken und Mitbringen jedes seine besondere Geschichte erzählen. Die Gefühlswerte, die jede dieser Glasservanten für die Familie birgt, die Erinnerungen, die sie wachruft, erziehen zur Ehrfurcht vor den Geschicken der Familie. Glasservanten sind die anschaulichste Familiengeschichte, die geschrieben werden kann, sie sind als Familienmuseum von viel höherem Werte für unser Volkstum als die Museen unserer Großstädte. Sie sind ein lebendiges, eindringlich redendes Denkmal unserer dahinschwindenden Volkskunst. Das meiste, was darin geborgen ist, ist ja schlesischer Herkunft: Porzellan, Glas, Spitzen, Schnitzarbeiten, alles Erzeugnisse schlesischen Kunstfleißes, auf die einst unsere Heimat stolz gewesen ist. Aber schon vertauscht der Bauer und der Kleinstädter seine Glasservante mit dem modernen Vertiko, auf dem die sinnlose Dutzendware der Nippsachen und blechernen 'Andenken' seelenlos herumsteht. Für den Wertunterschied zwischen dem alten Familiengute und dem Eintagskram ist kein rechtes Verständnis mehr vorhanden, und doch ist der Unterschied genau so groß wie der eines Volksliedes und einer aufdringlichen Operettenmelodie. Da ist kein anderer Weg herauszufinden, als daß im engsten Heimatkreise, im Städtchen, die wenigen, die den Blick für die hohe Bedeutung dieser Überlieferungen gewahrt haben, rettend eingreifen und das, was aus Verständnislosigkeit einzelner Familien der Vernichtung und Verschleuderung ausgesetzt ist, im Heimatsmuseum sammeln und schützen. Freilich geht auch schon auf dem Wege aus der guten Stube bis in den Sammelraum der tiefste Sinn solcher Sachen verloren. Nicht als Kunstwerke, nicht als Denkmäler geschichtlicher Überlieferung für eine ganze Gemeinde wollen sie in erster Linie gewertet sein, sondern in ihrer Bedeutung für den engen Kreis der Familie. Drum wäre es falsch, wollte jemand auch nur ein einziges Stück aus diesem natürlichen Zusammenhange lösen, solange noch einer im Hause mit seinem Gefühle daran haftet; mit dem sichtbaren Zeichen schwindet aus dem Hause etwas von dem Sinne für die Häuslichkeit, und ein Band wird zerschnitten,

das die Seele an die Heimat bindet. Wer alten Hausrat ohne Not entfernt, wirkt daran mit, daß das Heimatgefühl seines Volkes ertötet wird. So wird der Altertumshändler von Beruf ein Feind unseres Volkstums. Eine Familie, die noch stolz ist auf ihre Überlieferungen, wird diesem bösen Feinde, der mit seinem Mammon immer wieder lockend naht und unsere Glasservanten umlauert, die Türe weisen. Bei jeder Versteigerung ist er zu beobachten; dort mögen die Freunde des Heimatmuseums mit ihm um die schönsten Werte unserer Volkskunst kämpfen. In die Familie aber darf er nicht hinein. Die Vereinigungen, die sich zur Pflege unserer heimatlichen Überlieferungen und zum Schutze der Sachgüter bilden, nehmen immer mehr zu; die Freude am Volkstum und seinen Überlieferungen erstarkt; die vielen Arbeitsgemeinschaften und älteren Vereine treten tatkräftig für die Gründung und Ausgestaltung von Heimatmuseen ein; außer Breslau mit seinem Kunstgewerbe- und Altertumsmuseum seien die wertvollen Museen von Görlitz, Liegnitz, Gleiwitz, Glatz, Hirschberg, Neisse, Leobschütz, Lissa, Bolkenhain, Bauerwitz namentlich angeführt; noch zahlreicher sind die Heimatblätter, die von diesen Vereinigungen herausgegeben werden und der Sammlung und Deutung der Überlieferungen dienen. Von Heimatbüchern sei das schöne Löwenberger Heimatbuch von A. und K. Große, 1922, hervorgehoben. So ist zu erwarten, daß alles Wertvolle in absehbarer Zeit für die volkskundliche Forschung in Schlesien erreichbar ist: naturkundliche Denkmäler, vorgeschichtliche, landesgeschichtliche, ortsgeschichtliche, kirchliche, rechts- und kulturgeschichtliche Denkmäler, Denkmäler des Handels, Gewerbes, Verkehrs, des bürgerlichen, adligen und bäuerlichen Lebens. All diesen Bestrebungen dient der Schlesische Bund für Heimatschutz, der sich seit seiner Gründung am 12. Juni 1910 zur besonderen Aufgabe gemacht hat: 1. den Siedlungen den schlesischen Charakter zu wahren, unserem Volke Heim- und Wohnstätten zu bereiten, die es liebgewinnt; 2. den Waldbestand zu schützen, die Parkanlagen als künstlerischen Wert zu erhalten, die durch den industriellen Fortschritt gefährdete Naturschönheit zu retten; 3. die schlesische Heimat bei Neuanschaffungen vor Glockenschund zu bewahren; 4. Denkmäler und

Heldenhaine, Gedächtnistafeln und andere Ehrungen im Sinne der heimatlichen Kultur zu beeinflussen; 5. den Baum- und Denkmalbestand unserer alten Friedhöfe zu erhalten und neue Friedhofanlagen mit künstlerischem Geiste zu durchdringen. – Im Jahre 1890 begründete der aus Schlesien gebürtige Germanist Karl Weinhold in Berlin den Verein für Volkskunde, und seinen Anregungen folgend verbanden sich in Breslau eine Anzahl Gelehrter der Universität und Männer, die Beruf und Neigung in lebendigem Zusammenhange mit dem Volke hielt, um am 28. Juni 1894 unter der Leitung von Friedrich Vogt die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde ins Leben zu rufen. Dem Zwecke dienten öffentliche Vorträge über Volksüberlieferungen, die zur Sammlung anregten. Was so an Stoff im Archive der Gesellschaft einging, wurde großenteils den Mitgliedern zugänglich gemacht in den zunächst zwanglos erscheinenden Heften der 'Mitteilungen'. Heute zählt die Gesellschaft über 800 Mitglieder. Unter der Leitung von Theodor Siebs erscheinen seit 1902 die Mitteilungen als Jahresbände in bedeutend erweiterter Form und dienen neben der Pflege der schlesischen Überlieferungen auch der Veröffentlichung von Abhandlungen aus allen Gebieten der Volkskunde. Schon im Jahre 1901 waren die Sammlungen so weit gediehen, daß Friedr. Vogt die 'Schlesischen Weihnachtsspiele' veröffentlichen konnte. Daran schlossen sich 1903 und 1906 in zwei Bänden von P. Drechsler bearbeitet 'Sitte, Brauch und Volksglaube'. Von 1910 bis 1913 erfolgte die Veröffentlichung der vier Bände der 'Schlesischen Sagen' von R. Kühnau. Der Vorbereitung neuer Veröffentlichungen und der Untersuchung wesentlicher Einzelfragen dient eine Reihe von Heften, die seit 1908 von Siebs und Hippe unter dem Gesamttitel 'Wort und Brauch' herausgegeben werden. Unter den Arbeiten, die der Krieg zwar gehemmt, aber nicht unterbrochen hat, stehen die Schaffung des 'Schlesischen Wörterbuches' und eine Ausgabe der 'Schlesischen Volkslieder' an erster Stelle.

Schriften zur schlesischen Volkskunde

I

Vorgeschichte: G. Kossinna, in der Zeitschr. Mannus 16 (1924) 170; K. Tackenberg, Neue schlesische Funde der frühgermanischen Zeit, Breslau 1922; M. Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Breslau 1923. – Slawische Ortsnamen. W. Nehring, MSG. I (1894) S. 20; Paul Hefftner, Ursprung und Bedeutung der Ortsnamen im Stadtkreise Breslau; Wissensch. Beilage 3. Jahresber. d. evang. Realschule I, Breslau 1909; K. Damroth, Die älteren Ortsnamen Schlesiens, Beuthen 1896; St. Drzazdzynski, Die slawischen Ortsnamen des Kreises Leobschütz, 1896. – Deutsche Kolonisation. K. Wutke, Deutsches Recht in Oberschlesien im Mittelalter, in: Aus Oberschlesiens Vergangenheit, Gleiwitz 1921; Fr. X. Seppelt, Mittelalterliche Geschichte Schlesiens, in: Schlesische Landeskunde, hg. v. Frech u. Kampers, Geschichtl. Abteilung, Leipzig 1913, S. 27. – Agrarverfassung. C. J. Fuchs, Zur Geschichte der schlesischen Agrarverfassung, in MSG. IX, 17 (1907) S. 71; Grünberg, Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien, Leipzig 1893–94; G. Deßmann, Geschichte der schlesischen Agrarverfassung, Straßburg 1904; Rachfahl, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege, 1894. – Orts- und Flurnamen. H. Neuling, Schlesiens Kirchorte. 2. Ausg. Breslau 1902; Th. Siebs, Schlesische Flurnamen, in MSG. VII, 13 (1905) S. 113; Heyn, Die Flurnamen von Mollwitz, Kr. Brieg, in MSG. VIII, 15 (1906) S. 92; M. Hellmich, Flurnamen, Familiennamen und Torsäulen in Boyadel, Kr. Grünberg, in MSG. VIII, 16 (1906) S. 43; P. Drechsler, Flurnamen aus Sprottau, in MSG. VIII, 16 (1906) S. 60; K. Rother, Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Kamenz, I, in MSG. XXIV (1923) S. 101; W. v. Unwerth, Flurnamen aus dem Gebirge und aus Niederschlesien, in

MSG. IX, 18 (1908) S. 104; Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichtsvereine, 58. Jahrg. (1910) Nr. 3 S. 114—135 (Übersicht über den Forschungsstand in Schlesien). Fr. Geschwendt, Wie sammle ich Flurnamen? (Hist. Kommission f. Schlesien, 1925). — Straßennamen. H. Markgraf, Die Straßen Breslaus nach ihrer Geschichte und ihren Namen, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv, Heft 2. — Hausbau. Th. Siebs, Schlesische Volkskunde, in Frech u. Kampers 'Schlesische Landeskunde', Geschichtliche Abteilung, S. 351, besonders S. 388 ff.; M. Hellmich, Das schlesische Dorf (Schles. Volks- u. Jugendbücherei. 10. Bd.), Breslau, o. J.; Derselbe, in Frech u. Kampers 'Schles. Landesk.', Gesch. Abt. S. 394 ff.; P. Kleber, Löwenberg unter den Piasten; Beilage z. 24. Jahresber. d. Realgymn. zu Löwenberg i. Schl. 1914; V. Bernatzky, Das Dorf Sucholohna bei Groß Strehlitz, Beilage z. Jahresber. d. Gymn. zu Groß Strehlitz 1911; W. Patschovsky, Beiträge z. Volkskunde aus dem Liebauer Tal, MSG. 4 (1897) S. 19 ff.; P. Dittrich, Das schles. Bauernhaus, MSG. 3 (1896) S. 36. — Klöster. W. Schulte, Kleine Schriften-Darstellungen u. Quellen zur schles. Gesch. Bd. XXIII (1918) S. 103; V. Seidel, Der Beginn der deutschen Besiedlung Schlesiens = Darst. u. Quellen z. schl. Gesch. Bd. XVII, 1913. — Rechtsdenkmäler. M. Hellmich, Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechts in Schlesien, Liegnitz 1923.

II

Sprache und Namengebung

Lautschrift. Th. Siebs, Lautstand und Schreibung der schlesischen Mundarten, MSG. XVII (1916) S. 1. — Mundart. K. Weinhold, Über die deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart, 1853; Derselbe, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch, 1856; W. v. Unwerth, Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt = Wort und Brauch, Heft 3, Breslau 1908; Derselbe, Das Entwicklungsgebiet der schlesischen Mundart, MSG. XIII—XIV (1911) S. 155; Derselbe, Das starke Verbum in der

schlesischen Mundart, MSG. X, 20 (1908) S. 30; Fr. Gräbisch, Die Mundart der Grafschaft Glatz = Glatzer Heimatschriften, Bd. I, Mittelwalde i. Schl. 1920; Derselbe, Zur Mundart des Kreises Brieg, MSG. XVII (1916) S. 188; W. Goessgen, Die Mundart von Dubraucke, Kr. Spremberg, Breslau 1902; Derselbe, Der Wortschatz der Mundart von Dubraucke, MSG. X, 20 (1908) S. 43; Fr. Wenzel, Studien zur Dialektgeographie der südl. Oberlausitz und Nordböhmens, Marburg 1920; J. Giernoth, Die Sprache des Kuhländchens, MSG. XIX (1917) S. 157; M. Heinzel, Die Redensarten der Schlesier, MSG. 3 (1896) S. 31; G. Schoppe, Beiträge zum schlesischen Wörterbuch, MSG. XXIV (1923) S. 104; K. Rother, Ein schlesisches Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben, MSG. XV (1913) S. 231 u. XVI (1914) S. 104; P. Drechsler, Zur Wortbildung im Schlesischen, MSG. IX, 18 (1907) S. 115; Fr. Gräbisch, Verdoppelung und Wiederholung im Schlesischen, MSG. XXII (1920) S. 56; P. Drechsler, Scherz- und Ernsthaftes über besondere Zusammensetzungen mit aus- und be- im Schlesischen, MSG. XI (1909) S. 99; K. Rother, Zusammensetzungen mit 'voll', MSG. XII (1910) S. 218; P. Drechsler, Sprachliche Erstarrungen im Schlesischen, MSG. X, 20 (1908) S. 71; E. Jäschke, Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart, Breslau 1908; K. Rother, Fremdwörter in der schlesischen Mundart, MSG. XV (1913) S. 137; L. Hanke, Die Wortstellung im Schlesischen = Wort u. Brauch, Heft 11, Breslau 1913. – Namengebung. Th. Siebs, Die Sprache der Tiroler in Schlesien, MSG. VIII, 16 (1906) S. 105; W. Jungandreas, Einiges über die Bildung deutscher Familiennamen, MSG. XXIII (1922) S. 43; H. Reichert, Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. u. 14. Jahrhunderts, Breslau 1908; A. Bähnisch, Die deutschen Personennamen = Aus Natur und Geisteswelt Nr. 296, Leipzig 1920. – Vogelnamen. P. Drechsler, Schlesiens Vogelwelt in der Sprache und im Glauben der Heimat, MSG. X, 19 (1908) S. 81.

III

Gerät, Nahrung, Pflanzen, Volksmedizin, Tracht

Nahrung. R. Kühnau, Die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie, MSG. IV, 8 (1902) S. 25; Derselbe, Gebräuche beim Säen und Ernten, ebenda S. 70; Derselbe, Die Bedeutung des Backens und des Brotes im Dämonenglauben des deutschen Volkes, Gymnasialprogr. Patschkau, 1900; Drechsler, Sitte usw. II (1906) S. 13 Nr. 366–374; R. Kühnau, Eine Pauernhuxt, MSG. II, 3 (1896) S. 53; Drechsler, Breslauer Küchenzettel aus dem Jahre 1732, MSG. VIII, 15 (1906) S. 144; Derselbe, Schlesisches Kretschamleben, MSG. IV, 7 (1900) S. 11. – Pflanzennamen und Bauerngarten. Das Breslauer Arzneibuch R. 291 der Stadtbibliothek, hg. v. C. Külz. 1908 (Privatdruck); F. Pax, Schlesiens Pflanzenwelt, Jena 1915; W. Patschovsky, Volkstümliche Zimmer-, Garten-, Feld- und Waldpflanzen im Liebauer Tale, MSG. XI (1909) S. 186; R. Olbrich, Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten, MSG. VIII, 16 (1906) S. 66; P. Dittrich, Zum schlesischen Bauerngarten, MSG. IX, 17 (1907) S. 90. – Volksmedizin. Drechsler II Nr. 661–696: Die Krankheiten, Schutz und Heilung; J. Klapper, Krankheitsübertragung, MSG. XII (1910) S. 185. – Tracht. J. Klapper, Spätmittelalterliche Tracht in Schlesien, MSG. XXV (1924) S. 68; O. Scholz, Ländliche Trachten Schlesiens aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, MSG. 2 (1895) S. 77; M. Hellmich, Volkstracht in der Gegend von Boyadel, MSG. XI (1909) S. 203; V. Bernatzky, Das Dorf Sucholohna, Groß Strehlitz 1911; R. Gusinde, Schönwald, Beiträge zur Volkskunde eines deutschen Dorfes, Breslau 1912 = Wort u. Brauch, Heft 10.

IV

Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Waffenspiel

Landwirtschaft. E. Siegel, Kalla Ton, Glatzer Heimatbücher, Mittelwalde 1922; R. Urban, Landwirtschaftliche Volksausdrücke, Neustadt O.-S. 1897; Philo v. Walde, Lock- und

Scheuchnamen für Haustiere, MSG. VII, 13 (1905) S. 110. *Spinnen und Weben.* H. Roemer, Die Baumwollspinnerei in Schlesien bis zum preußischen Zollgesetz von 1818 = Darstellungen und Quellen, Bd. XIX, Breslau 1914; R. Rother, Wie der Bauer den Flachs zubereitete, MSG. XIX (1917) S. 252. *Handwerk.* P. Dittrich, Einiges über Handwerksbräuche, MSG. X, 20 (1908) S. 114. *Bergbau.* Cogho, Die Walen oder Venediger im Riesengebirge, MSG. 5 (1898) S. 1; E. Bohn, Von den Walen und den Schätzen des Zobten, MSG. XX (1918) S. 99; R. Schneider, Die Walen im Riesengebirge, in: Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 60. Jahrg. (1922) S. 276; K. Wutke, Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen = Cod. dipl. Sil. XX (1900) S. 83; P. Drechsler, Der schlesische Bergmann unter und über Tage, MSG. VII, 13 (1905) S. 63. *Handel.* H. Wendt, Schlesien und der Orient = Darstellungen und Quellen XXI, Breslau 1916.

V

Rätsel, Spruchweisheit, Volkslied

Rätsel. A. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien, Bd. I, Troppau 1865; P. Feit, Das deutsche Volksrätsel, MSG. VII, 14 (1905) S. 121. *Spruchweisheit.* J. Klapper, Schlesische Sprichwörter des Mittelalters, MSG. XII (1910) S. 77; vgl. MSG. XXIV (1923) S. 157; M. Hippe, Reimsprüche aus einer Breslauer Liederhandschrift, MSG. XIII–XIV (1911) S. 685; Eselsfresser. R. Kühnau, Der goldene Esel zu Reichenstein, MSG. VIII, 15 (1906) S. 114; J. Klapper, Eselsfresser, MSG. VIII, 16 (1906) S. 63; B. Kahle, Eselsfresser, MSG. IX, 17 (1907) S. 92. *Volkslied.* Heinr. Hoffmann und Ernst Richter, Schlesische Volkslieder, Breslau 1842; Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes, 3. Ausgabe, Hannover 1861; J. Klapper, Altdeutsche Texte aus Breslau = Z. f. deutsch. Altert. 50 (1908) S. 167; G. Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz, Habelschwerdt 1911; W. Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge, Breslau 1912; Fr. Günther, Die schlesische Volksliedforschung = Wort u.

Brauch, Bd. 13, Breslau 1916; L. Woas, Alte Volkslieder, MSG. 2 (1895) S. 85; O. Scholz, Drei schlesische Volkslieder, MSG. 9 (1902) S. 15; F. Pradel, Schlesische Volkslieder, MSG. VII, 14 (1906) S. 94; X, 20 (1909) S. 89; P. Drechsler, Volkslieder, MSG. X, 20 (1909) S. 104; W. Schremmer, Wie ich Volkslieder sammelte, MSG. XX (1918) S. 201; Derselbe, Verarmung und Wiedererweckung des Volksgesanges, MSG. XXI (1919) S. 164; H. Wocke, F. A. L. Jakob, ein Pfleger des Volksgesanges, MSG. XXI (1919) S. 185; Derselbe, Schlesische Volkslieder, ebenda S. 191; A. Perlick, Aus einem oberschlesischen Dorfe, MSG. XXI (1919) S. 233; W. Schremmer, Wie Kinderlieder wandern und entstehen, MSG. XXII (1920) S. 83; O. Böckel, Das Volkslied der polnischen Oberschlesier, MSG. VI, 11 (1904) S. 40. Th. Siebs u. M. Schneider, Schlesische Volkslieder mit Bildern und Weisen, Breslau 1924.

VI

Volksbelustigung, Unterhaltung, Schauspiel

Tanz. E. Schröder, Die Tänzer von Kölbigk, in Zeitschr. f. Kirchengesch. 17 (1896) S. 94; Franz Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Leipzig 1886; O. Scholz, Schlesische Tänze, MSG. VI, 12 (1904) S. 88; Auferstehungsfeier. J. Klapper, Der Ursprung der lateinischen Osterfeiern, in Zeitschr. f. Deutsche Philologie 50 (1923) S. 46. Osterspiele. J. Klapper, Mitteldeutsche Texte aus Breslauer Handschriften, in Z. f. Deutsche Phil. 47 (1916) S. 83. Theatergesellschaften. Rehme, Beiträge zur Geschichte des deutschen Volksschauspiels, MSG. IV, 7 (1900) S. 77. Mundart im Schauspiel. A. Lowack, Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama, MSG. VII, 13 (1905) S. 58; M. Koch, Volkskundliches bei Andreas Gryphius, MSG. XIII–XIV (1911 bis 1912) S. 337. Weihnachtsspiele. Friedr. Vogt, Die Schlesischen Weihnachtsspiele, Leipzig 1901 = Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, Bd. I; Derselbe, Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes, gesammelt und für die Aufführung wieder eingerichtet,

Leipzig 1914; W. Oehl, Chrestkendla-Spiel. Aus Grulich in Böhmen, MSG. 7 (1900) S. 1; Fritz Wenzel, Die Weihnachtsspiele der südlichen Oberlausitz, MSG. XV (1913) S. 1.

VII

Seelen- und Dämonenglaube. Sage

Seelenglaube. R. Hahn, Der Fund mittelalterlicher Gefäße im Baugrunde alter Häuser zu Liegnitz, in: Mitteilungen d. Gesch.- u. Altert.-Vereins zu Liegnitz, 5. Heft für 1913 u. 1914, S. 158; R. Kühnau, Über weiße Frauen und die symbolische Bedeutung der schwarzen und weißen Farbe, MSG. XV (1913) S. 186; Derselbe, Umgehende Seelen, MSG. VIII (1906) S. 84; P. Drechsler, Die Seele nach dem Tode in der Anschauung des Volkes, MSG. X (1908) S. 1; Derselbe, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, Leipzig, I (1903) Nr. 336–355; J. Klapper, Die schlesischen Geschichten von den schädigenden Toten, MSG. XI (1909) S. 58; R. Kühnau, Gefangene Geister, MSG. XIII u. XIV (1911–1912) S. 98. Frau Holle. J. Klapper, Deutscher Volksglaube in Schlesien in ältester Zeit, MSG. XVII (1915) S. 19. Hexen. P. Drechsler, Sitte usw., Leipzig, II (1906) Nr. 534–547; A. Bartsch, Sagen aus Oberschlesien, MSG. IV, 8 (1901) S. 45: Berggeist u. Mora; R. Kühnau, Hexen und Hexenzauber, MSG. VII, 13 (1905) S. 82; O. Kurz, Beiträge zur Erklärung des volkstümlichen Hexenglaubens in Schlesien, Anklam 1916. Alp. T. Stäsche, Sagen vom Alp und der weißen Frau, MSG. VII, 13 (1905) S. 99. Fenixmännel. Th. Siebs, Fenixmännlein, MSG. XV (1913) S. 136; R. Kühnau, Die Fenixmannla, MSG. I, 2 (1896) S. 106; IV, 7 (1901) S. 55. Rübezahl. K. Zacher, Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jahrhunderts, Breslau 1905; K. de Wyl, Rübezahlforschungen. Die Schriften des M. Johannes Prätorius, Breslau 1909; P. Regell, MSG. XV (1913) S. 98; 165; XVI (1914) S. 1; XVIII (1917) S. 165; L. Hillebrandt, Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung, Breslau 1922. Sagen. R. Kühnau, Schlesische Sagen, 4 Bde., Leipzig 1910–1913; Derselbe, Sagen aus Schlesien, Berlin-Frie-

denau 1914; M. Hippe, Zwei Breslauer Sagen, MSG. VI (1904) S. 90; Fr. Enderwitz, Breslauer Sagen und Legenden, Breslau 1921–1922; H. Gnielczyk, Am Sagenborn der Heimat. Sagen und Märchen aus dem Kreise Leobschütz, Leobschütz 1922; K. Olbrich, Die Freimaurer im deutschen Volksglauben, MSG. VI, 12 (1904) S. 61; XIII u. XIV (1911–1912) S. 232.

VIII

Zauber und Weissagung

Zauber. R. Kühnau, Zaubermittel gegen Krankheiten und leibliche Schäden, MSG. VII, 14 (1905) S. 86; F. Pradel, Alte und neue Heil- und Zauberbräuche, MSG. IX, 17 (1907) S. 35; Drechsler, Sitte usw. II (1906) Nr. 548–620; II Nr. 37 (Bosheitszauber); J. Klapper, Alte Arzneibücher, MSG. VII, 13 (1905) S. 22; Ad. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, Freiburg i. B. 1909 (mit schlesischem Material); J. Klapper, Das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters, MSG. IX, 18 (1907) S. 5; Drechsler, Sitte usw. II Nr. 661–666 (Krankheitsheilung durch Zauber und sinnlose Worte). Schutzbriefe. K. Olbrich, Deutsche Himmelsbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege, MSG. XIX (1917) S. 140; Derselbe, Zehn Schutzbriefe unserer Soldaten, MSG. X, 19 (1908) S. 45; H. Vogt, Die Schutzbriefe unserer Soldaten, MSG. XIII u. XIV (1911–1912) S. 586. Weissagung. J. Klapper, Der älteste Volksglauben der Schlesier, MSG. XVII (1915) S. 36; O. Knoop, Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen, MSG. I, 2 (1895) S. 57; II, 3 (1897) S. 24; 4 (1897) S. 47; V, 9 (1902) S. 78; VII, 13 (1905) S. 43; 14 (1905) S. 70; VIII, 15 (1906) S. 74; J. Klapper, Das Aberglaubenverzeichnis des Antonin von Florenz, MSG. XXI (1919) S. 63; F. Skutsch, Sternglauben und Sterndeutung im Altertum und Neuzeit, MSG. V, 9 (1902) S. 33; Drechsler, Sitte usw. II Nr. 548–557 (Wochentage, Tagwählerei), Nr. 560–571 (Angang, Vorbedeutung), Nr. 572–575 (Träume).

IX

Alltag, Jahr und Lebenslauf im Brauche

Tägliche Bräuche. Drechsler, Sitte usw. II Nr. 380–383 (Gruß), Nr. 384 (Anrede), Nr. 385 (Niesen). Jahresbräuche. Th. Siebs, Zur Kunde der deutschen Monatsnamen: Hornung, MSG. VI (1903) S. 23; F. Vogt, Deutsche Monatsnamen in Schlesien, MSG. V, 9 (1902), S. 1; O. Pautsch, Zur Anfrage über deutsche Monatsnamen, MSG. V, 9 (1902) S. 31; H. Jantzen, Der Streit zwischen Sommer und Winter in der Volkspoesie, MSG. III, 5 (1898), S. 13; P. Drechsler, Sitte usw. I Nr. 73–76 (Lätare); Nr. 77 (Palmsonntag); Nr. 70–79 (Karwoche); Nr. 80 bis 85 (Gründonnerstag); Nr. 86–102 (Karfreitag); Nr. 103–106 (Ostersonnabend); Nr. 107–111 (Ostern); Nr. 112–114 (Ostermontag); Nr. 115 (April); Nr. 116–118 (Georg); Nr. 119–129 (Walpurgis); P. Grosser, Gründonnerstagsbräuche in Gallenau, Kr. Frankenstein, MSG. V, 9 (1902) S. 56; J. Wahner, Zum Klapperngehen in der Karwoche, MSG. VI, 11 (1903) S. 73; P. Dittrich, Schlesische Ostergebräuche, MSG. I, 2 (1894) S. 10; A. Hillebrandt, Circumambulatio, MSG. XIII–XIV (1911–12) S. 3; R. Kühnau, Schlesische Flurumzüge, besonders das Saatreiten, MSG. XI (1909) S. 173; P. Drechsler, Sitte usw. I Nr. 130 (Himmelfahrt); Nr. 131–146 (Pfingsten); Nr. 151–164 (Johannisabend und Johannistag); Nr. 177–185 (Kirmes); II Nr. 425–439 (Ernte); O. Scholz, Die Pfingstscheune, MSG. V, 9 (1902) S. 13; J. Klapper, Das Aberglaubenverzeichnis des Antonin von Florenz, MSG. XXI (1919) S. 94 Nr. 39–41 (Johannisfeuer); Johannes Reiskius, Kurtze ... Untersuchung des beym alten Teutschen gebräuchlichen heydnischen Nottfeurs ingleichen des Oster- und Johannesfeuers. Frankf. u. Leipzig, 1696; R. Kühnau, Gebräuche beim Säen und Ernten, MSG. IV, 8 (1901) S. 70; P. Drechsler, Sitte usw. I Nr. 174–176 (Allerseelen); Nr. 186–189 (Martinstag); Nr. 1–2 (Andreasabend); Nr. 4 (Nikolaus); Nr. 6–40 (Weihnachtsabend); Nr. 3 (Die zwölf Nächte); Nr. 42–55 (Silvester, Neujahr, Drei Könige); Nr. 57 (Lichtmeß); J. Klapper,

Ein schlesisches Neujahrsliedchen aus dem 15. Jahrhundert, MSG. XII, 2 (1910) S. 215. Der Lebenslauf im Brauche. M. Hippe, Die Gräber der Wöchnerinnen, MSG. VIII, 13 (1905) S. 101; Fr. Gräbisch, Kinderspiele aus der Grafschaft Glatz, MSG. XV (1913) S. 269; P. Drechsler, Streifzüge durch die schlesische Volkskunde, MSG. 2 (1895) S. 22; K. Rother, Kinderreime, MSG. XXII (1920) S. 95; P. Drechsler, Sitte usw. I Nr. 201—250 (Geburt, Kindheit, Jugendzeit); Nr. 301—304 (Liebe und Ehe); Nr. 305—356 (Tod und Begräbnis); O. Jiriczek, Seelenglaube und Namengebung, MSG. I (1894) S. 30; R. Kühnau, Eine Bauernhochzeit in Woitz bei Neisse ums Jahr 1850, MSG. 3 (1896) S. 53; G. Popig, Eine altschlesische Bauernhochzeit, MSG. 6 (1899) S. 73; Tr. Gebhardt, Eine Bauernhochzeit in der Brieger Gegend vor 50 Jahren, MSG. IX, 18 (1907) S. 119; T. Stäsche, Bäuerliche Hochzeitsbräuche im Kirchspiel Klein-Ellguth, Kr. Öls, um die Mitte des vorigen (19.) Jahrhunderts, MSG. VIII, 15 (1906) S. 96; K. Gusinde, Über Totenbretter, MSG. 7 (1899) S. 27.

X

Volksfrömmigkeit

Heiligenverehrung. B. Ruffert, Die Pest in Neiße und St. Rochus, Jahresber. d. Neisser Kunst- u. Altert.-Vereins 17 (1913) S. 52; Derselbe, Der hl. Johannes v. Nepomuk, ebda. 19 (1915) S. 38; Katharina: K. A. Schmidt, Briegische Chronik, 1845, S. 288; Kümmernis: G. Schnürer, Jahresb. d. Neisser Kunst- u. Altert.-Vereins 7, 21; P. Kutzer, Schles. Heimatblätter, 1909—10 S. 433; K. Gusinde, MSG. VI (1904) S. 81; G. Schnürer, Görresges. 3. Vereinsschr. d. Jahres 1914, S. 78; J. Klapper, Zwei italienische Legenden im deutschen Osten, Festschr. f. Th. Siebs, 1923. Wallfahrten. J. Klapper, Seit wann ist Wartha ein Marienwallfahrtsort?, Schles. Geschichtsblätter 1922, Heft 2—3, S. 29; J. Schweter, Wartha, Geschichte dieses Wallfahrtsortes, 1922. Gebete. J. Klapper, Volkskundliches in altschlesischen Gebetbüchern, MSG. XVIII (1916) S. 34; Derselbe, Kirchliches

Leben in Oberschlesien vor 500 Jahren, Bruder Nikolaus von Kosel, in: Aus Oberschlesiens Vergangenheit, Heft 2 (1922) S. 3. Kunst. P. Knötel, Die volkstümlichen Heiligengestalten in der schlesischen Kunst, MSG. XXIII (1922) S. 96.

XI

Volkskunst, Heimatpflege

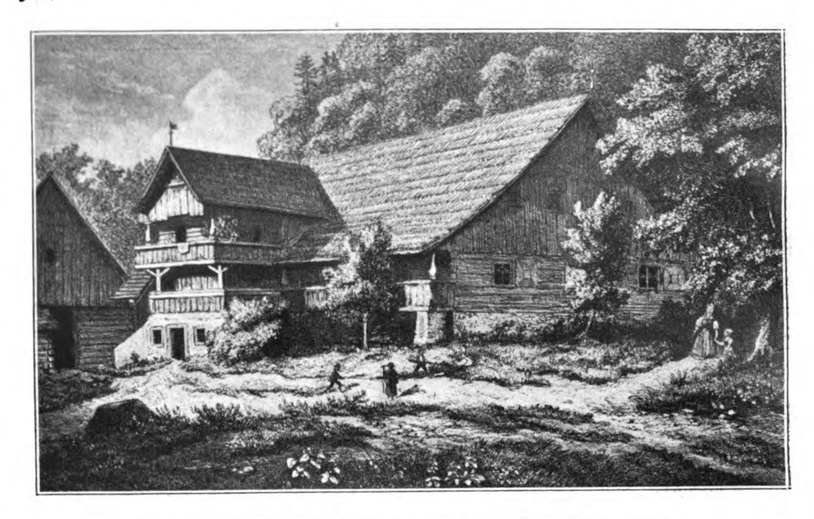
R. Mielke, Der Dorffriedhof, 1905. Flugschriften des Schlesischen Bundes für Heimatschutz: Nr. 1. A. Gellhorn, Alte schlesische Grabmalkunst; Nr. 2. Th. Schube, Naturdenkmäler aus Mittelschlesien; Nr. 4. Decke u. Kuhnert, Inschriften für Grabmäler; Nr. 5. Effenberger u. Erbe, Anlage und Pflege der Friedhöfe; Nr. 6. Th. Siebs, Inschriften für Kriegergräber und Kriegerdenkmäler; Nr. 7. Schlesisches Notgeld. Der Bund gibt auch in Heften wertvolle 'Mitteilungen' heraus. R. Konwiarz, Alt-Schlesien; G. Malkowsky, Schlesien in Wort und Bild, 1913; P. Knötel, Oberschlesien, 1920. — Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, seit 1894.

Wort- und Sachverzeichnis

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



Gießmannsdorf (Kr. Bunzlau)



Bauernhaus Rieslingswalde (Kr. Habelschwerdt)
(Th. Blätterbauer)



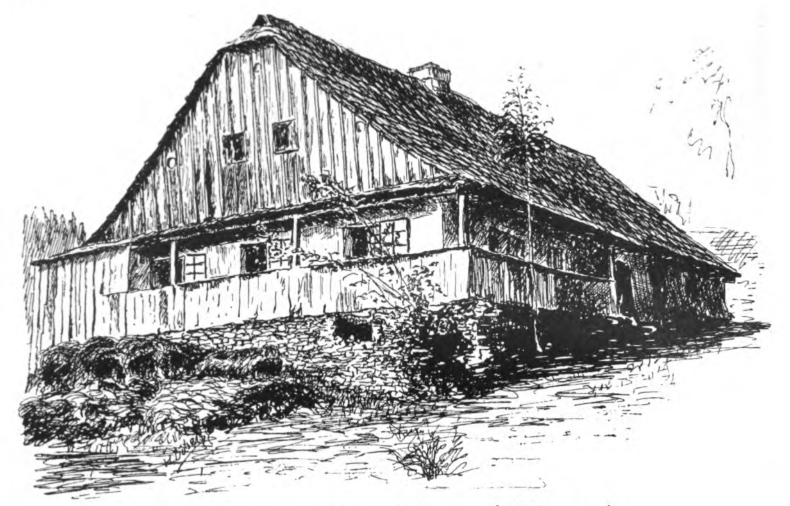
Fachwerkbau (Katzbachtal)



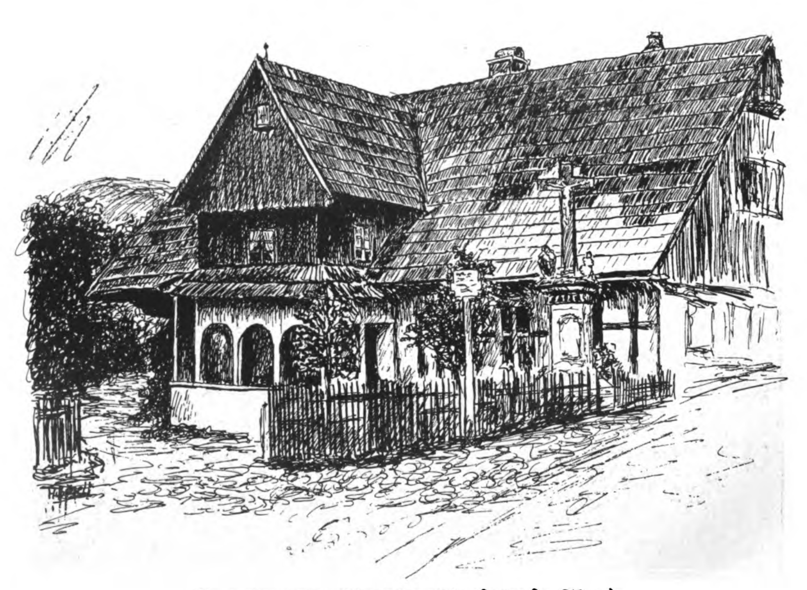
Bauernhaus des 18. Jahrhunderts, Adamsthal (Gesenke)
(Phot. Dr. Treblin)



Fachwerkbau (Isergebirge)
(Phot. Dr. Steinwender)



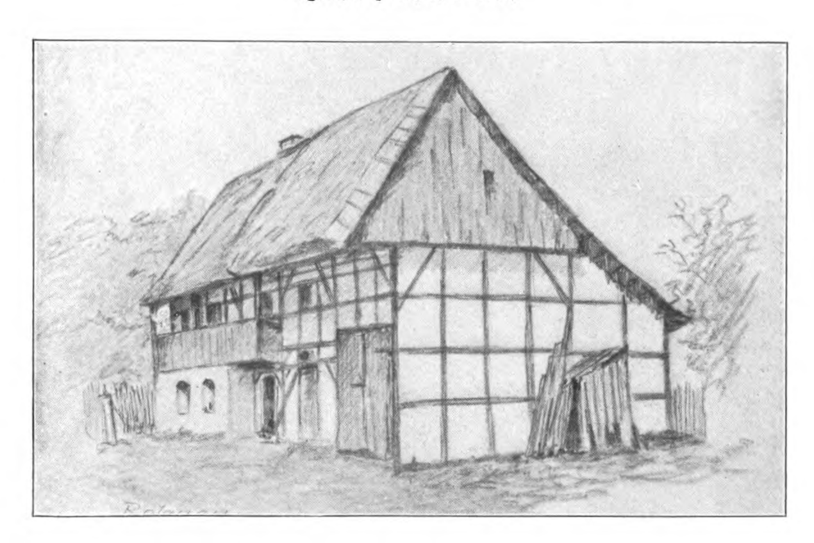
Bauernhaus (Ober-Hillersdorf, Altvater)
(Zeichnung Böselt, Breslau)



Bauernhaus (Lewin, Grafschaft Glatz)
(Zeichnung Böselt, Breslau)



Bauernhaus (Schwedeldorf, Grafschaft Glatz)
(Zeichnung Böselt, Breslau)



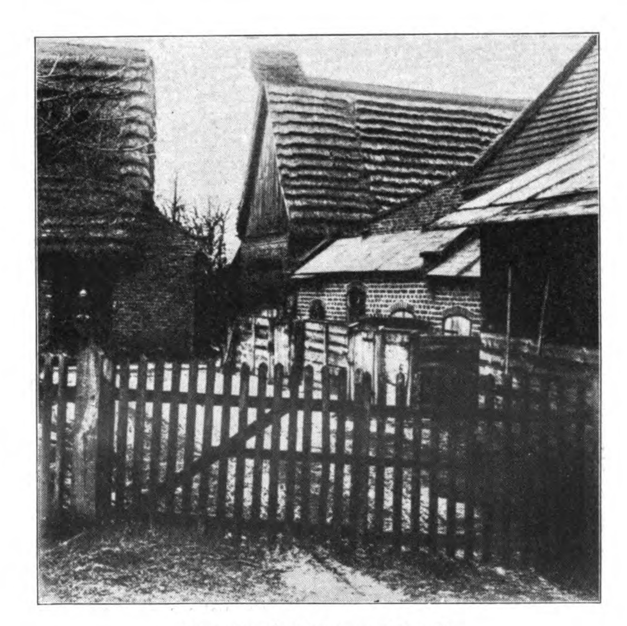
Bauernhaus (Rosenau, Bober-Katzbachgebirge)
(Zeichnung Wieczorek, Breslau)



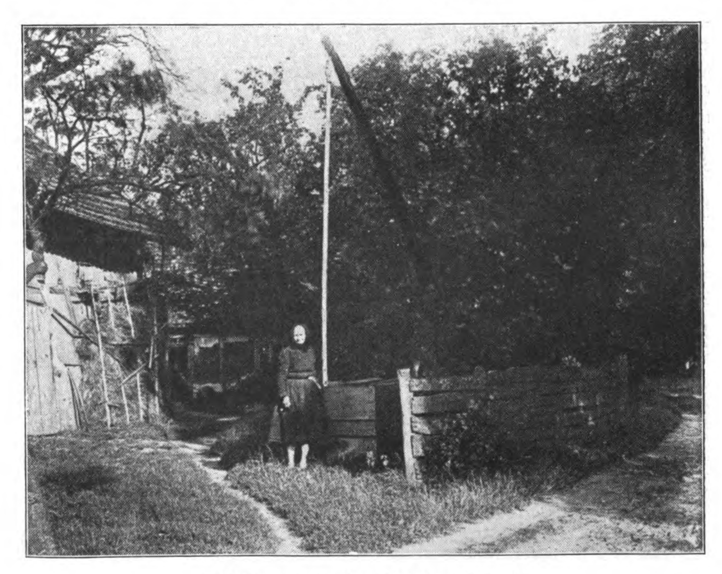
Haus im Riesengrunde



Häuslerhaus (Grafschaft Glatz)
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



Arnsdorf (Riesengebirge)



Ziehbrunnen (rechts der Oder)



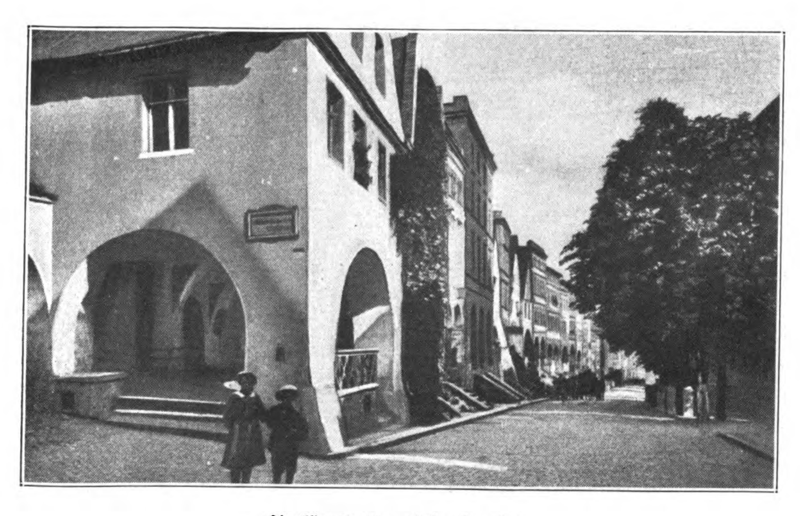
Bauernhaus mit vorspringendem Sims
(Schmottseiffen, Bober-Katzbachgebirge) (Phot. Dr. Treblin)



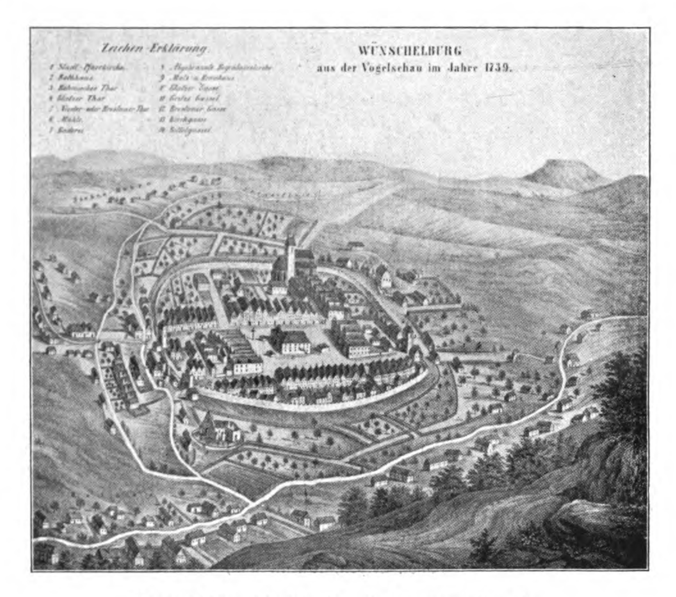
Bauernhaus mit vorspringendem Sims
(Krummöls, Bober-Katzbachgebirge) (Phot. Dr. Treblin)



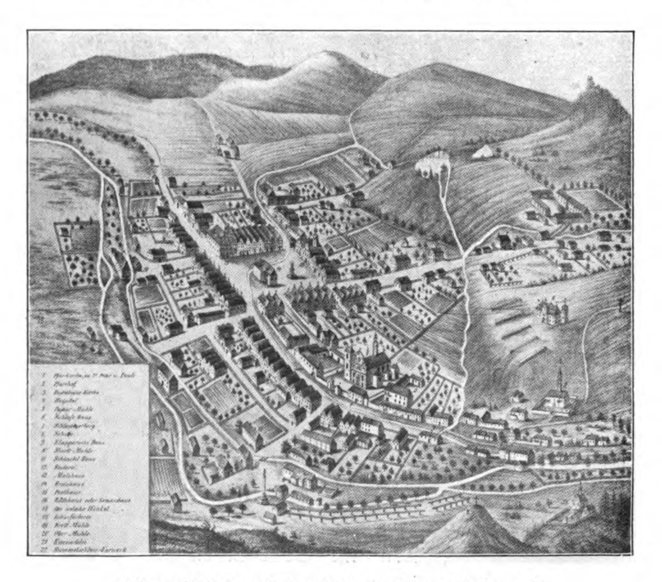
Bolkenhain, Vorstadt
(Phot. Leipelt, Warmbrunn)



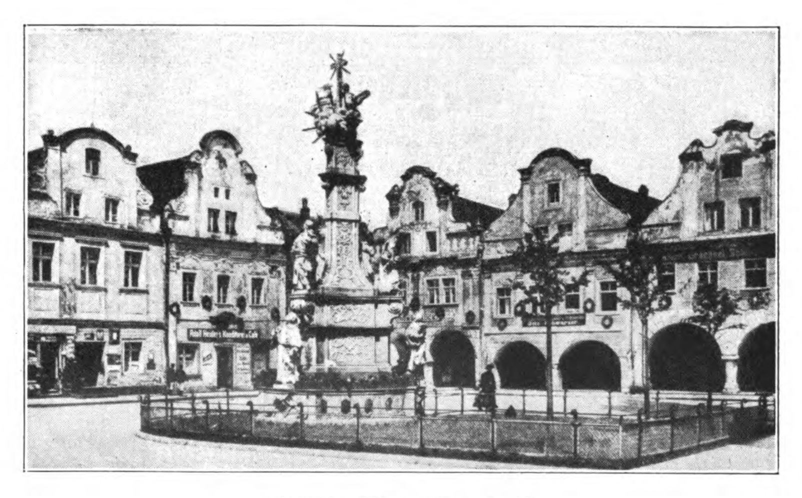
Bolkenhain, Oberlauben
(Phot. Leipelt, Warmbrunn)



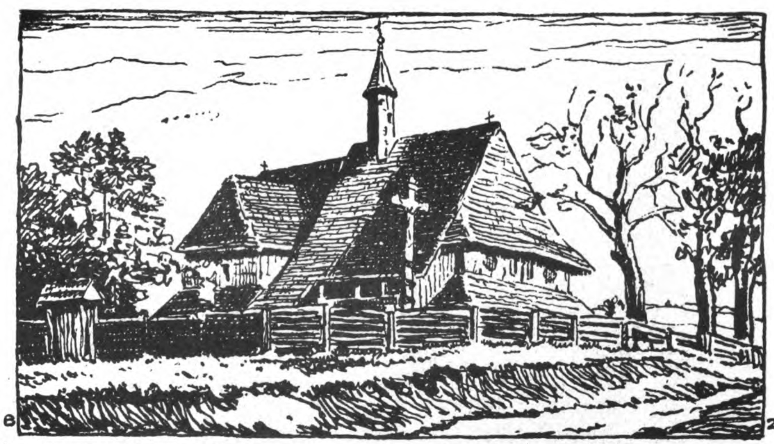
Deutscher Stadtplan (Wünschelburg)



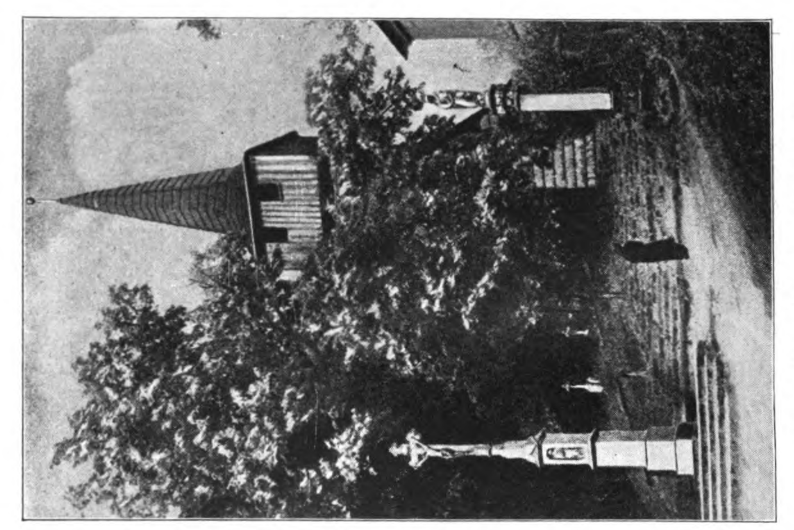
Slawisch-deutscher Stadtplan (Reinerz)



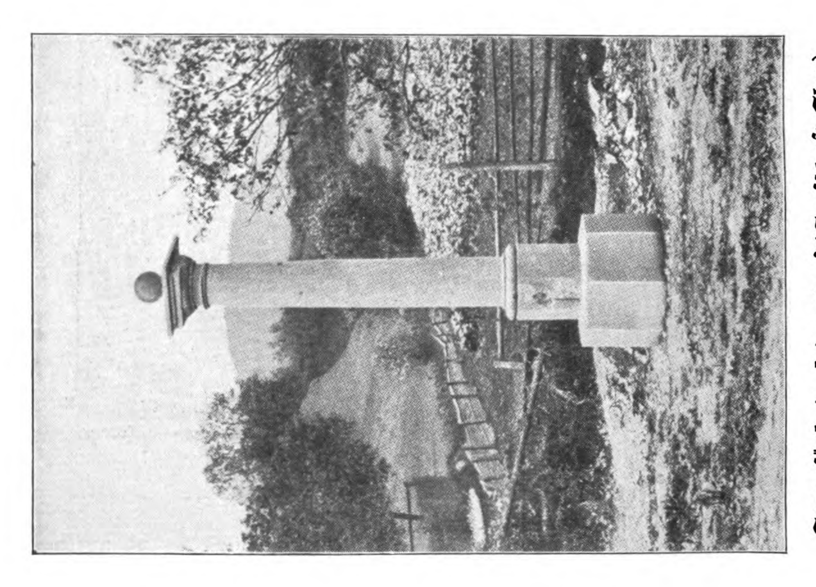
Laubenhäuser (Landeck)
(F. Koelbel, Landeck)



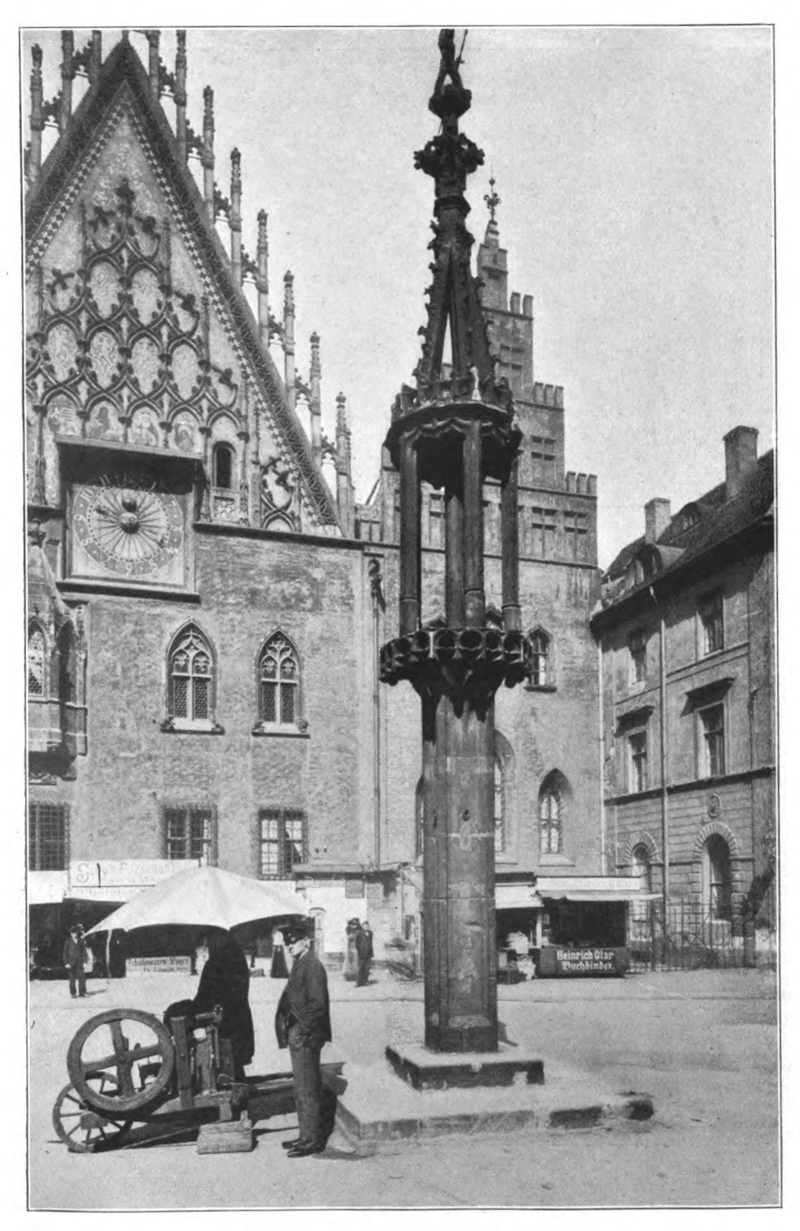
Holzkirche St. Rochus (Rosenberg O.-Schl.)
(Zeichnung Br. Zwiener, Breslau)



Dorfkirche Pohlom (O.-Schl.)
(Phot. Dr. Haeger, Gleiwitz)



Staupsäule in Heinzendorf (Grafschaft Glatz)
(Aus Dr. Scheuer, Glatzer Heimatkalender für 1925)



Breslauer Rathaus mit Staupsäule
(Phot. Ed. van Delden, Breslau)



Kirchgang in Wölfelsgrund
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



Am Ofen (Grafschaft Glatz)
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



Schnuppseffla (Obere Grafschaft Glatz)
(Phot. Lindermann, Lauterbach)



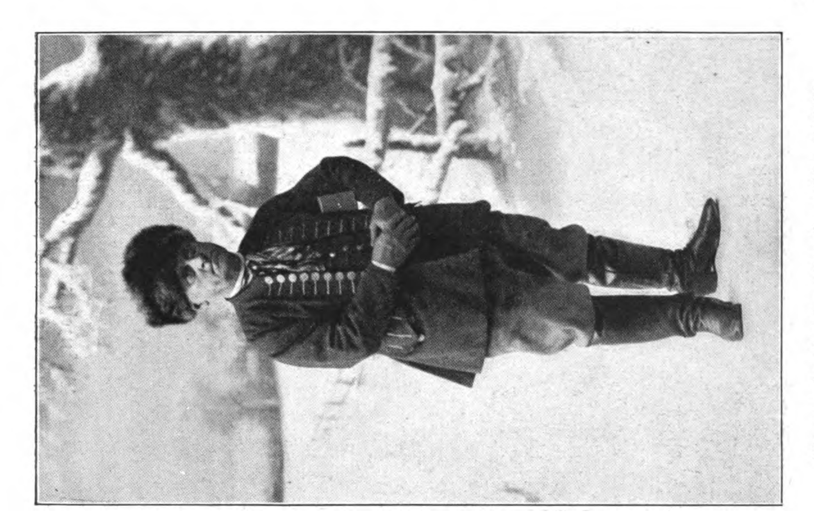
Am Spinnrade
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



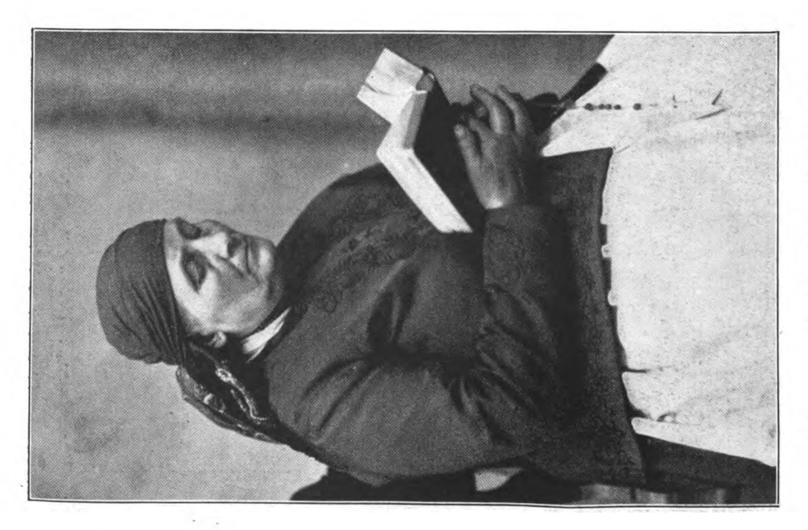
**Die Sagenerzählerin Franziska Prause in Lauterbach
Am Spulrade.**
(Phot. Lindermann, Lauterbach)



Sonntagsstaat (Neundorf, Grafschaft Glatz)
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



Bauer in Fuchspelzmütze (O.-Schl.)
(Phot. Anders, Beuthen O.-Schl.)



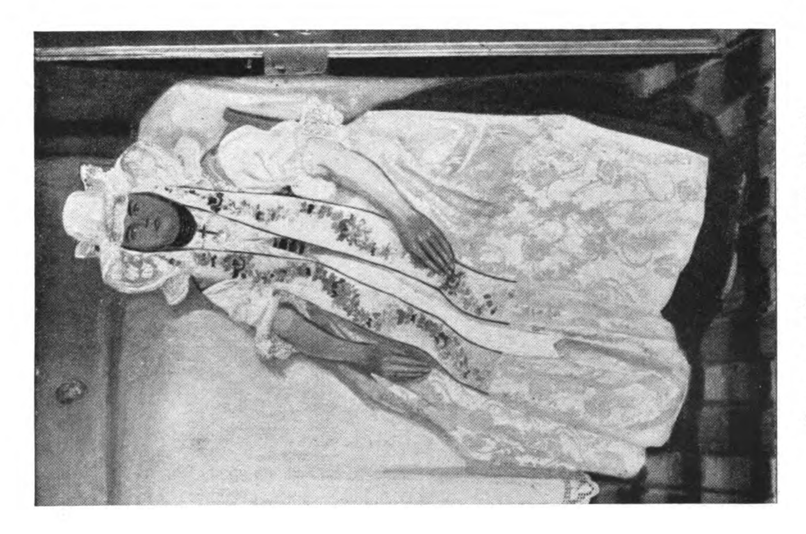
Bäuerin mit Kopftuch (O.-Schl.)
(Phot. Anders, Beuthen O.-Schl.)



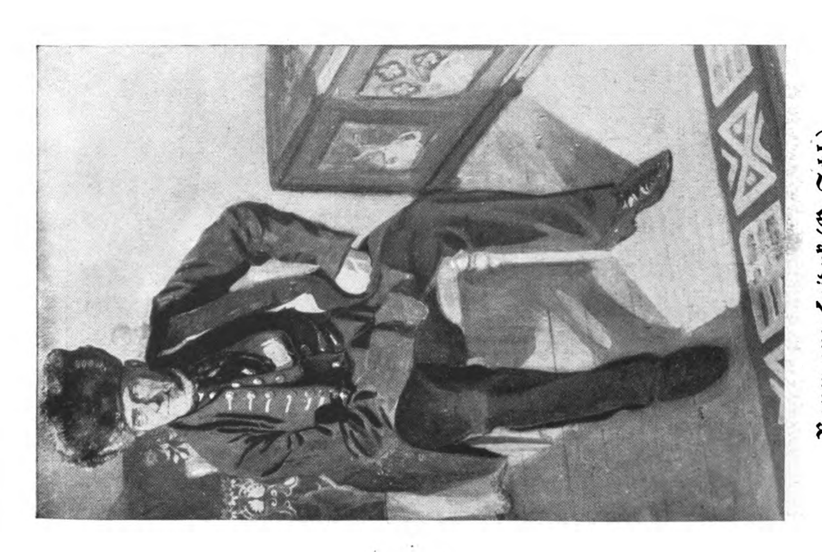
Kränzelpaar (O.-Schl.)
(Phot. Anders, Beuthen O.-Schl.)



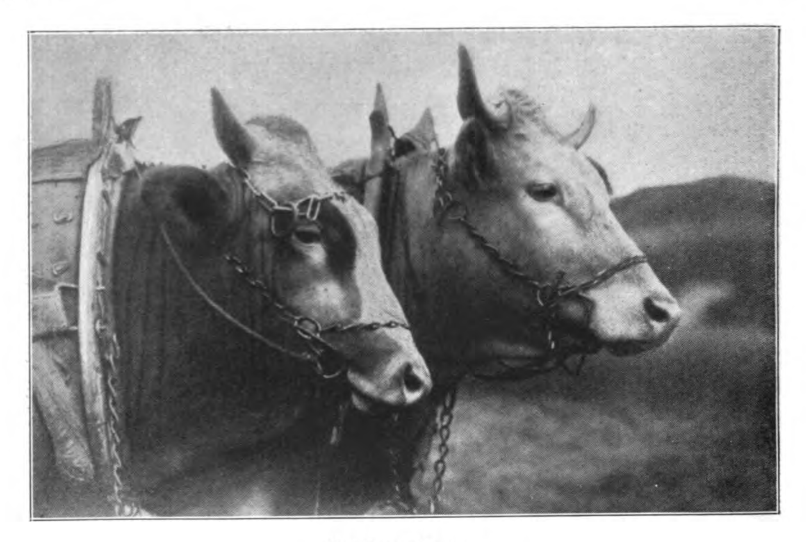
Brautpaar (O.-Schl.)
(Phot. Anders, Beuthen O.-Schl.)



Frau aus Chorzow (O.-Schl.)
(Gemälde von Paul Segieth)



Bauer aus Haiduk (O.-Schl.)
(Gemälde von Paul Segieth)



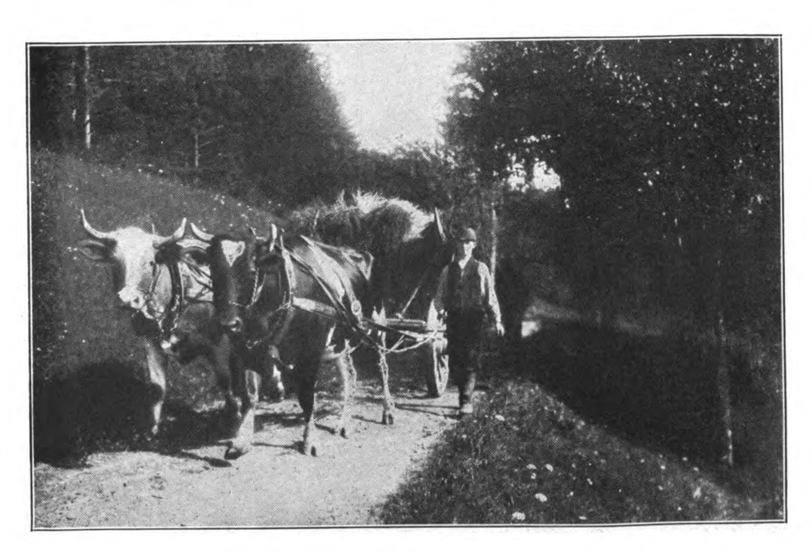
Ochsengespann
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



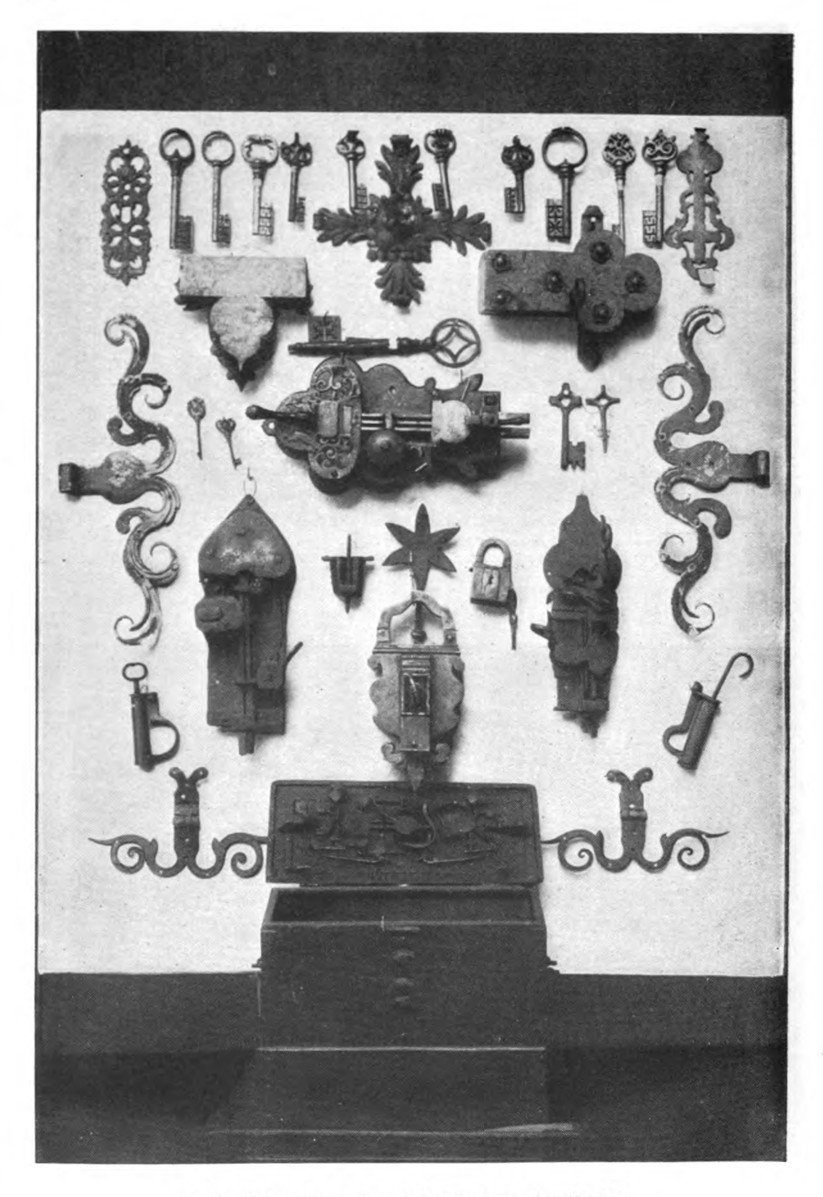
Auf dem Felde
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



In der Ernte
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



Futterholen
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



Schmiedearbeiten des Museums in Neiße



Zinnbecher
(Aus: Schlesiens Vorzeit, VII, 2)



Der große Topf in Bunzlau
(Photothek, Berlin)



Breslauer Vogelschützenkönig (18. Jh.)



Breslauer Bürgerschützenkönig (18. Jh.)



(Aus: Schlesiens Vorzeit, VII, 2)



Schützenschmuck der Neißer Gilde
(Museum in Neiße)







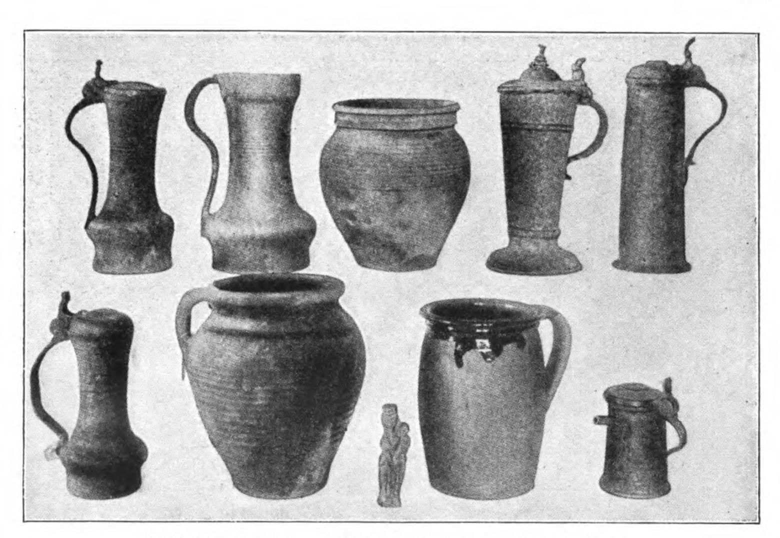
Kleinodien der Breslauer Zwingerschützen
(Aus: Schlesiens Vorzeit, VII, 2)



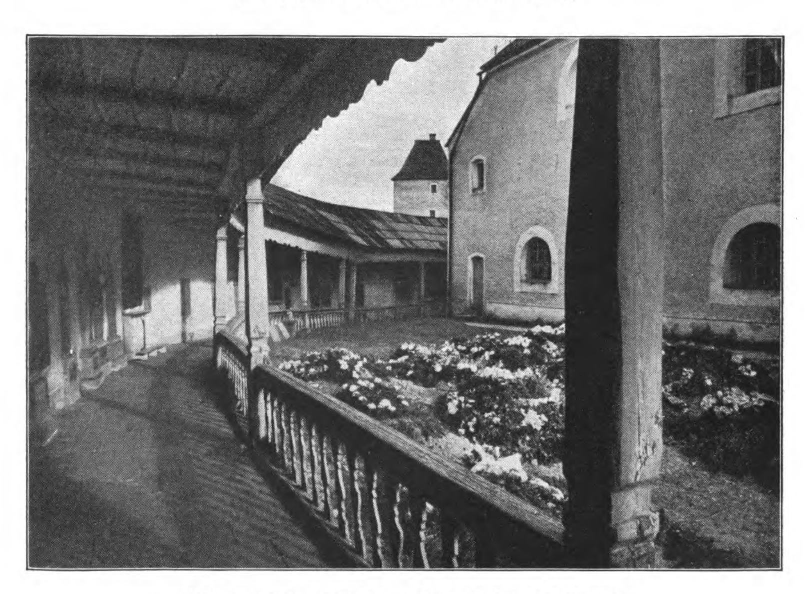
Abendmahlszene des Grafenorter Passionsspiels
(Phot. Goebel, Glatz)



Kreuzigungsszene des Grafenorter Passionsspiels
(Phot. Goebel, Glatz)



Gefäße aus dem Baugrunde Liegnitzer Häuser
(Geschichts- und Altertumsmuseum Liegnitz)



Kirchhof in Eisersdorf (Grafschaft Glatz)
(Phot. Marx, Glatz)

Gebeth

zu der

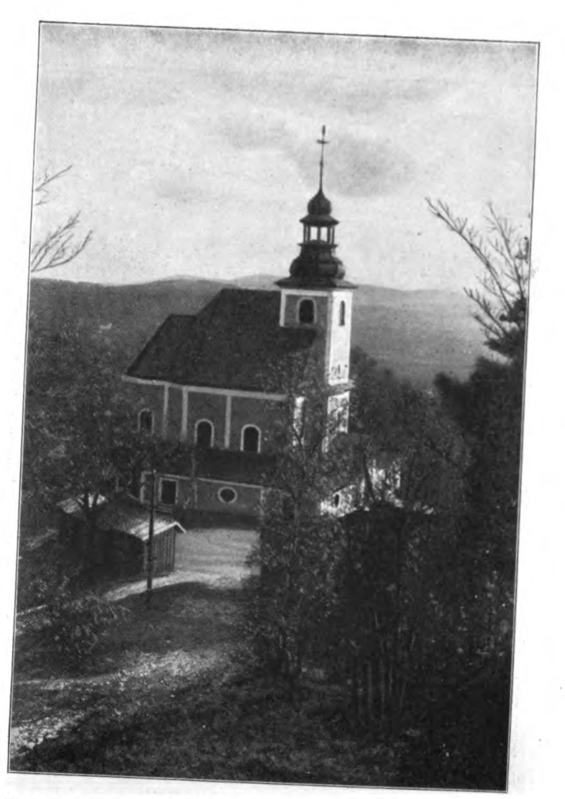
Heiligen Jungfrau und Martirin

Wilgefort oder Kümmerniß,

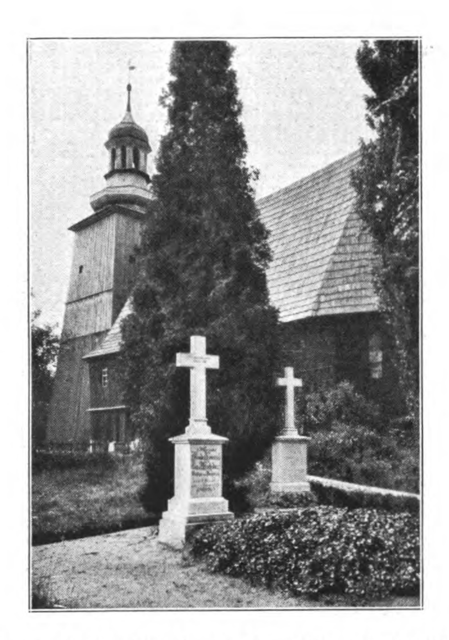
Patronin in Kummer- und Trübsal.

1830.

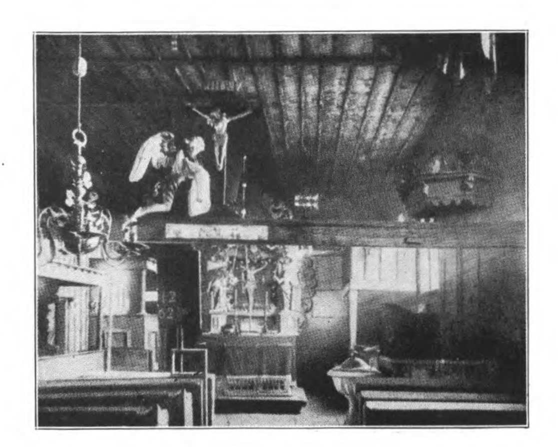
Titelbild eines St. Kümmernis-Gebetes



Wallfahrtskapelle Maria Schnee (Grafschaft Glatz)
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)



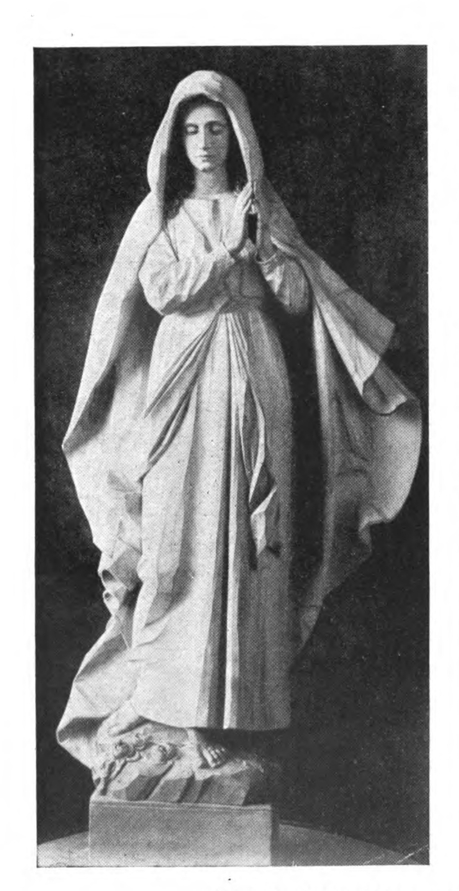
Evangelische Kirche in Proschlitz (O.-Schl.)
(Aus: Nitschke, Geschichte des Dorfes Proschlitz)



Inneres der Kirche zu Bischdorf (O.-Schl.)
(Phot.: Hauptlehrer Przysembel, Bischdorf)



Holzschnitzaltar in Wölfelsgrund
(Phot. Langer, Wölfelsgrund)





Aus der Warmbrunner Holzschnitzschule



Der Schöne Brunnen in Neiße
(Aufnahme der Staatlichen Lichtbildstelle, Berlin)

21. Heft: Friedrich de la Motte Fouqué als Erzähler von Dr. Lothar Jeuthe. 1910. 169 Seiten. Geheftet 4.40 Rm.

22. Heft: Goethe und August von Kotzebue von Dr. Gerhard Stenger. 1910. 184 Seiten. Geheftet 4.40 Rm.

23. Heft: Die schlesischen Musenalmanache von 1773—1823 von Rudolf Herzog. 1912. 160 Seiten. Geheftet 3.80 Rm.

24. Heft: Ludwig Achim von Arnim als Dramatiker von Dr. Max Hartmann. 1911. 136 Seiten. Geheftet 3.40 Rm.

25. Heft: Die Romane Johann Timotheus Hermes. Von Dr. Konstantin Muskalla. 1912. 95 Seiten. Geheftet 2.40 Rm.

26. Heft: Die Romane von Friedrich von Uechtritz von Dr. Curt Meyer. 1911. 98 Seiten. Geheftet 2.50 Rm.

27. Heft: Augustus Bohse, genannt Talander. Ein Beitrag zur Geschichte der galanten Zeit in Deutschland von Dr. Ernst Schubert. 1911. 117 Seiten. Geheftet 3.— Rm.

28. Heft: Holtei als Dramatiker von Dr. Alfred Moschner. 1911. 193 Seiten. Geheftet 4.60 Rm.

29. Heft: Die Operndichtung der deutschen Romantik von Dr. Martin Ehrenhaus. 1911. 104 Seiten. Geheftet 2.50 Rm.

30. Heft: Dietrich von Bern in der neueren Literatur von Dr. Bruno Altaner. 1912. 122 Seiten. Geheftet 3.— Rm.

Literatur zur schlesischen Geschichte für die Jahre 1920 bis 1922.

Von **H. Bellée.** Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. 1924. 81 Seiten. Geheftet 1.50 Rm.

Schlesische Jahrbücher für Geistes- und Naturwissenschaften.

Herausgegeben von **Rudolf Lehmann, Wilhelm Volz** und **Otto Günther.**

Jahrgang I. 1923.	Nr. 1/2.	Seite 1—133	Steif geheftet 1.70 Rm.
	Nr. 3/4.	Seite 135—274	Steif geheftet 1.80 Rm.
Jahrgang II. 1924.	Nr. 1.	Seite 1—73	Steif geheftet —.90 Rm.
	Nr. 2.	Seite 75—142	Steif geheftet 1.— Rm.
	Nr. 3.	Seite 143—228	Steif geheftet 1.10 Rm.

